



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

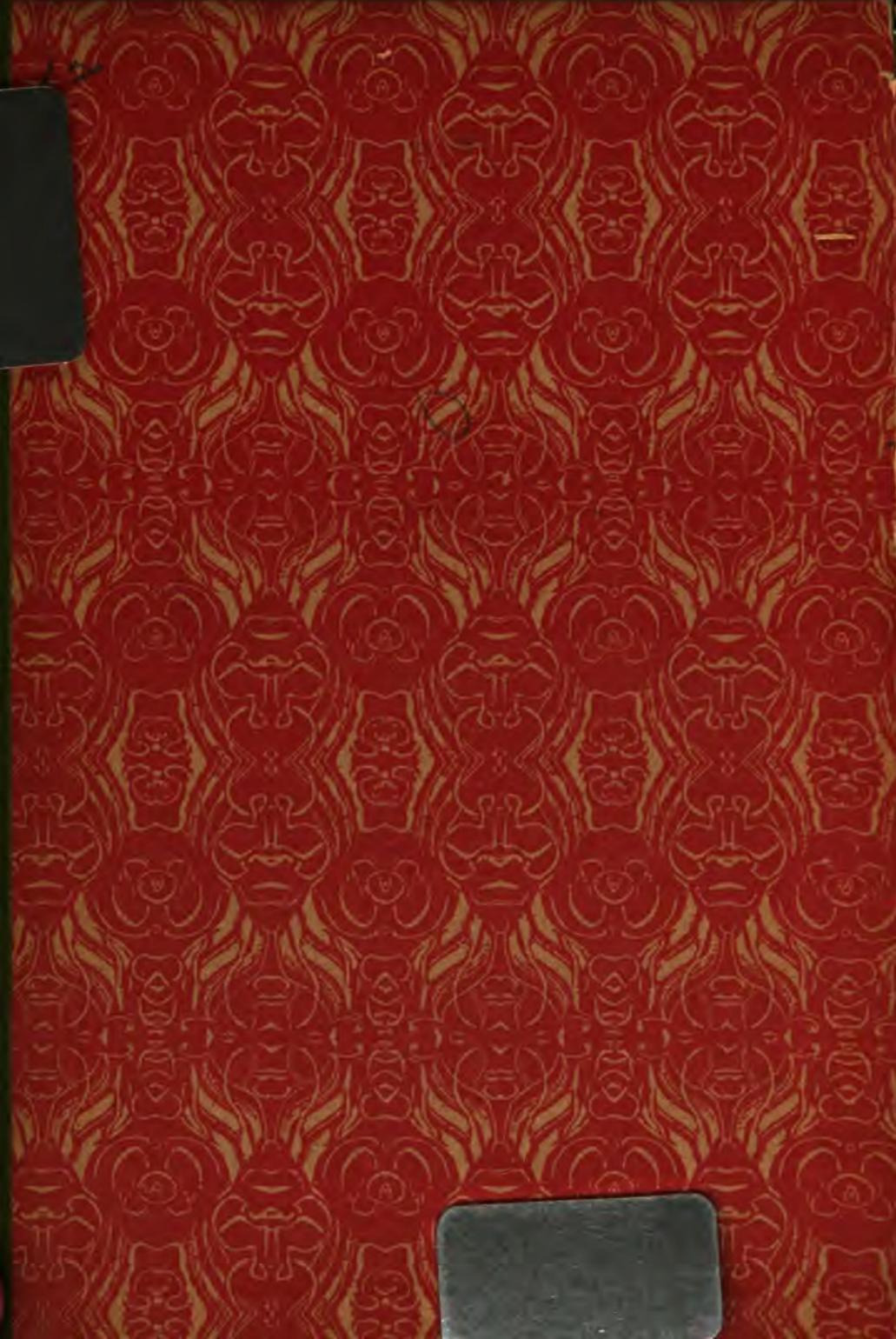
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

RUDOLPH STRATZ
Es warein Traum





J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
 Stuttgart und Berlin

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch
 in Leinwand gebunden zu beziehen

==== Preis für den Einband 1 Mark ====

	Geheftet
Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 3. Aufl.	M. 3.50
— „ — Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte 2. Auflage	M. 2.—
— „ — Senitschka. Eine Ausschweifung Zwei Erzählungen	M. 2.50
— „ — Menschenkinder. Novellencyklus. 2. Auflage	M. 3.50
— „ — Ma. Ein Porträt. 2. Auflage	M. 2.50
— „ — Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Auflage	M. 3.50
Anzengruber, Ludwig, Wolken und Sonn'schein 2. Auflage	M. 3.—
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis	M. 3.—
— „ — Norcks Offiziere. Historischer Roman	M. 3.50
Bertsch, Hugo, Die Geschwister. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. 5. Auflage	M. 2.50
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend	M. 4.—
Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl.	M. 3.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land	M. 3.—
Boy-Lé, Ida, Die Lampe der Psyche. 2. Auflage	M. 4.—
— „ — Um Helena. 2. Auflage	M. 3.50
— „ — Die stände Land. 3. Auflage	M. 3.50
Bülow, Frieda v., Kara	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage	M. 3.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen	M. 2.50
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 4. Aufl.	M. 3.—
— „ — Božena. Erzählung. 6. Auflage	M. 3.—
— „ — Margarete. 5. Auflage	M. 2.—
— Moritz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten	M. 2.—
Edstein, Ernst, Nero. 7. Auflage	M. 5.—

49 X 578

NGL
Stratz

	Gebunden
Ertl, Emil, Mistral. Novellen	M. 3.—
Sontane, Theodor, Quitt. 2. Auflage	M. 3.—
—, — Unwiederbringlich. 4. Auflage	M. 3.—
Sulda, E., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Aufl.	M. 2.—
Gleichen-Rußwurm, A. Freiherr v., Vergeltung	M. 3.50
Grimm, German, Unüberwindliche Mächte. 2 Bde.	
3. Auflage	M. 8.—
Gaushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman	M. 3.50
Geer, J. C., An heiligen Wassern. 15. Auflage	M. 3.50
—, — Der König der Bernina. 17. Auflage	M. 3.50
—, — Selix Norvest. 7. Auflage	M. 3.50
—, — Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. 6. Aufl.	M. 3.50
Geilborn, Ernst, Kleefeld	M. 2.—
Geysel, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage	M. 3.50
—, — Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage	M. 1.—
—, — Meraner Novellen. 10. Auflage	M. 3.50
—, — Novellen vom Gardasee. 3. Auflage	M. 4.50
—, — Kinder der Welt. 2 Bände. 21. Auflage	M. 7.20
—, — Unvergeßbare Worte und andere Novellen.	
5. Auflage	M. 3.60
Gillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl.	M. 1.50
—, — Ein alter Streit. 3. Auflage	M. 3.—
—, — Der Gewaltigste. 3. Auflage	M. 3.50
—, — Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage	M. 5.—
Göcker, Paul Oskar, Väterchen	M. 3.—
Gopfen, S., Der letzte Zieb. Eine Studentengeschichte	
4. Auflage	M. 2.50
Guch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. 4. Auflage	M. 4.—
Junghans, Sophie, Schwertlilie. 2. Auflage	M. 4.—
Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen	
2. Auflage	M. 2.50
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen	M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen	M. 2.50
Lindau, Paul, Der Zug nach dem Westen. 10. Aufl.	M. 4.—
—, — Arme Mädchen. 8. Auflage	M. 4.—
—, — Spitzen. 7. Auflage	M. 4.—
Loti, Pierre, Japanische Gerbsteindrücke	M. 3.—

	Gebettet
Mauthner, Fritz, <i>Sypatia</i> . 2. Auflage	M. 3.50
Meyer-Sörster, Wilhelm, <i>Eldena</i> . 2. Auflage	M. 3.—
Meyerhof-Silbeck, Leonie, <i>Töchter der Zeit</i> Münchener Roman	M. 3.—
Muellenbach, E. (E. Lenbach), <i>Abwärts</i> . Erzählungen	M. 3.—
—, — <i>Vom heißen Stein</i>	M. 3.—
—, — <i>Aphrodite und andere Novellen</i>	M. 3.—
Petri, Julius, <i>Pater peccavi!</i>	M. 3.—
Prel, Karl du, <i>Das Kreuz am Ferner</i> . 2. Auflage	M. 5.—
Proelß, Johannes, <i>Bilderstürmer!</i> 2. Auflage	M. 4.—
Riehl, W. S., <i>Aus der Ecke</i> . Sieben Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—, — <i>Neues Novellenbuch</i> . 3. Auflage. (6. Abdruck)	M. 4.—
—, — <i>Am Feiertagabend</i> . Sechs neue Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—, — <i>Kulturgeschichtliche Novellen</i> . 5. Auflage	M. 4.—
Saitschick, Robert, <i>Aus der Tiefe</i> . Ein Lebensbuch	M. 2.—
Schunfui, Tamenaga, <i>Treu bis in den Tod</i> Historischer Roman	M. 3.—
Seidel, Heinrich, <i>Leberecht Zühnchen</i> . Gesamtausgabe 2. Auflage (11.—15. Tausend)	M. 4.—
—, — <i>Vorstadtgeschichten</i> . Gesamtausgabe. Erste Reihe	M. 4.—
—, — " " Zweite Reihe	M. 4.—
—, — <i>Seimatgeschichten</i> . Gesamtausgabe. Erste Reihe	M. 4.—
—, — " " Zweite Reihe	M. 4.—
—, — <i>Von Perlin nach Berlin</i> . Aus meinem Leben Gesamtausgabe	M. 4.—
—, — <i>Phantasiestücke</i> . Gesamtausgabe	M. 4.—
Skowronnek, Richard, <i>Der Bruchhof</i> . 2. Aufl.	M. 3.—
Stegemann, Hermann, <i>Stille Wasser</i>	M. 3.—
—, — <i>Der Gebieter</i>	M. 2.50
Stratz, Rudolph, <i>Der weiße Tod</i> . 8. Auflage	M. 3.—
—, — <i>Buch der Liebe</i> . Sechs Novellen. 2. Auflage	M. 2.50
—, — <i>Der arme Konrad</i> . 3. Auflage	M. 3.—
—, — <i>Die letzte Wahl</i> . 3. Auflage	M. 3.50
—, — <i>Montblanc</i> . 5. Auflage	M. 3.—
—, — <i>Die ewige Burg</i> . 4. Auflage	M. 3.—
—, — <i>Die thörichte Jungfrau</i> . 5. Auflage	M. 3.50
—, — <i>Alt-Seidelberg, du Seine . . .</i> 6. Auflage	M. 3.50
—, — <i>Es war ein Traum</i> . Berliner Novellen. 4. Aufl.	M. 3.50

	Gebietet
Sudermann, Hermann, Frau Sorge. 71. Auflage	M. 3.50
—, — Geschwister. Zwei Novellen. 26. Auflage	M. 3.50
—, — Der Katzensteg. 58. Auflage	M. 3.50
—, — Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 29. Aufl.	M. 2.—
—, — Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 26. Auflage	M. 2.—
—, — Es war. 34. Auflage	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl.	M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristenovellen	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Stribolins heimliche Ehe. 3. Aufl.	M. 2.50
—, — Meister Amor. 3. Auflage	M. 3.50
—, — Novellen aus der Heimat. 2. Auflage	M. 3.50
—, — Hermann Iffinger. 6. Auflage	M. 4.—
—, — Der Dornenweg. 4. Auflage	M. 3.50
—, — Die Osterinsel. 4. Auflage	M. 4.—
—, — Die Rothenburger. 6. Auflage	M. 3.—
—, — Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—
—, — Hildegard Mahlmann. 3. Auflage	M. 3.50
—, — Schleichendes Gift. 3. Auflage	M. 3.—
—, — Die glückliche Frau. 4. Auflage	M. 3.—
—, — Vater Robinson. 3. Auflage	M. 3.—
—, — Der Sänger. 4. Auflage	M. 4.—
—, — Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50
—, — Feuerblumen. 3. Auflage	M. 3.—
—, — Franz. 3. Auflage	M. 3.50
—, — Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—
—, — Ein Mecklenburger. 3. Auflage	M. 3.—
—, — Villa Maria. 3. Auflage	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 12. Auflage	M. 4.—
Worms, Karl, Du bist mein. Zeitroman	M. 4.—
—, — Thoms friert	M. 4.—
—, — Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen	M. 3.—



Es war ein Traum



Berliner Novellen

von

Rudolph Straß

b

Inhalt:

Es war ein Traum. Aus der Jugendzeit. Es war ein alter König.
Der böse Geist.

Vierte Auflage



LTB

Stuttgart und Berlin 1903

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

MARK

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
525348H
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1950 L

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

	Seite
Es war ein Traum	9
Aus der Jugendzeit	103
Es war ein alter König	161
Der böse Geist	289



.....
.....
.....
.....
.....
.....

Es war ein Traum

.....
.....
.....
.....

Es war ein Traum

I

Doktor Siegfried Elkan saß an seinem Schreibtisch und arbeitete am Schluß seiner Universitätsvorlesung für das nächste Kolleg:

„Wie auf allen streitigen Grenzgebieten der Wissenschaften, finden wir auch auf unserem Ackerfeld zwischen Medizin und Philosophie lockende Spekulationen in Menge, wie die Dinge sein könnten oder sein sollten. Allein wir müssen auch hier auf dem Boden der Tatsachen bleiben und wissen: das Gesetz der Natur ist unabänderlich. Was sie vereinigt, werden wir nie trennen. Was sie scheidet, kann all unser Wunsch und Weisheit nicht verbinden . . .“

Er liebte diese stillen Nachmittagsstunden, wenn von unten nur gedämpft der Lärm des winterlichen Berliner Straßenlebens herausscholl und sonst sich nichts in seiner Junggesellenwohnung rührte. Umso mehr störte ihn der Wortwechsel, der sich im Flur entsponnen hatte. Er unterschied das Flüstern seiner Wirtschaftlerin und eine gleichfalls gedämpfte Männerstimme, die in ostpreußischer Mundart sprach. Dann trat die Hüterin seines Hauses ein, schuldbewußt — denn sie durfte eigentlich um diese Zeit nicht stören —

und meldete: „Herr Doktor! Es ist ein Dragoner draußen!“

Siegfried Elkan schob erstaunt den Zwicker zurecht. „Ein Dragoner? Was will er denn?“

„Er sucht einen Arzt. Es sei eilig. Er sei schon umsonst in der ganzen Nachbarschaft herumgelaufen. Alles weg!“

„Also lassen Sie ihn hereinkommen!“

Als der Dragoner sporenklirrend eintrat, erhob sich der junge Gelehrte und sah ihn unsicher an. Seine militärischen Kenntnisse waren, da er nie gedient hatte, gleich Null. Er hielt den hübschen Menschen mit dem aufgedrehten Schnurrbart für einen Offizier. Aber da schlug jener stramm stehend die Hacken zusammen. Es war also doch ein Gemeiner.

„Ich soll einen Arzt holen!“ meldete er laut und bestimmt.

„Ja, mein Lieber!“ sagte Siegfried Elkan. „Ich bin allerdings auch Doktor der Medizin. Aber ich praktiziere nicht. Ich bin Privatdozent der Physiologie an der Berliner Universität.“

Das verstand der Dragoner natürlich nicht, sondern wiederholte: „Ich soll nur rasch den nächsten Arzt holen!“

„Ist denn ein Unglück passiert?“

„Das Fräulein ist in der Reitbahn vom Pferd gefallen und eben in der Droschke nach Hause gekommen. Die rechte Hand tut ihr so weh.“

„Und Sie haben nirgends einen Doktor auf-treiben können?“

„Nein.“

„Na — dann kommen Sie in Gottes Namen!“

Der Bursche war mißtrauisch geworden. Er zögerte. „Aber Sie sind doch ein richtiger Doktor?“

Siegfried Elkan, der seinen Radmantel umhing, lachte. „Zur ersten Hilfe reicht es noch. Ist es weit?“

„Gerade um die Ecke, in der Lützowstraße.“

Das Haus in der Lützowstraße, das sie nach zwei Minuten betraten, öffnete seine Türe auf einen Klingelzug von selbst. Es war also nicht eigentlich „herrschaftlich“. Der Pförtner fehlte. Und mehr noch: Sie stiegen im Innern nicht die auch schon ziemlich einfache Vordertreppe hinauf, sondern gingen über den Hof in eines jener Hinterhäuser, die man aus Höflichkeit „Gartenwohnung“ nennt, da zwei Stiegen empor zu einem Porzellanschilde, auf dem „von Lützelhardt“ stand.

Als der Dragoner öffnete, rief von innen eine Mädchenstimme: „Sind Sie's, Abrameit?“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein. Ich habe den Herrn Doktor mitgebracht!“

„Gott sei Dank! Ach, bitte — kommen Sie doch herein, Herr Doktor! Ich fürchte so: Mein Handgelenk ist entzwei!“

Er gab seinen Mantel dem Burschen. „Nur Mut! Es wird schon nicht so schlimm sein!“

„Doch! Es tut infam weh! Wir haben uns nach allen Regeln der Kunst überschlagen; der Gaul wurde scheu und ging einfach hoch — über die

Bandentüre . . . o . . . mir brummt noch der ganze Schädel!"

Während sie das erzählte, war er eingetreten. Sie stuzte bei seinem Anblick ein wenig und schaute ihn ebenso mißtrauisch an wie vorher der Dragoner Abrameit. Er stellte sich vor: „Doktor Elkan! Gebrochen ist an Ihrem Arm nichts. Sonst würden Sie nicht so damit herumfuchteln. Aber nun setzen Sie sich bitte einmal und halten Sie still! Können Sie den Armel noch höher aufstreifen? Bis zum Ellbogen — so.“

Ohne sie näher anzusehen, nahm er neben ihr Platz und vertiefte sich in die Untersuchung. Er drehte die magere, nicht übermäßig zarte Hand nach verschiedenen Richtungen, drückte und tastete. Eine Weile war sie stumm. Dann zuckte sie zusammen: „Au! — o Gott!“ und entschuldigte sich gleich darauf. „Ich bin ganz nervös . . . von dem Schrecken vorhin . . .“

Er hielt den Blick auf das gerötete Handgelenk gerichtet. „Sie haben Courage genug. Andere hätten schon lange geschrien.“

„Nein — so bin ich gar nicht!“ sagte sie trotzig, biß die Lippen zusammen und rührte sich nicht mehr, bis er zu Ende war und ihr sein Gesicht zuwandte. „Also: Es ist nichts entzwei! Nur eine leichte Sehnenzerrung. Ich lege Ihnen den Arm in eine Schlinge. Es ist bald wieder gut!“

„Na, schön!“ sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung. „Da hab' ich wieder einmal mehr

Glück als sonst was gehabt. So geht's mir meistens.“ Sie stand auf, die rechte Hand wie ein Kind auf dem linken Arm wiegend. „Was brauchen Sie jetzt, Herr Doktor? Tücher?“

„Ja — wenn ich bitten darf!“

Sie lief ins Nebenzimmer und kam mit einem Paß Weißzeug zurück. Und zum ersten Male merkte er jetzt, wo die ärztliche Pflicht getan, wie hübsch sie war.

Sie hatte etwas Knabenhaftes. Nicht nur in der Gestalt, die schlank und dünn wie eine Gerte war, sondern auch im Antlitz. Das war feck und sorglos, mit krausen Haarbüscheln um Stirn und Ohren. Und irgend eine anziehende Unregelmäßigkeit darin. Er konnte nicht gleich erkennen, was.

Sie begegnete seinem Blick und lachte. „Ja — Sie als Arzt sehen mir natürlich an, daß das nicht das erste Mal ist. Vor einem Jahr habe ich mir glücklich das Nasenbein ein bißchen gebrochen. Aber man sieht es doch kaum mehr — nicht wahr?“

„Es steht Ihnen ganz gut!“ sagte er, und nicht nur aus Höflichkeit. Diese kaum merkbare Verschiebung der Linie zwischen den Augen gab ihrem schmalen, lebenslustigen Gesichtchen einen fremdartigen Zug. Es kam etwas von einer Zigeunerin dabei heraus.

Während er ihr den Verband anlegte, sprachen sie nichts, und Siegfried Elkan frug sich im stillen: Merkwürdig, daß sie so allein in der Wohnung ist!

Sie erriet seine Gedanken halb und halb. „So — danke!“ nickte sie und schaukelte prüfend den Arm in

der Schlinge. „Jetzt bin ich gespannt auf die Schelte, die mir bevorstehen. Erst, wenn mein Vater nach Hause kommt — das geht noch! Dann, wenn mein Vetter kommt — das wird gut! Na — ich setze mich an den Tisch und halte mir die Ohren zu und pfeife — ja so — das kann ich ja nicht — ich bin ja Invalide.“

Sie lachte wieder sorglos und warf einen Blick auf das Notizbuch, das er herausgezogen. „Was wollen Sie denn noch wissen, Herr Doktor?“

„Nur Ihren Namen — wenn ich bitten darf.“

„Ich heiße Della — ach so, Papas Namen meinen Sie natürlich: Major a. D. Freiherr von Lützelhardt.“

„Papa ist jetzt für die Marine tätig,“ fuhr sie fort und wies auf die Wände des einfach und geschmacklos in abgeblaster Duzendeleganz gehaltenen Zimmers, die statt der üblichen Stahlstiche und Photographien allerhand Tabellen und Längsdurchschnitte von Kriegsschiffen bedeckten. „Im Flottenverein! Sind Sie auch im Flottenverein?“

„Nein, gnädiges Fräulein!“ Siegfried Elkan beugte sich vor und ordnete einen Knoten an der Schlinge noch fester an. Dabei umwehte ihn ein ganz feiner, kaum merklicher Stallgeruch und er dachte sich: die ist wirklich wie ein hübscher kleiner Stalljunge. Viel mehr Kind als Weib, trotz ihrer zwanzig Jahre!

„Gehört denn dieses tückische Pferd Ihnen?“ frug er.

Das stimmte Yella heiter. Er hatte das so rührend naiv gesagt. „O Gott — ich und ein Vollbluthengst! Fragen Sie doch lieber gleich, ob ich nicht Rothschild zum Onkel habe! Nein — mein Vetter Diether hier auf der Kriegsakademie — der, dessen Bursche sie eben holte — also der hat einen Freund, der eben in Indien ist — ein Jahr à la suite des Regiments. Auf dem seine Pferde paßt Diether auf und ich reite sie heimlich, wenn er es nicht merkt!“

„Aber heute kommt der Unfug zu Tag?“ Er stand mit ernster Miene auf.

„Ja. Na — wenn schon! Aber sagen Sie, Herr Doktor: Ist bis übermorgen der Arm gesund?“

„Hoffentlich. Warum?“

„Am dreiundzwanzigsten Dezember ist immer ein kleines Fest bei uns. Es ist der Jahrestag, an dem Papa sein eisernes Kreuz erster Klasse erworben hat — der Tag der Schlacht an der Hallue — Sie wissen . . .“

Siegfried Elkan hatte keine Ahnung, daß man sich 1870/71 auch an der Hallue geschlagen. Aber er nickte und sagte: „O — freilich.“

Dabei nahm er seinen Hut. „Ich werde Nachmittags noch einmal herankommen. Also auf Wiedersehen!“

„Danke schön!“ Sie begleitete ihn bis zur Flurtüre und schüttelte ihm mit ihrer Linken verb und unbefangen die Hand. „Ein Glück, daß der Abrameit Sie gerade zu Hause getroffen hat. Sonst säß' ich noch so da, wie ich vom Pferde geplumpft bin.“

Eigentlich eine Schande! Man sitzt eben so unsicher! Ich kann auch als Junge reiten. Aber das schickt sich ja nicht. Nun will ich Sie aber nicht aufhalten, damit Sie auch zu Ihren anderen Patienten kommen!"

"Ich habe keine, mein Fräulein!" sagte Siegfried Elkan. "Ich bin allerdings auch Doktor der Medizin, aber in erster Linie Doktor der Philosophie . . ."

"Beides?"

Er bejahte.

"Aber das muß ja fürchterlich sein!" Sie griff sich an den Kopf. "Mir wird schon seekrank bei dem bloßen Gedanken!"

"Sind Sie denn schon einmal zur See gefahren?"

"Einmal zu Pfingsten — nach Rügen. Sie auch?"

Siegfried Elkan hing sich den Mantel um. "Ich bin schon rund um die Erde gesegelt, gnädiges Fräulein!"

Sie schaute ihn andächtig an und sagte: "Schrecklich! Wohl als Schiffsarzt?"

"Warum meinen Sie das?"

"Na — weil's dann nichts kostet!"

Er lachte. "Ich habe die Kosten noch aufgetrieben! Hier als Privatdozent spinne ich ja auch keine Seide . . ."

"Was lehren Sie denn da?"

"Ich lese zur Zeit über physiologische Psychologie!"

"Sie Armster! Ich hab's mir aber gleich gedacht, wie der Abrameit Sie hereinbrachte: Das ist gar kein richtiger Doktor!"

"Na, na!" sagte Siegfried Elkan gutmütig.

Sie wurde ein bißchen rot und sah sehr hübsch aus. „Ich meine natürlich: viel mehr wie ein richtiger Doktor! Etwas Höheres! Wissen Sie: An mein Geschwurbel müssen Sie sich schon gewöhnen! Wenn man so den ganzen Tag mit meinem Vetter und den Leutnants herumläuft und in der Reitbahn herumsteht — viel schlauer wird man davon nicht! Also nochmals schönen Dank!“

„Auf heute nachmittag!“ wiederholte Siegfried Elkan, grüßte die kleine Turfzigeunerin und stieg die Treppe hinab.

Untermwegs hörte er von unten her Sporenklirren. Ein Dragonerleutnant eilte, zwei Stufen auf einmal nehmend, das Stiegenhaus herauf. Es war ein hübscher, blonder Mensch mit offenen Zügen, aber finster und verdrießlich aussehend, einen erloschenen und wie im Zorn zerkaute Zigarettenstummel schief im Mundwinkel. Im Vorübergehen warf er dem jungen jüdischen Gelehrten einen scharfen, nicht sehr verbindlichen Blick zu.

Das war wohl der mehrgenannte Vetter Diether.

Siegfried Elkan trat langsam auf die Straße. Er ärgerte sich über diesen Dragonerleutnant und wußte selbst nicht, warum.

II

Der junge Offizier zog inzwischen oben energisch die Klingel, schob seinen öffnenden Burschen Abrameit,

der in seinen Mußestunden als Mädchen für alles in der Lützelhardtschen Wohnung tätig war, zur Seite und trat ohne weiteres in das mit den Schiffstabellen und Fregattendurchschnitten geschmückte Wohnzimmer. Nella erwartete ihn dort, trotzig und kampflustig wie ein verwundeter Soldat, das weiße Dreieck der Armbinde scharf von dem Schwarz des Reitkleides abgehoben, das knapp ihre gertenschlanke, schmal schulterige und schmalhüftige Gestalt umschloß.

„Guten Tag!“

„. . .? Tag, Dietherchen!“

„Was war denn das für ein Kerl, der da eben von dir wegging?“

„Der Doktor!“

„Was sagt er?“

Sie machte eine geringschägige Bewegung mit der gefunden Hand. „Bah! Kleiner Rumppler! Einfach lachbar! Übermorgen fork' ich selbst beim Fest den Mathäus Müller auf!“

„Also nichts kaput?“

„Nee, Diether — Unkraut verdirbt nicht!“

Daraufhin wendete sich der Dragonerleutnant ab und rief mit schallender Stimme: „Abrameit!“ Und als der Bursche vor ihm stand, fuhr er fort: „Abrameit! Wenn das gnädige Fräulein wieder einmal mit dem Pferd Malheur hat, so bringst du einen christlichen Arzt ins Haus. Einen Mann mit blonden Haaren. Einen Militärarzt. Verstanden, alter Freund? Rede nicht! Ab!“

Abrameit machte Kehrt und dachte sich sein Teil.

Als er fort war, sagte Yella: „Was hast du denn gegen den Doktor?“

„Ich habe gar nichts gegen ihn. Ich kenne ihn ja gar nicht. Ich mag bloß diese Leute nicht. Es ist mir ein unangenehmer Gedanke, daß so jemand sich an deiner Person zu schaffen macht!“

„So? Nun — er hat mich so zart angefaßt — so sanft . . .“

„Ach, wirklich?“ sagte der Dragoner höhniſch. Er war in sehr schlechter Laune. Das trat umsomehr hervor, als sein an sich gutmütiges, sommerproſſiges Geſicht dadurch einen düſteren Ausdruck trug, daß der rechte Augapfel mit einer Anzahl kleiner roter Pünktchen durchſetzt war — die Folge eines Sturzes auf der Rennbahn und ein Gegenſtück zu Yellas kaum merklich zwiſchen den Augen verſhobener Geſichtslinie. Die beiden ſahen ſich ähnlich.

Sie wurde trozig. „Heute nachmittag kommt er wieder! Er iſt eben anders wie ihr! Du machſt in fünf Minuten mit deinem Säbel und deinem Geſchimpfe auf den Dienſt mehr Lärm als der in einem ganzen Jahr. Er hat ſo was Stilles — ſo was Behleidiges — Liebes — und ein ganz, ganz bißchen Humor. Aber ich glaube: Er iſt melancholiſch von Natur!“

„Meinetwegen!“

„Er hat ſo große ſchwermütige Augen. Und auch wenn er lächelt — — Es iſt alles ſo fein an ihm . . . Eigentlich iſt er ein ganz hübscher Menſch in ſeiner Art — nicht?“

„Ach — laß mich jetzt in Ruhe mit dem Kerl!“
Diether setzte sich ärgerlich hin.

„Er ist doch interessant! Leutnants habe ich schon massenhaft kennen gelernt, aber noch nie jemanden, der doppelter Doktor ist und rund um die Welt gesehelt. Auf eigene Kosten! Er muß viel Geld haben!“

„Ja — Geld!“ wiederholte Diether von Ottenhöfen düster.

Seine Waise setzte sich ihm gegenüber an den Tisch, stützte den Kopf auf den Arm und wartete auf die Strafpredigt wegen des unbefugten Besteigens des Hengstes. Nach seinem Gesichtsausdruck konnte die Geschichte schön werden.

Na — wenn schon! Sie nahm nicht leicht etwas übel. Dem Better am wenigsten. Sie war ein guter Kamerad. Also los mit der Pause! Alles auf Erden geht vorüber.

Aber zu ihrem maßlosen Erstaunen sagte der Rennreiter ganz weich und ernst: „Kleine . . . wenn du dir nun das Genick gebrochen hättest!“

„Was wäre denn das für ein Verlust?“

„Es wäre doch schade!“

„Bah! Lieber Gott . . . Was hat man denn schließlich vom Leben!“

„Du mußt doch auch an die anderen denken!“

„Ihr seid auch ohne mich fidel! Ob ich da mitlaufe oder nicht! In einem Jahr sagt ihr höchstens einmal beim Hinausreiten nach dem Grunewald: ‚Schad‘ um die kleine Büchelhardt! War doch ein

tüchtiges Mädchen! Und wenn dann die Hunde kommen und es bläst auf den Hörnern, dann bin ich schon wieder vergessen. O — ich kenn' euch!"

„Aber ich, Nella! Wenn dir heute was passiert wäre — wenn du nicht mehr da wärst, machte mir das Leben auch keinen Spaß mehr. Dann wollt' ich auch, es wäre aus. Ich kann das nicht so recht sagen, aber . . . na, du verstehst. Wir wissen's ja beide: Es ist eben ein Elend, daß man kein Geld hat . . .“

Dabei ließ der Dragoner den Kopf auf die Brust sinken und schaute so hoffnungslos drein, daß es auch Nella ganz kläglich zu Mute wurde. Er war ganz anders wie sonst. Irgend etwas war passiert.

Sie ging zu ihm und tippte ihm auf die Schulter.
„Du, Diether?“

„Ja?“ Er schaute gramvoll auf.

„Erzähl' mal!“

„Soll ich wirklich?“

„Ja.“

„Es ist aber höllisch traurig.“

Um ihre Lippen zuckte es. „Ich kann mir's auch schon denken!“

„So? Dann rat mal!“

„Du warst bei Onkel Ottenhöfen!“

„Ja! Vorhin! Seit drei Tagen wollt' ich schon an die Geschichte 'ran. Ich halt's nicht mehr aus — dies Lauern und Warten auf nichts und wieder nichts. Da dacht' ich mir: Jetzt machst du ein Ende — so oder so — und ging hin. Zur Vorsicht frug ich noch

die Pflegerin im Flur, wie's Erzellenz ginge. Sie meinte: Na, so, so! Jedenfalls war er außer Bett, saß im Lehnstuhl und quetschte sich Zitronensaft in ein Glas — gegen die Gicht . . ."

„Na — und?“ drängte Nella. Sie war ganz blaß geworden.

„Er begrüßt mich ganz freundlich und ich sage: Onkel, schon seit zwei Jahren wollen wir uns nun heiraten, die Nella und ich! Sie kennt mich und ich kenne sie, noch aus der Zeit, wie ich Kadett war und sie ein Hemdenmaß von vier Jahren. Da kauft man die Kaze nicht im Sack, und wenn man die Nella ordentlich an der Kandare hält, wird es eine famose kleine Frau. Aber du weißt: Ich habe nichts und sie hat ein bißchen weniger. Du hast schon so vielen aus der Familie geholfen. Geh — gib uns doch auch das Kommißvermögen!“

„Und da hat er ‚Nein‘ gesagt!“ flüsterte Nella mit gepreßter Stimme.

„Ich sage dir — er ist traurig geworden — so unglaublich traurig — der alte Mann! Erst hat er überhaupt nichts geantwortet, dann hat er den Kopf geschüttelt und gemeint: ‚Die kleine Litzelhardt ist ein Windhund, aber immerhin — Rasse bleibt Rasse — die macht sich schon!‘ — und endlich hat er meine Hand gefaßt und mich geradezu um Verzeihung gebeten und gesagt: ‚Ich hab's nicht mehr! Ich hätt's euch schon lange gegeben — aber ich hab's nicht mehr! Ich bin freilich ein alter Witwer und ein alter Soldat, der nicht viel braucht — aber ich

kann doch nicht mit dem Leierkasten auf den Höfen stehen und mir mein Geld verdienen. Ein bißchen was muß ich doch für mich haben, wo ich alt und krank und allein bin. Drei aus der Familie hab' ich bis jetzt schon ausgesteuert — die Sievekings und die beiden anderen Ottenhöfens — der Rest meines Geldes langt jetzt gerade noch für mich. Ich kann nicht, mein Sohn! Sag's auch der kleinen Lützelhardt: ich kann nicht! — Ich hab' meinen Säbel umgeschminkt und bin still wieder weggegangen!"

"Ach — wenn der Onkel sich ein bißchen einschränken wollte! Er braucht doch nicht so viel! Dann ginge es schon!"

"Er lebt ja schon wie ein Spartaner! Vielleicht übertreibt er ja auch ein bißchen! Er ist ja schon sehr alt und ängstlich. Aber schließlich ist es sein Geld! Wir können es ihm doch nicht mit Gewalt wegnehmen. Es ist einfach aus und keine Hoffnung mehr."

Hella war noch nicht ganz entmutigt. „Wenn ich jetzt hingehe und ihn schön bitte? Ich falle vor ihm auf die Kniee, wenn es etwas hilft!"

"Es hilft aber nichts! Sogar wenn der Onkel mal stirbt, kriegen wir nichts. Dann erbt seine Schwester, der alte Drache aus dem Fräuleinstift, was dann noch übrig ist. Sie hat irgend ein Recht darauf. Er müßte schon bei Lebzeiten mit dem Segen herausrücken!"

"Und kann er es denn wirklich nicht?"

"Kennst du den alten Wendel — den Generalmajor?"

„Gesehen hab' ich ihn einmal mit dem Onkel Ottenhöfen.“

„Na eben — die beiden sind dicke Freunde — schon von den Feldjügen her. Der alte Wendel sitzt nun auf seinem Gut, ist Witwer und mopft sich zum Steinerweichen. Der liegt dem Onkel ewig in den Ohren, er möchte doch zu ihm hinausziehen aufs Land, nach Vorderpommern. Dann mopften sie sich zu zweit und lebten wie der Herrgott in Frankreich. Wenn der Onkel das annähme, dann würde er damit natürlich seine Finanzen so entlasten, daß er uns helfen könnte. Auf dem Gut braucht er ja fast nichts!“

„Aber warum geht er denn darauf nicht ein?“ frug Yella vorwurfsvoll.

„Gott — er ist eben lieber hier in Berlin. Es gefällt ihm hier besser. Er möchte seine Unabhängigkeit haben. Da ist nicht daran zu denken.“

„Ja — aber was tun wir jetzt, Diether?“

„Wir warten weiter.“

„Auf was denn?“

Der im blauen Rock lachte bitter. „Auf ein Wunder, Kleine! Anders werden wir beide auf dieser Welt nicht mehr Mann und Frau.“

Sie hatte sich abgewendet und schluckte und druckte, um ihre Tränen zurückzuhalten. Dann frug sie mühsam: „Wie ist's denn mit dem Los?“

„Vorige Woche war die Ziehung in der letzten Klasse. Wieder nichts! Ich geb's jetzt auf.“

Dieses Los der preussischen Staatslotterie spielten sie schon seit zwei Jahren, in der Hoffnung, durch

einen Haupttreffer das Kommißvermögen zu gewinnen. Aber bisher war nur zweimal der Einsatz herausgekommen.

„Und die Lose in der Danziger Pferdelotterie?“ forschte sie weiter.

„Längst im Papierkorb. Den Biererzug werden wir nicht zu sehen bekommen!“

Und von diesem Biererzug hatten sie schon miteinander geträumt und wie man ihn vorteilhaft verkaufen würde, ihn mit aller List und Tücke einem Krösus aus dem Tiergartenviertel aufschwindeln, um wenigstens einen Grundstock zu dem nötigen Kapital zu gewinnen.

„Rings um einen wohnen die blödsinnig reichen Leute!“ sagte Nella weinerlich und verstört. „Und wir haben rein gar nichts! Ist das eine Gerechtigkeit?“

Der Dragoner zuckte stumm die Achseln. Sie schüttelte mit einem Ruck die Haare aus dem hübschen Gesicht. „Der Majoratsherr kümmert sich auch gar nicht mehr um mich! Der könnte doch wirklich auch was tun!“

„Euer Majoratsherr? Der ist doch krank! Der hamstert doch alle Einkünfte für seine Familie zusammen! Hat recht! Wenn er morgen stirbt, haben seine Frau und seine Töchter sonst kaum das trockene Brot!“

Sie gab das zu, mit einem verdüsterten Kindergesicht und feuchten Augen. „Ja. Es ist nichts und wird nichts!“

„Ja, here nur, Kleine!“ sagte Diether bitter. „Vorwärts: Klatsch in die Hände — ja so — das kannst du ja nicht — und zaubere, ohne alle Apparate! Zaubere meine ganze Mühe da voll brauner Lappen! Sonst werden wir alt und grau und blödsinnig und haben nichts voneinander. Ja — heule nur! Ich heulte am liebsten mit!“

Die kleine Turfzigeunerin tat sich jetzt keinen Zwang mehr an. Sie weinte blindlings darauf los, immer energischer und leidenschaftlicher, und weinte sich schließlich in eine wilde Wut hinein, in der sie ihr zusammengeknäultes Taschentuch zerbiß und stoßweise aufschluchzte. Ihr Better stand inzwischen, ihr den Rücken drehend, am Fenster, warf den Säbelgriff von einer Hand in die andere und fluchte halblaut und verbissen vor sich hin, in einer Reihe immer wiederkehrender Aufforderungen an Himmel, Teufel und Donnerwetter, in dies vermaledeite Hundeleben hineinzuschlagen.

So trieben sie es eine Weile. Es war das gewöhnliche Ende, wenn die Rede auf die Ration gekommen war, und tat ihnen wohl, so wenig es ihnen auch nützte. Zu guter Letzt wendete er sich, wieder gleichgültig dreinschauend, um: „Na — nun mach' Schluß, du Tränensuse! Behalte noch was für morgen übrig! Da führen wir doch wieder dieselbe Komödie auf.“

Sie gehorchte, trocknete sich mit der gesunden Hand die Augen und seufzte tief. Sie taten einander sehr leid und sich selber noch mehr. Dann sagte sie

getröstet: „Komm ins Gartenzimmer! Wir wollen Kaffee trinken.“

Das Gartenzimmer ging auf den Hof einer Gemeindefchule, in dem einige kümmerliche Bäume zwischen ihren himmelhohen steinernen Kerkerwänden nach Licht und Luft strebten. Der Nachmittagskaffee stand schon auf dem Tisch, daneben Yellas Leibgericht, westfälischer Pumpernickel mit Butter und Honig.

Heute war sie mit ihrem verbundenen Arm dieser Herrlichkeit gegenüber hilflos. Der Dragoner richtete ihr die Schnitten her. „Armes Dummchen!“ sagte er gutmütig. „Jetzt müssen wir dich auch noch päppeln!“ Und sie sperrte gehorsam den Mund auf und ließ sich von ihm wie ein kleiner kranker Vogel füttern. Das machte beiden Spaß. Sie wurden wieder guter Laune und er neckte sie, während sie laute und ihr dabei immer noch einzelne Tränen als Nachzügler über die Wangen liefen: „Solch ein Dummchen! Fällt vom Pferde und tut sich weh! Na — warte nur! Jetzt kommt der Doktor und der Apotheker! Jetzt heißt's blechen!“

Daran hatte sie noch nicht gedacht. Sie hörte mit dem Essen auf und machte erschrockene Augen. „Du — ob das sehr teuer wird — der Doktor?“

„Na natürlich!“ sagte der Dragoner. „Das ist doch einer von den Feinsten. Das sieht man doch. Abrameit hat gerade den Rechten geholt, der Esel!“

Yella schlug sich verzweifelt mit der Hand vor die Stirne. „O Gott — ich bin doch auch wirklich

ein Schaf! Muß ich vom Pferd herunter plumpfen!
Und so ungeschickt . . .“

„Sei froh, daß das Pfötchen nicht ganz entzwei ist!“

„Ja — aber Papa hat doch jetzt eben wieder gar kein Geld. Ich weiß es. Die fünfzig Mark für das Fest übermorgen — die hat er schon lange zurückgelegt und in einem porzellanenen Glücksschweinchen hinterm Ofen aufgehoben. Wenn ich ihm nun noch mit einer Doktorrechnung komme . . .“

„Dann zahlt sie eben nicht!“

„Das ist aber doch sehr unangenehm!“

Der Rennreiter stand auf. „Es ist vieles im Leben unangenehm. Das könnten wir beide wissen. Wenn du genug gefuttern hast, dann sag's! Ich muß zur Akademie.“

Sie begleitete ihn in den Flur. Dort küßten sie sich — nur einmal, sehr ernst und einfach. Es war wie eine täglich vorgeschriebene Zeremonie, bei der man sich, nach ein paar Jahren, nicht jedesmal etwas Besonderes denkt. Dann schwiegen sie eine Weile und endlich sagte Yella: „Du — weißt du, wie der Doktor heißt?“

„Na?“

„Eltan! Toll — was?“

Aber der Leutnant war in seiner melancholischsten Stimmung. „Ich wollte, ich hieße Eltan!“

„Nein!“ schrie sie empört.

„Doch! Dann hätt' ich Geld! Adieu, Maus!
Soll ich dich morgen zum Tattersall abholen?“

„Ja — jetzt kann ich aber doch nicht mitreiten?“

„Du stellst dich auf die Tribüne und schaust zu.“

„Das ist wahr! Also um zehn! Pfeife nur unten auf dem Hofe: ‚Das Ganze sammeln!‘ Dann komme ich ’runter!“

Diether von Ottenhöfen nickte und eilte sporenklingelnd die Treppe hinab. Sie schaute ihm nach, solange sie ihn sehen konnte, und kehrte dann trübfinnig in die einsame Wohnung zurück.

III

Der frühe Winterabend dämmerte, als Doktor Siegfried Elkan wieder die Klingel an der Lüzelhardt'schen Wohnung zog und dabei sein Herz klopfen fühlte. Yella war, als er eintrat, immer noch allein. Den ganzen Nachmittag, seit Diethers Weggang, war nichts mehr passiert. Es war langweilig zum Sterben und sie freute sich, wieder ein menschliches Gesicht zu sehen. Es waren doch feine, kluge Züge, ernste Augen und dann dies halb melancholische, halb belustigte Lächeln. Dabei hatte sie immer die Empfindung: Der steht über deinem Kram hier. Der ist klüger als wir Lüzelhardt's und Ottenhöfens zusammen!

„Wie steht's?“ frug er ohne weiteres.

„O — 's geht ganz gut, Herr Doktor!“

„Keine Schmerzen?“

„Es piekt nur noch ein wenig. Das hat nichts auf sich!“ Sie wurde verlegen und stotterte dann

rasch darauf los: „Ich habe Gewissensbisse, Sie eigentlich noch zu bemühen, Herr Doktor! Ihre Zeit ist doch natürlich so kostbar und die Dummheit mit dem Arm so unbedeutend . . .“

„Aber behandelt muß sie werden!“

„Ja . . . aber . . . zum Beispiel — ich kenne einen Stabsarzt vom Regiment meines Veters — der ist auch hierher abkommandiert — der kommt gleich, wenn ich ihn bitte.“

„Wie Sie wollen!“ sagte Siegfried Elkan kurz und stand auf.

Sie sah, daß sie ihn gekränkt hatte. „Jetzt habe ich natürlich wieder Unsinn geredet! So geht's mir immer, wenn ich besonders schlau sein will! Dann verheddere ich mich heilig — es war ja nämlich gar nicht so gemeint.“

„Aber, liebes Fräulein, ich verstehe Sie sehr gut!“ sagte Siegfried Elkan. „Ich bin aus Kreisen, die den Ihrigen ferne stehen. Als Offizierstochter haben Sie mehr Vertrauen zu einem Militärarzt. Das ist menschlich!“

Sie wurde erregt. „Aber so ist's ja doch nicht, Herr Doktor! Wahrhaftig nicht!“

„Was ist es denn dann nur?“

Auf diese Frage sah sie ihn von der Seite an. Ihr hübsches Gesicht wurde rot. Dann murmelte sie kleinlaut: „Sie sind so teuer!“

Jetzt mußte er herzlich lachen. Sein Antlitz verschönte sich dabei und wurde viel jünger und frischer. „Ich bin gar nicht teuer! Im Gegenteil — ich bin

umsonst!" — „Ich bin doch sonst nicht praktischer Arzt!" fuhr er fort, da sie ihn sehr ernst ansah und ungeschlüssig mit den Zähnen an der Unterlippe nagte. „Wenn ich zu einem Patienten gehe, tue ich es nur aus Gefälligkeit! Und nun zeigen Sie mal bitte den Arm her!"

„Wer hat Ihnen denn den Gedanken in den Kopf gesetzt, daß ich solch ein Blutsauger bin?" frug er, während er den Verband abnahm.

„Mein Vetter."

„Schon wieder der Dragoner?"

„Ja — immer der! Diether Ottenhöfen!"

„Na . . ." Weiter sagte Siegfried Elkan nichts. Man konnte allerlei aus dieser Silbe heraus hören. Dann unwickelte er das immer noch geschwollene Handgelenk mit neuen Mullstreifen, zart wie eine Krankenwärterin, und frug dabei: „Steht ihr Vetter hier in Berlin?"

„Er ist auf der Akademie. Und dann ist er doch Rennreiter. Erinnern Sie sich denn nicht: Voriges Jahr hätte er doch beinahe in Hoppegarten die ‚Armee‘ gewonnen, wenn ihm nicht im Finissh der Sattelgurt geplatzt wäre!"

„Natürlich erinnere ich mich!" sagte Siegfried Elkan ernst. Er war kaum jemals in Hoppegarten gewesen und hatte keine Ahnung, was die „Armee" war. „So! Jetzt legen wir den Arm wieder in die Invalidenschlinge! Aber warum warnt Sie denn dann der Herr Vetter vor meinen Brigantenrechnungen? Die jungen Herren, die in den Rennen

mitreiten, sehen doch sonst nicht so ängstlich aufs Geld!"

"Er hat doch nichts. Genau so viel wie ich. Er kriegt die Zulage aus der Familienstiftung, die jeder Ottenhöfen kriegt, solange er Offizier ist; das sind noch nicht zwei Taler im Tag. Für den Rest muß er selber sorgen!"

"Wie denn? Das interessiert mich. Das ist mir eine ganz neue Welt. Also er gewinnt wohl Rennpreise?"

"Ja, Ehrenpreise! Das bare Geld steckt doch der Besitzer des Pferdes ein. Für solch einen silbernen Lumpen riskiert er nun das Genick und ich zerquetsch' mir auf der Tribüne beinahe die Hände vor Angst. Manche Herren gibt's ja — die versehen die Silberfachen noch am selben Abend unbesehen. Das hat er aber nie getan."

"Nun — und dann wird wohl gewettet und auch ein bißchen gespielt?"

"Er wettet nicht und spielt nicht. Er sagt, das sei für einen armen Teufel auf dem Turf die einzige Möglichkeit, anständig durchzukommen. Aber im Pferdehandel — da ist er stark!"

"Aha!"

"O ja!" sagte die Kleine stolz. "Er kauft Gänse — die reinen Verbrecher — und wenn er sie ein Vierteljahr geritten hat, kann sich jeder Stabsoffizier von der Infanterie drauffehen. Und sie bleiben so! Es gibt nie Streit. Nur einmal: da fiel ein Major gerade bei der Bataillonsbesichtigung vom Pferd. Furchtbar — nicht?"

„Furchtbar.“

„Aber es war sein Glück. Denn der Kommandierende sagte: Das kann jedem einmal passieren! — und er behielt sein Bataillon. Den Gaul schickte er mit einem sackgroben Brief an den armen Diether zurück und kaufte sich ein lammfrommes Tier. Wie er nun im nächsten Jahr auf der guten Himmelsziege zur Besichtigung angezuckelt kam, da blieb er freilich im Sattel, aber sein Bataillon war so unter aller Würde, daß Excellenz noch auf dem Heimweg zu seinem Adjutanten sagte: ‚Dem guten K. müßte bei seinem Embonpoint das Zivill doch vorzüglich stehen!‘ Na — und vier Wochen darauf trug er schon Zylinder und Regenschirm!“

„Das sind Geschichten!“ sagte Siegfried Elkan.

„Ja, Sie lachen darüber — seien Sie nur still! Ich kenne jetzt schon Ihr verstohlenen Gesicht. Sie erleben viel. Aber wir erleben wenig. Das ist nun einmal unsere Welt!“

Er überlegte. „Eigentlich müßte ich jetzt gehen. Aber lieber bliebe ich noch ein bißchen und Sie erzählen weiter!“

„Was denn?“

„Gerade wie jetzt! Was Ihnen durch den Kopf geht!“

„Na — da wird ein schöner Unsinn herauskommen!“ sagte Della unbefangen.

„Wenn schon! Weisheit höre ich genug. Wir Berliner sind ja so schlau! Ich finde es viel netter, hier zu sitzen und Ihnen zuzuhören!“

„Sie sind jedenfalls der erste, der auf meine Konversation Wert legt. Mein Vetter Diether sagt immer: Yella — wenn du reden willst, dann schweige!“

Dieser ewige Vetter Diether! Der war hier offenbar das leitende Prinzip! Siegfried Elkan wurde nervös bei dem Gedanken an den hübschen jungen Menschen im blauen Rock, den man, auch wenn er ferne von hier auf den Bänken der Kriegsakademie saß, förmlich im Zimmer herumgehen sehen, sein Säbelrasseln, seine Stimme hören konnte. Freilich, dieser Mann der Pferde und des Sports paßte zu der Turfzigeunerin. Das war gleiche Rasse. Und ihr Besucher sagte sich unbehaglich: Sie hat wirklich was von einem kleinen Stalljungen an sich! Jetzt nimmt sie sich noch zusammen, mir gegenüber, dem Fremden, dem Arzt, dem Israeliten! Aber wie burleskos mag die wohl mit ihren Freunden, den Leutnants, verkehren und sich kameradschaftlich mit ihnen herumtreiben, wenn draußen der Herbstwind über den grünen Rasen pfeift. Und ebenso im Winter, im Dämmerlicht des Tattersfalls, oder solange die Bäume grün sind, draußen, auf verschwiegenen Reitwegen des Grunewaldes . . .

Er ärgerte sich über diese ihm unbekanntem Offiziere und frug sich dann selbst erstaunt: Was gehen mich diese Leute in Attila oder Kürass an? Aber die Mißgunst blieb.

Es war inzwischen halbdunkel geworden. Yella versuchte, die Lampe anzuzünden. Bis zum Abnehmen von Glocke und Zylinder ging es, aber das Streich-

holz konnte sie mit der allein freien Linken nicht anstecken. Er griff nach der Schachtel und hielt sie fest. Dabei berührten sie sich. Er fühlte ihre warme, magere Kinderhand.

Dann flammte das Licht auf. Bei dem Schein von unten sah ihr hübsches, sorgloses Knabengesicht, während sie sich über den Brenner beugte, ganz anders aus als bisher, geheimnisvoll in der seltsamen Beleuchtung und dem über die Stirne fallenden, goldig schimmernden Haargespinnst. Das war eine Märchenprinzessin, bis die Glocke wieder über der Lampe und das Zimmer wieder alltäglich war und sie wie früher da stand, biegsam und schwächlich, alles an ihr von einer herben, knospenden Unreife, alles an ihr ausgehungert nach Leben und Liebe.

„Was machen Sie eigentlich so den ganzen Tag?“ frug er.

„Nicht viel Gescheites!“ sagte Yella und setzte sich wieder. „Wenn mein Vetter dienstfrei ist, stecken wir im Tattersall. Da hat er seine Pferde stehen. Meist so ein halbes Duzend. Irgend eines finde ich immer zum Reiten, ohne daß es mich etwas kostet. Die Stalleute kennen mich ja alle. Vorigen Monat hab' ich ein Vollblut für eine ängstliche Dame aus der Tiergartenstraße zugeritten! Sie wußte natürlich nichts davon! Neulich hab' ich sie draußen am Hippodrom gesehen. Dick! Sehr dick! Sie flog im Sattel wie ein Gummiball und schaute starr vor sich hin, und der Stallmeister würdevoll daneben. Ich mußte mir das Lachen verbeißen! Aber der Gaul ging gut!“

das ‚Guten Abend‘ vom Oberkellner ja schon allein einen Taler . . .“

„Und dann Konzerte,“ fuhr sie fort. „Konzertbillets kriegt man leicht, massenhaft. Aber das ist nichts Rechtes. Und lauter Kinderfräulein sitzen um einen ‚rum, mit den Karten ihrer Herrschaft. Einmal hab‘ ich sogar ein geistliches Oratorium mitangehört. Nie wieder! Bei Schulte, in der Gemäldeausstellung, bin ich auch abonniert. Das kostet fünf Mark im Jahr. Da gehen wir Sonntag vormittag immer hin und ich suche mir ein Bild aus, zum Spaß natürlich.“ Sie dämpfte geheimnisvoll ihre Stimme: „Einmal sind wir in den ‚Webern‘ gewesen — Sie wissen, in dem gräßlichen Stück. Ich und . . .“

„Sie und der Better Diether,“ sagte Siegfried Elkan melancholisch.

„Ja. Er natürlich im Räuberzivil. Ganz oben, im dritten Rang sind wir gefessen, unter lauter Leuten mit roten Schlipsen. Warum nicht? Es sah uns ja keiner. Na — und wenn schon . . .“

Dies: „Na — und wenn schon!“ schien das Leitmotiv ihres Lebens. Der Gelehrte stand auf, um sich zu verabschieden. „Da machen Sie wohl weniger Bälle und Gesellschaften mit als andere junge Damen?“ frug er.

„Mit wem soll ich denn ausgehen? Mit Papa? Der kommt Abends todmüde heim und arbeitet noch die halbe Nacht über der Flottenagitation. Oder mein Better? Der sagt, wenn er den Tag über in der Akademie geschuftet und seine steifigen Säule

zugeritten hat, dann wolle er den Teufel tun und Abends Familie simpeln! Und außerdem — wenn's regnet: Eine Nachtdroschke — um das Sündengeld wäre es doch wirklich schade! Und dann die Toiletten und dann . . . ich habe so gar kein Talent zur Wohl-erzogenheit! Stillfigen und Tee trinken und alte Damen um einem 'rum — o, da wird mir ganz bange. Adieu, Herr Doktor! Auf morgen!"

„Morgen mittag! Und daß Sie mir bis dahin nicht etwa versuchen, zu radeln oder Schlittschuh zu laufen oder so was! Sie sind zu allem fähig!"

„Nein. Ich werde ganz brav sein!"

Kurz nachdem der Arzt gegangen, wurde die Türe der Lüzelhardt'schen Wohnung von außen mit einem Drücker geöffnet. Yellas Vater, der Flottenagitator, kam nach Hause. Mit seiner gebeugten Haltung, dem dunklen Schlapphut und abgetragenen Überzieher, dem Stoß von Papieren unter dem Arm erinnerte er in seinem Äußeren wenig mehr an den früheren Stabsoffizier, eher an einen sorgenvollen älteren Geschäftsmann. Dazu paßte auch der ungepflegte graue Bart, das gelichtete Haar und vor allem die müden, von großen Säcken eingefassten Augen. Man sah ihm an, daß er vom Leben nicht mehr viel hoffte. Sein ganzes Dasein war ein Kampf gegen seine Leutnantschulden gewesen, die ihm endlich an der Majorsecke über den Kopf gewachsen waren. Seitdem schlug er sich so durch und war seit einem halben Jahr für die Vergrößerung der Marine tätig, obwohl er selbst auf dem Exerzierplatz

ergraut und nie auf Deck eines Kriegsschiffes gewesen war. Aber — ob Sand oder Wasser — er war ein ehrlicher Patriot und verteidigte das nach bester Überzeugung zu Land wie zur See.

Yella lief ihm entgegen und meldete ihm, den Arm in der Binde schwenkend, zunächst das Wesentlichste: „Papa! Es kostet nichts! Der Doktor nimmt keinen Groschen!“

„Na, Gott sei Dank!“ sagte der alte Herr. „Ich meine, daß dir nichts Ernstes passiert ist. Ich habe Diether auf der Straße getroffen. Er hat's mir erzählt. Nichts als Unfug treibst du. Aber von dem Arzt können wir kein Almosen annehmen. Es ist ein Doktor Elkan, sagt Diether?“

„Ja. Du, Papa: Ein netter Mensch. Fein. Zart. Romisch ist, wenn er lächelt: Dabei behält er doch immer ganz traurige Augen. Ich glaube, wenn er allein in seiner Wohnung sitzt, dann ist er ganz schwermütig.“

Der Major war unschläffig. „Am besten ist, ich gehe einmal zu ihm in seine Wohnung und danke ihm!“

„Tu's doch gleich, Papa! Abrameit weiß die Nummer. Gerade um die Ecke. Er ist eigentlich Professor an der Universität oder so was! So einem Mann kann man doch nicht einen Taler in die Hand drücken!“

Der Freiherr von Büchelhardt ging. Als er nach geraumer Zeit zurückkam, war er ganz aufgeregt. „Schade, daß du das nicht gesehen hast, Yella!“

sagte er, seinen vergilbten Hohenzollernmantel an den Nagel hängend. „Herrgott . . . ist dieser Doktor Elkan eingerichtet! Du hast recht: Ein netter Mensch! Und dabei ganz einfach! Geradezu bescheiden! Aber seine Wohnung: welch eine Pracht! Denk dir nur: Ein echter Lenbach über dem Schreibtisch. Ein echter Defregger! Ein echter Menzel! Da steckt allein ein Vermögen darin. Eine Bibliothek von gewiß tausend Bänden, alle ganz gleich in echtem Schweinsleder gebunden, mit einem eigenen Bücherzeichen, das irgend ein berühmter Mensch extra für ihn entworfen hat. Und dann ein Gobelin aus dem sechzehnten Jahrhundert. Aus Gent. Einfach wunderbar. Er hat mir alles gezeigt und dabei auch viel von dir gesprochen. Und dann sagte er: ‚Ihr Fräulein Tochter hat mich übrigens daran erinnert, daß ich noch nicht Mitglied Ihres Flottenvereins bin. Das ist ein Verschömmnis. Ich bin ein guter Deutscher, wenn mir auch viele Leute wegen meiner Konfession ein Recht darauf absprechen wollen. Erlauben Sie, daß ich mich gleich in Ihre Listen als Mitglied eintrage!‘ Und weißt du, was er als Beitrag gezeichnet hat? Fünfhundert Mark!“

„O Gott!“ sagte Yella erschrocken.

„Er muß sehr reich sein. Und wie die fünfhundert Mark für den Flottenverein dastanden, da konnt’ ich ihn wirklich nicht gut fragen: ‚Herr Doktor — was bekommen Sie für die Behandlung meiner Tochter?‘ Da blieb die Sache in der Schwebe.“

„Na, wenn schon!“ meinte Yella. Diese Schuld

drückte sie wenig. Ihre Gedanken waren bei der Pracht der Wohnung, vor allem bei dem Gobelin. Sie hatte noch nie einen Gobelin gesehen.

In das Kanapee gekauert, begann sie zu klagen: „Alle Leute haben Geld. Bloß wir nicht. Rings um einen haben die Leute was vom Leben und wir dürfen ewig zuschauen. Ich hab's jetzt satt. Ich möchte manchmal rein davonlaufen aus Verzweiflung. Ich weiß bloß nicht, wohin!“

„Ja, liebes Kind!“ Der Major hatte sich an den Tisch gesetzt und ordnete seine Papiere, um mit der Arbeit zu beginnen. „Vor dem Leben kann man nicht davonlaufen. Das holt einen doch ein. Und schließlich gleicht sich alles aus. Glaubst du, daß dieser Doktor Elkan nun glücklich ist mit seinem vielen Geld? Und du hast keins und bist doch ein vergnügter Springinsfeld!“

„Ja. 's ist sonderbar!“ murmelte Yella.

IV

Spät Abends war Siegfried Elkan noch ausgegangen. Er saß mit seinem Bruder, dem Rechtsanwalt, und seinem Schwager, dem Börsenbesucher, in dem Restaurant eines vornehmen Lindenhotels, und hatte ihnen eben von der kleinen Büchelhardt und seinem Abenteuer am Nachmittag erzählt.

„Ein Ausblick in eine ganz andere Welt,“ sagte er. „Stallgeruch, Säbelgerassel, buntes Tuch, viel

göttlicher Leichtfinn, kein Groschen Kleingeld und mitten in der Boheme solch eine kleine Turfspringessin — das alles lebt dicht bei uns, gleich um die Ecke und wir ahnen von denen soviel wie die von uns! Es ist wirklich wahr: Berlin ist eine Wildnis. Wir wissen heutzutage im Innern Chinas besser Bescheid als im Hause unseres Nachbarn. Und vor allem: Wir haben mehr Interesse dafür! Wir wollen ja nichts von unserem Berliner Nächsten wissen! Er ist ja unser selbstverständlicher Feind!“

„Na — man sachte!“ sagte Oskar Stern und träufelte sich Zitronensaft auf seinen Kaviar.

„Doch!“ Sein Schwager war heute erregter als gewöhnlich. „Woher stammt denn sonst dies tiefe und unversöhnliche Mißtrauen? Glaubst du, mein lieber Oskar, etwa an Leutnants, die nicht aus dem ‚Simplizissimus‘ stammen? Gilt nicht vielen jeder Gutsbesitzer schlechtthin als Feuratte und Sektbold? Und umgekehrt: in welchem Lichte erscheinen denen erst wir? Da haben die meisten drüben nur so eine unbestimmte Vorstellung: ‚Der Alte hat mit Hasenfellen haufiert, der Sohn fährt auf Gummirädern und das Ganze ist ein Unfug!‘ Ist denn gar keine Klärung, kein unbefangenes Schauen, kein Verstehen möglich? Sage selbst!“

Aber die beiden anderen sagten nichts. Der eine, der von Berufsarbeit überhäufte Rechtsanwalt, war viel zu müde, um jetzt noch diese weltbewegende Frage anzuschneiden, und der andere, der Schwager, ein Epikuräer und Mann einer schönen Frau, liebte

ernste Gespräche nur beim Geschäft. Er goß sich stirnrungelnd seinen trockenen Sekt ein, kaute und meinte schließlich, auf Näherliegendes eingehend: „Ich habe die kleine Lüzkelhardt oft draußen auf dem Rennplatz gesehen. Auffallend hübsche Person. Stimmt.“

Siegfried Elkan zögerte. „Weißt du vielleicht auch . . . so zufällig . . . wie eigentlich ihr Ruf ist?“

„Ich war voriges Frühjahr auf der Tribüne dicht dabei, wie die alte Lüzkelhardt, die Frau vom Majorsratsherrn, sie zum Sommer auf ihr Schloß einlud. Also ist ihr Ruf an sich jedenfalls tadellos. Lieber Gott . . . sie zieht eben mit den Leutnants herum, vom Sattelplatz zum Totalisator und zurück zum Start, und denkt sich nichts schlimmes dabei. Ein Sportmädel, da gibt's noch mehr!“

„Und was wird nun schließlich aus solch einem Mädchen wie der kleinen Lüzkelhardt?“

„Sie heiratet.“

„Aber wen?“

„Glücksfache! Frage der Schlaueheit! Ich glaube, sie hat die Weisheit nicht gerade mit Löffeln gegessen. Aber immerhin — zu irgend einem ostelbischen Junker langt's noch! Die Wasserpolackei ist auch eine schöne Gegend.“

„Das wäre aber doch jammerschade!“

Die beiden anderen sahen sich verstohlen an. Sie merkten beide etwas, und Oskar Stern dachte sich: „Das muß ich doch heute noch meiner Frau erzählen, daß ihr Bruder sich glücklich verliebt hat. Spaßhaft: In eine kleine Größe vom Rennplatz! Solch ein

solider Mensch wie er, der vom Pferde nichts weiß, als daß es ein gefährliches Tier mit vier Beinen ist!"

Oder war es vielleicht nur Zufall, daß die Rede gerade auf die hübsche Litzelhardt gekommen? Er fing von etwas anderem an, von einem Automobil, das er in Paris, als Geburtstagsgeschenk für seine Gattin, in Bestellung gegeben, und wartete, was Siegfried Elkan tun würde.

Und richtig: Nach kaum fünf Minuten sagte der, als setze er ein im Gang befindliches Gespräch fort: „Glaubst du wirklich, daß sie nicht sehr klug ist?“

Der Schwager lachte: „Na — Temperament und Klugheit — das ist bei den Frauen schon beinahe dasselbe. Und Temperament hat sie! Das stimmt! Du mußt sie nur mal in Karlshorst oder Hoppegarten sehen; da ist sie wie ein Irrewisch — da und dort . . . schüttelt da 'nem Buchmacher die Hand und verhandelt dort mit der Frau von irgend einem Trainer, und fraternisiert hinter der Tribüne mit ein paar Jockeys, und läuft dann wieder zu ihren Leutnants zurück und steckt mit ihnen die Köpfe zusammen wie eine Gruppe Verschwörer, und schließlich wird dann der große Schlag riskiert und sie legen zehn Mark zusammen am Totalisator an. Das heißt: Sie steht außen und wartet da auf die anderen und ist in größter Aufregung. Einmal frug sie mich, den sie gar nicht kennt, mit ganz zitternder Stimme: Wie viel gibt's auf ‚Joverneß‘? Und als ich sagte: siebzig auf zehn — da seufzte sie tief auf vor Freude und

Erleichterung! Siebzig Mark — das war für die alle nun ein Vermögen!"

„Also Geld hat sie gar keines?“

„So viel Geld gibt's ja gar nicht, als diese Leute nicht haben,“ sagte der Schwager philosophisch und blies den Rauch seiner Havanna von sich.

„Den Vater kennst du nicht?“

„Nein. Meine Weisheit ist nun zu Ende. Ich kann dir nur berichten, daß die kleine Lüzelhardt ein flottes Mädel ist, das im Frühjahr und Herbst die Rennplätze bevölkert, und mit allem, was an buntem Tuch und Pferdemenſchheit da kreucht und fleucht, gute Kameradschaft hält. Voilà tout! Wenn du mehr wissen willst, frage sie doch selbst! Die antwortet dir schon! Die ist nicht schüchtern. Die hält die Männer für famose Kerle und vertraut ihnen unbedingt.“

Der Rechtsanwält stand auf. „Kinder — ich gehe! Ich hab' morgen früh Geschäfte! Kommst du mit, Siegfried? Oskar bummelt natürlich ja doch noch in den Klub!“

Diese Absicht hegte der Schwager allerdings. Er verabschiedete sich vor dem Hotel von den beiden und verschwand quer über die Linden, in Gedanken bei dem Hauptpaß, wenn er seiner schönen Frau von der Eroberung erzählen würde, die Yella Lüzelhardt heute in aller Unschuld gemacht. Aber sie mußte Schweigen geloben. Andere brauchten das nicht zu erfahren.

Die beiden Brüder gingen inzwischen langsam

durch die Winternacht nach dem Brandenburger Tor.

Der Rechtsanwalt gähnte ein paarmal. Er war überarbeitet und nervös; aber ein nüchtern praktischer und gescheiter Mensch.

„Du — hör mal!“ sagte er. „Willst du einen guten Rat von mir haben?“

„Nun — und?“

„Du solltest endlich einmal heiraten! Es ist wirklich Zeit! Sonst machst du noch einmal irgend eine große Dummheit!“

„Heiraten? . . . Wen denn?“

„Jrgend jemand aus unseren Kreisen. Du hast doch die Wahl!“

„Unsere Kreise!“ sagte Siegfried Elkan. „Das ist's ja eben! Ich passe nicht in ‚unsere Kreise‘.“

„Von wo man stammt, da gehört man nun einmal hin.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich nicht. Ich bin ein einzelner Mensch. Ein Einsiedler!“

„Und wirfst infolgedessen schwermütig und menschenfeindlich. Es fängt schon an!“

„Mag sein! Ich fühle mich dabei ganz wohl!“

„Der Schwäche darfst du aber nicht nachgeben. Du mußt mehr ins Leben hinein!“

„In unser Leben?“ sagte Siegfried Elkan melancholisch. „Ach, gewiß — wir haben Geld und Geist — viel mehr als die anderen. Aber wir sind blutleer vor lauter Geld und Geist! Geist . . . immer Geist — mir graut schon davor. Frisches Blut tut

uns not! Das gebt ihr mir nicht. Gesund und unbefangen sollte man sein und frisch darauf losleben. Und endlich einmal aus dieser ewigen Maskeverfärbung heraus!“

„Was heißt denn das: Maskeverfärbung?“

„Du brauchst bloß meine beiden Namen anzusehen: Da liegt sie drin. ‚Siegfried‘ — das heißt: ‚Ich will ein guter Deutscher sein!‘ und ‚Elkan‘, das heißt: Du bist’s aber nicht. Du bist ein Gast und noch dazu vielen ein ungebeterer. Das lassen dich jeden Tag tausend Nadelstiche — jeder Blick in ein Witzblatt, jedes Wort eines Vorübergehenden fühlen!“

„Dagegen muß man sich eben ein bißchen abhärten!“

„Ich kann’s nicht. Gerade weil ich gerne Wurzeln schlagen möchte. Schau — ist es nicht verrückt: Meine Muttersprache ist Deutsch — ich kann kein Wort Hebräisch — meine Familie lebt seit vielen Jahrhunderten in Deutschland, ich bin vollberechtigter Bürger des Deutschen Reiches und zahle Deutschland meine Steuern und lehre an einer deutschen Hochschule — und doch bin ich kein ganzer, richtiger Deutscher. Wo ich gehe und stehe, ist zwischen mir und der Außenwelt etwas Unsichtbares, Trennendes . . . Ich empfinde es gar nicht. Ich halte und fühle mich ganz als Deutscher — aber die anderen nicht. Warum? Ich heiße eben Siegfried Elkan. Mein Name ist mein Schicksal.“

„Warum faßt du das so tragisch auf?“ sagte der Rechtsanwalt. „Da muß man ein bißchen Phi-

losoph sein. Schließlich wird's die Zeit schon bessern. Darauf zu müssen auch wir arbeiten, aber man macht es uns freilich schwerer als nötig."

"Und wir werden's nicht mehr erleben, daß es anders wird. Manchmal habe ich Lust, Deutschland überhaupt zu verlassen. Aber wohin? Ich bin doch einmal ein Deutscher. Oder, um es korrekt auszudrücken, ein deutscher Jude!"

Der andere schüttelte den Kopf. „Du bist heute in einer guten Verfassung! Was ist denn über dich gekommen? Es ist doch nichts Außerordentliches passiert!"

"Nein. Das heißt: wie ich vorhin sagte — ich habe heute durch Zufall einen Bissel von einer ganz anderen Welt gekostet, und bin erschrocken. Das alles ist neben uns und um uns und uns so verschlossen, daß wir es am hellen Tag nicht sehen, obwohl wir es mit Händen greifen könnten. Wir leben wirklich alle wie die Fremden im Hotel, die auch nicht wissen, was für Menschen draußen vor ihren Fenstern vorübergehen. Wir sind ewige Gäste — hier und überall!"

Sie waren in der stillen Tiergartenstraße angelangt. Der Rechtsanwalt blieb stehen und legte seinem Bruder die Hand auf die Schulter: „Ich will dir mal was sagen! Du bist ganz einfach verliebt! In diese kleine Lügelshardt.“

Siegfried Elkan zögerte eine Weile und sagte dann: „Ja — es kommt mir selbst so vor!"

„Lieber Freund — das ist aber doch ein Unsinn.“

„Es ist vieles auf der Welt ein Unsinn! Wozu wäre man denn so gescheit, wenn man nicht Dummheiten machte?“

„Aber was soll denn daraus werden?“

Er zuckte die Achseln. „Nichts. Morgen ist sie wieder gesund und dann sehen wir uns nicht mehr.“

Der Rechtsanwalt war mißtrauisch. „Aber sie wohnt dir so verwünscht nahe.“

„Im Gegenteil! Sie wohnt im Monde. Gute Nacht! Grüß deine Frau!“

„Gute Nacht, Siegfried!“

V

Als Siegfried Elkan in der Frühe des nächsten Morgens, an einem stillen Sonntagvormittag, zum Fenster trat, fuhr er zusammen. Gerade eben wanderte da unten auf der Straße Della vorbei — gar nicht zu verkennen, mit dem Arm in der Binde und der flotten Art, die Füße zu setzen und den Kopf im Genick zu tragen. Ein ganzer Trupp Leutnants um sie her, ein Husar, zwei von der Infanterie, ein Feldartillerist. Die Herren gingen rasch und sie hielt mit ihnen kameradschaftlich gleichen Schritt und Tritt, fortwährend dabei plaudernd und lachend. So verschwand die ganze Gesellschaft in der Richtung nach dem Tiergarten.

Der Better Diether war diesmal nicht dabei.

Der oben am Fenster versank in Sinnen. Seltsam: wahrscheinlich war Yella so wie heute beinahe jeden Tag seit ein paar Jahren an seinem Hause vorbeigegangen und er hatte sie gar nicht gesehen und nichts von ihr gewußt.

Was sie wohl im Tiergarten vorhatte? Er nahm Hut und Mantel. Das interessierte ihn, obwohl er sich selber vorredete, daß er nur ein wenig frische Luft schöpfen wolle, ehe das Getümmel des Sonntags den Park erfüllte. Und bald sah er auch, in einem Seitenweg stehen bleibend, was er suchte.

Natürlich wieder eine Pferdesache und natürlich wieder Better Diether! Der Dragoner saß auf dem Roß und trabte langsam, mit aufmerksamem Gesicht, den Reitweg auf und nieder. Daneben auf dem Fußpfad der Tiergartenstraße stand die bunte Gruppe von vorhin, Yella mitten darin, und außerdem ein sonnengebräunter Herr in Zivil, der ernst und zweifelnd aussah. Offenbar sollte er die Stute kaufen. Man sprach auf ihn ein, man lachte und stritt, man deutete auf die Pferdebeine und keiner achtete des einsamen Spaziergängers, der, als die Handelsgesellschaft an der Straße sich unter heftigem Gestikulieren auflöste, tiefer in den Wald hineinging.

Er wollte Yella nicht inmitten dieses säbelraffelnden und sporenklirrenden Schwarmes begrüßen. Das setzte sie wohl in Verlegenheit. Da hätte sie erst ihren Freunden erklären müssen, wer dieser blasse, jüdisch aussehende Herr war. Better — er traf sie allein, in ihrer Wohnung. Und als er da gegen

Mittag die Klingel zog, hatte er nur den Wunsch: Möge jetzt nur nicht etwa der Dragoner da sein!

Aber es hing keine blaue Mütze im Flur. Die Turfzigeunerin war wirklich einsam in dem Zimmer mit den Schiffsbildern und Flottenplänen an den Wänden und kam auf ihn zu, ihm sehr fidel beide Hände entgegenstreckend.

Jetzt war er noch Arzt. „Was heißt denn das? Wo ist denn der Verband?“

„Weg!“ sagte sie unbekümmert. „Er hat mich geärgert. Die Hand ist schon wieder ganz gut.“

Die Heilung war allerdings fast vollendet. Sie mußte eine Konstitution haben wie eine Rahe. „Wie haben Sie denn aber den Knoten losgekriegt?“ frug er.

Sie wies lachend ihr weißes Gebiß. „Mit der Hand hab' ich's festgehalten und mit den Zähnen hab' ich's aufgekümpft. Papa!“ Sie verstärkte ihre Stimme. „Papa! Komm doch! Der Doktor ist da!“

„Papa hat gesagt, Sie seien so wundervoll eingerichtet!“ fuhr sie fort, während Herr von Stüchelhardt aus dem Nebengemach eintrat und den Gast begrüßte. „Schade, daß ich das nicht sehen kann! Das würde mir Spaß machen — so was!“

„Aber das ist doch sehr einfach! Wenn Ihr Herr Vater Zeit hat, so kommen Sie doch jetzt beide mit mir hinüber. Dann zeige ich Ihnen meine paar Häbseligkeiten!“

Das war etwas für Della! Sie ersticte im voraus jeden Einwand des alten Herrn mit ihrem Wortschwall. „Papa — du mußt! Papa, du mußt!“

Ich hab' noch nie einen Gobelin gesehen. Da kann ich mich bilden! Es ist doch Sonntag. Und überhaupt . . ."

Dabei machte sie sich schon zum Ausgehen fertig. Sie war glücklich, daß etwas Neues passierte! Daß es umsonst etwas zu schauen gab! Da legte sie ihren Gefühlen keinen Zwang an.

„Aber Kind — der Doktor hat doch besseres zu tun!“

„So? Warum ladet er uns dann ein? Geschieht ihm ganz recht!“

„Ich habe gar nichts zu tun!“ sagte Siegfried Elkan, und sie machten sich auf den Weg nach seiner Wohnung.

Diese Wohnung stieß alle Vorstellungen um, die Della bisher von Reichtum gehegt. Nach ihrer, durch den zweimaligen Besuch in dem Majoratschloß bestärkten, Meinung äußerte sich die finanzielle Überlegenheit eines Menschen zunächst nach außen hin in mittelalterlicher Weise durch Pferde, galonnierte Dienerschaft, Silbergerät, eine mächtige Freitreppe, Raumverschwendung überall.

Und hier war gar nichts davon! Eine Mietwohnung im zweiten Stock wie viele andere, ein älteres Fräulein in schwarzem Kleid, beinahe einer Krankenschwester ähnlich, die geräuschlos die Türe öffnete, ein einfacher enger Flur und dann innen alles ganz schön, aber ohne daß man es recht begriff.

Sie nippte an dem Portwein, knabberte an einem Cafe und folgte stumm seinen Erklärungen. Eigentlich

war sie enttäuscht oder eher noch voll Unbehagen gegen sich selbst, daß sie diese Herrlichkeiten — denn das waren sie doch ohne Zweifel — nicht zu würdigen vermochte. Und sie dachte sich voll Bitterkeit: Kläglich ist's mit meiner Bildung bestellt. Bei Diether erst recht. Bei denen alle. Sowie wir aus dem Stall heraus sind, ist rein gar nichts mehr mit uns los!

Den Lenbach — eine leichtgetönte Kohlenstizze — und Defreggers Tiroler Dirndeln hatte sie noch mit einigem Verständnis anzuschauen vermocht. Die Namen kannte sie, aber als Siegfried Elkan nun auf eine Landschaft wies: „Da ist mein Prachtstück! — ein Daubigny aus der besten Zeit!“ sagte sie nur: „Oh!“

„Und da das Gegenstück. Seestimmung mit Windmühle von Corot.“

„Oh!“ sagte Yella.

Er führte sie zu einem Erker. „Dann da: Motiv aus Scheveningen! Da in der Ecke die Signatur: Messdag!“

Er sprach den Namen des berühmten Holländers mit dem vollen Stolz des Besitzers aus, und Yella sagte wieder staunend: „Oh!“ Sie hätte was darum gegeben, wenn ihr eine vernünftige Antwort eingefallen wäre. Aber sie wußte ja: Es kam doch eine Dummheit heraus! So schwieg sie lieber verstockt und schaute jedes Bild lange mit starrem Interesse und scheuer Wohlerzogenheit an.

Er schien zu ahnen, was in ihr vorging. Er

lächelte verstohlen und öffnete seine Bäckerei. Sie klappte einen der Schweinsleberbände auf und las: „Par . . . erga und Para . . . lipo . . . mena . . . ! o Gott . . . ist das ein Titel! Und das können Sie lesen?“

„Es ist doch von Schopenhauer!“

Der Name machte ihr Spaß. Sie lachte leise und stellte das Buch mit einem „Brrr!“ in den Schrank.

„Haben Sie nie etwas von Schopenhauer gehört?“

„Nein!“ sagte Yella vergnügt. „Was war er denn?“

„Ein Philosoph und Frauenhasser!“

Sie zuckte die Schultern, als ob sie ihr liebste: „Na — wenn schon!“ unterdrücken wolle, und frug ungeduldig: „Wo ist der Gobelin? Den will ich sehen!“

Dies ausgebleichte flandrische Gewebe enttäuschte sie am meisten. Sie musterte und befühlte es ratlos. „Also das ist nun schön?“

„Ja.“

„Und sehr teuer?“

„Ziemlich!“

„Wieviel kostet solch ein Gobelin!“

„Dreißigtausend Mark.“

Sie setzte sich hin und murmelte nur: „O Gott!“ Sie war ganz erschrocken. Es gab Menschen, die derlei an ihren Wänden hängen hatten und das als ganz selbstverständlich ansahen! Siegfried Elkan mußte furchtbar reich sein! Ein Vermögen für

solch einen alten Lappen! Mit Groll und Neid sah sie den Gobelin an und dachte sich: „Wenn ich solch einen Feszen hätte und Diether auch einen, dann könnten wir uns heiraten!“

„Ich habe Sie heute schon einmal gesehen!“ sagte Siegfried Elkan. „Ich ging gerade durch den Tiergarten!“

Sie schaute auf und lachte. „Ja? — Oh — das war 'ne Arbeit! Der Provinziale soll das Pferd kaufen! Aber er ist zäh! Er versteht was vom Kuhhandel! Wir haben gestritten wie die Messjuden!“

Er zuckte leicht zusammen und frug dann: „Und der arme Provinziale ist übers Ohr gehauen?“

„Sie sind noch um dreihundert Mark auseinander — Diether und er! Aber es wird! Oh — da sind ja Stickerien! Die sind wunderschön!“ Sie liebte mit spizen Fingern die dunklen Seidenstoffe aus China und Java mit ihren fliegenden Vögeln, ihrem kunstvollen Rankenwerk und den seltsamen Menschengestalten. Sie verliebte sich förmlich in diese fein abgetönte Pracht und wurde ganz stumm und weltentrückt. Das verstand sie. Es mußte doch schön sein, all solche Sachen zu besitzen. Und solche Kleider aus schwerem Brokat. Und Schmuck. Und ihre Gedanken wanderten und wanderten, während ihre mageren Kinderhände immer wieder die leise knisternde Seide streichelten und glätteten.

Siegfried Elkan widmete sich inzwischen dem Major, der sich im Nebenzimmer bei einer echten

Savanna und Portwein gütlich tat. Als er wieder aufschaute, sah er, daß Yella sich erhoben hatte und langsam, mit großen Augen, von einer Wand zur anderen ging. Sie winkte ihm abwehrend zu: Pst! Sie wollte jetzt einmal allein alles betrachten.

Und während seine Blicke ihr folgten — dieser schlanken, ungewohnten Erscheinung in dem altvertrauten Raum — durchfuhr es ihn plötzlich: Jetzt ist sie nur ein Gast. In ein paar Minuten geht sie wieder fort! Aber wenn sie nun immer hier wäre, jeden Tag! Wenn du nach Hause kämst und sie dastehen sändest, so wie jetzt — immer, immer — und ganz allein mit ihr! Wenn du sie ganz für dich hättest — jeden Tag und Abend . . .

Das Blut stieg ihm zu Kopf. Sie kam aus dem Nebenzimmer heraus, ganz unbefangen. „Wo haben Sie nur all die schönen Sachen her, Herr Doktor?“

„Von meinen Reisen.“

„Reisen Sie denn auch jetzt noch viel?“

„In den Universitätsferien. Meist geh' ich im Frühjahr nach Paris und im Herbst nach Italien.“

Sie seufzte. „Paris! Italien! Hörst du, Papa: Paris! . . . Sie sind zu beneiden! Sie haben was vom Leben. Ich bin einmal nach Rügen gefahren. Sonst nichts.“

„Das kommt noch!“

Sie schauten sich dabei an. Yella antwortete nichts. Es war ein kurzes, seltsames Schweigen im Zimmer. Dann öffnete sich leise die Türe vom Flur. Ein schöner Kopf erschien darin — hinter ihm eine

schöne Frau. Groß, üppig, prachtvoll gewachsen, mit schwarzen Augen und blauschwarzem Haar — das Bild einer Judith aus dem Morgenland.

„Störe ich?“ frug sie heiter, und Siegfried Elkan stellte vor: „Meine Schwester, Frau Elsa Stern. Herr von Büchelhardt. Fräulein von Büchelhardt.“

Die hatte natürlich die Neugier hergetrieben! Der Schwager hatte ihr gestern wohl noch erzählt, daß ihr Bruder sich verliebt habe, und da kam sie und traf auch gleich Yella an! Er ärgerte sich. Wie sollte das zwischen den beiden werden: Hier seine Schwester, die ihren Geist in fünf Sprachen glitzern lassen konnte, die überall in Politik, Kunst und Literatur zu Hause war, in Bayreuth und Oberammergau, in der „Freien Bühne“ und den Sinfonieabenden der Königlichen Kapelle, die über Nietzsche und Tolstoi, über die Impressionisten und die Münchener Sezession, über Decadence und Neuromantik, über die Lyrik des Beaudelaire und die Orestea des Sophokles plauderte wie andere über das Wetter, und sich dann an das Klavier setzte und den „Waldürenritt“ aus dem Gedächtnis spielte — und ihr gegenüber Yella — nun ja, das war nun einmal eine kleine Barbarin. So gar kein Geist — so wohlthuend gar kein Geist — so wenig Wissen. Und so viel flotte, unbekümmerte Lebenskraft.

Aber die schöne Judith war weltgewandt und liebenswürdig. Sie bemühte sich, Yella, deren Augen stumm an ihrer Pariser Toilette und ihrem überreichen Schmucke hingen, zum Reden zu bringen.

Sie sprach von der Duse. Gestern! Im Lessingtheater! Ausverkauft! Welch eine Frau! Wunderbar! Und sie wiederholte entzückt das berühmte „Armando! Armando“ der Duse aus der Kameliendame. Aber für Yella war die Duse ein unerschwingliches Wertobjekt von zehn Mark für den Parkettplatz, und sie frug nur: „Haben Sie denn alles verstanden, gnädige Frau?“

„Freilich, Baroneß! Italienisch und Neugriechisch sind gerade meine Stärke!“

„Oh!“ Yella schwindelte es bei dem Ausblick auf Neugriechisch.

Die andere wandte sich inzwischen an ihren Bruder. „Ich bin nur auf einen Sprung herauf! Mein Wagen wartet unten. Ich bin noch ganz übermächtig. Ich habe bis vorgestern die halbe Woche im ‚Nibelungenring‘ übernachtet. Die ‚Götterdämmerung‘ legt sich einem schließlich doch auf die Nerven. Oder geht das nur mir so, Baroneß!“

„Ich weiß nicht!“ sagte Yella. „Ich war noch nie drin!“

Die Weltkame die Weltkame stuzte kaum merklich, als habe ihr die kleine Lützelschardt gestanden: Ich kann nicht lesen und schreiben! — und fuhr dann rasch und verbindlich fort: „Gott ja — jetzt mitten in der Saison! Wer hat da Zeit! Ich sag’s jeden Tag zu meinem Mann: ‚Nächsten Winter gehen wir überhaupt nicht aus!‘ Es ist ein furchtbarer Trubel. Und in Ihren Kreisen wohl ganz besonders, Baroneß?“

Yella schüttelte unbehaglich den Kopf. „Es mag

wohl sein, gnädige Frau. Ich komme fast gar nicht unter Leute!"

Darauf schwieg Frau Elsa Stern und warf ihrem Bruder einen Blick zu, der ungesäht hieß: „Da hast du ja eine hübsche Wilde aufgetrieben!“ — aber sie lächelte dabei höflich weiter. Im Innern ihres Herzens hatte sie, die grundgescheite Frau, eine unbegrenzte Hochachtung vor Adel, Stammbaum und Wappen. Sie kannte diese Gesellschaft nur wenig — nach der Eigenart des Berliner Lebens, nach der die beiden Welten des Hofes und der Börse, durch eine unsichtbare Schranke geschieden, gleich zwei getrennten Strömen in einem Bette nebeneinander herfließen, aber sie bewunderte sie. Ganz naiv. Es war Vererbung von früher.

Und ebenso naiv, beinahe unbewußt war die dumpfe Feindseligkeit, die Yella gegen die schöne Judith empfand. Ja — die hatten nun einmal Geld und alles! Und selber hatte man nichts!

Auch äußerlich waren sie so verschieden. Da die reise südliche Bracht, dort alles noch herb, hager und schmal. Die beiden waren einander so fremd, wie nur zwei Frauen sein konnten. Sie wußten sich nichts mehr zu sagen und saßen mit freundlichen Mienen da.

Endlich hatte Frau Elsa den erlösenden Einfall. „Eigentlich kennen wir uns schon lange, Baroneß!“ sagte sie liebenswürdig. „Oder ich wenigstens Sie. Ramen Sie nicht früher häufig in die Bellevue-Reitbahn?“

Yella wurde lebhaft. „Ja, gewiß, gnädige Frau!“

„Eben. Ich machte damals das Musikreiten am Sonntagmorgen mit, auf ärztlichen Befehl. Da standen Sie doch ein paarmal mit einem Offizier auf der Tribüne — nicht?“

Die kleine Turfzigeunerin bejahte. Dabei bewegten sich ihre Nasenflügel und sie hatte alle Mühe, ernst zu bleiben. Dies Musikreiten hatten sie und Diether angesehen, wie man zu einer humoristischen Vorstellung in den Zirkus geht: Alle diese Herren und Damen vorsichtig auf lammfrommen Kleppern in wohl umfriedeter Reitbahn, die feierlich zufriedenen Mienen, die würdevollen Stallmeister dazwischen, und von oben die Klänge des „Einzugs der Gäste in die Wartburg“ — es war ein kostbarer Scherz.

„Und nebenan,“ fuhr Frau Stern fort, „war doch noch ein kleinerer Raum, Baroneß. In dem ritten Sie doch ein Pferd zu. Ich hörte Sie dabei immer leise pfeifen . . .“

„Ja. Das heißt: Ich hab' das Pferd an die Dame gewöhnt. Jetzt hat es Frau Kommerzienrat Hirsch.“

„Ach, meine Cousine! O ja — das ist eine große Amazone!“

Es zuckt ein bißchen um Yellas Mundwinkel. „Sie hat noch ein bißchen eine unruhige Hand. Ich sehe sie manchmal im Tiergarten. Der linke Ellbogen muß ganz fest anliegen! Sonst reißt sie den Gaul und dann wird er unruhig!“

„Ach — deswegen klagt sie, daß er manchmal so störrisch ist.“

„Er geht famos!“ Yella geriet in Eifer. „Ich habe doch dreimal mit ihm die Parforcejagd im Grunewald geritten.“

„Sie, Baroneß? Ist das denn nicht furchtbar gefährlich?“

„Das ist das schönste, was es überhaupt in der Welt gibt!“ sagte die Kleine kurz und entschieden.

Frau Elsa Stern zweifelte. „Ja — was ist denn eigentlich daran?“

„Das kann man nicht so schildern. Das muß man eben fühlen! Wenn man so hinter den Hunden her galoppiert, und Bäume und Sträucher fliegen an einem vorbei, und der Wind pfeift um die Ohren, und es geht vorwärts über Gräben und Hecken, und der Gaul ist selbst ganz toll geworden und hat den Kopf am Boden und reißt einem die Arme fast aus dem Leib und man wird so hingetragen, fast ohne daß man eine Bewegung spürt, als säße man frei in der Luft — da möchte ich immer gerade heraus-schreien vor Jubel, wenn man nicht so atemlos wäre. Da hat man was vom Leben! So über Stock und Stein und frisch drauf los! Am Hubertustag — da war ich unter den ersten am Reiler. Da war ich aber auch gejagt. Alle Haarnadeln waren weg! Ich sah zerstrubelt aus wie eine Zigeunerin! Oh — das war zum Weinen schön.“

Sie brach ab, mit glänzenden Augen und geröteten Wangen, ganz begeistert von der Erinnerung. Und die feingebildete Judith dachte sich: „Viel fehlt dir zu einer Zigeunerin nicht! Auch mit Haarnadeln!“

Laut aber sagte sie: „Baroneß, wir üben uns eben in der Bellevue-Reitbahn eine Quadrille ein, in den Abendstunden . . . mein Doktor will's . . . Sie lächeln?“

„O nein, gnädige Frau!“ sagte Yella schnell. Es kam ihr unglaublich drollig vor, daß man ein Pferd als einen Ersatz für Karlsbad, als einen unter Musikfisch betriebenen Automaten zur Abschoppung der Leber betrachten könne.

„Würden Sie uns da nicht Ihre Unterstützung leihen, Baroneß? Da würden wir was lernen!“

„Sehr gütig, gnädige Frau — aber ich kann nicht mehr in die Bellevue-Reitbahn. Wir haben dort Krach mit dem Direktor gehabt, mein Vetter und ich.“

„Oh — schade!“

Der Major, der still in der Ecke gesessen, stand auf, um sich zu verabschieden. „So ist sie nun!“ sagte er zu Siegfried Elkan. „Pferde! Immer Pferde! Das ist ihr ganzes Leben!“

Sie lachte und nickte und war selbst das Bild frischen Lebens, noch erhitzt von ihrer eigenen Schilderung, wie im Grunewald das rote Feld zwischen den Föhren über Sand und Wurzeln, im Bogen um Sumpflöcher herum, im Husch und mit Hallo über den Eisenbahndamm hinter der gefleckten Meute herflog. „Oh — meine Handschuhe!“ sagte sie dann und trat ins Nebenzimmer. Dort, vor dem Gobelin, mußten sie liegen.

Siegfried Elkan folgte ihr. Er hätte es gern
Straß, Es war ein Traum

gesehen, wenn sie der Einladung seiner Schwester zur Quadrille gefolgt wäre. Dann hatte er Gelegenheit, sie zu treffen. „Reiten Sie doch mit!“ bat er.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann wirklich nicht. Der Direktor war zu unverschämt.“

„Was hat er denn getan?“

„Er hat gegen uns Partei genommen! Also ich reite und es klingelt zum Bandenwechsel — wissen Sie, daß man andersrum reitet. Ich überhöre das und trabe weiter. Da galoppiert mir irgend so ein unnützes kleines Fädelchen gerade entgegen, wir prallen zusammen und . . .“

Sie bemerkte eine Veränderung in seinen Zügen und brach plötzlich entsetzt ab. Ihr Gesicht wurde purpurrot. Ihr eigenes Wort „Fädelchen“ hallte ihr im Ohr nach — hier in diesem Hause! „O Gott!“ murmelte sie, sich auf die Lippe beißend, und auf einmal drehte sie sich um und flüchtete ratlos in das anstoßende kleine Erkerzimmer.

Siegfried Elkan sah ihr nach, in einer aus Melancholie und Heiterkeit gemischten Stimmung. Der Major kam herein. „Wo steckt denn meine Tochter?“

„Da nebenan, Herr von Litzelhardt.“

„So komm doch, Nella!“ rief der alte Herr ungeduldig. Aber drinnen rührte sich nichts. Sie mußte irgendwo ganz in einer Ecke sitzen. Endlich ging er hinein und kehrte nach einer Weile ärgerlich zurück. „Was das nun wieder für eine Dummheit

sein mag! Sie läßt Sie bitten, doch einmal zu ihr zu kommen, Herr Doktor!"

Als Siegfried Alan vor Della stand, schaute sie, in das Sofa gedrückt, schein auf und streckte ihm flehend die Hände entgegen. Ihr Gesicht war noch immer dunkelrot, ihre Augen feucht vor Scham und Reue. Sie war bildhübsch anzusehen.

„Ach, bitte, bitte — seien Sie nicht böse!“ bat sie. „Ich weiß gar nicht, wie mir das herausgefahren ist! Ich hab' mir gar nichts dabei gedacht!“

„Das weiß ich!“

„Ich hab' Sie wirklich gern — und nun red' ich solches Zeug! Bitte — vergessen Sie's!“

Er nahm ihre Hand. „Das haben Sie ja gar nicht gesagt — sondern Leute, die vor Hunderten von Jahren vor Ihnen gelebt haben. Von denen haben Sie es geerbt und sprechen es nach. Wie sollte ich da böse sein?“

„Wirklich nicht?“

„Nein — wirklich nicht!“

Sie seufzte auf. „Gott sei Dank. Aber ich glaub's nicht recht!“

„Ich werde es Ihnen beweisen!“ sagte er und kehrte mit ihr zu den anderen zurück. Er begleitete den Major und Della bis zum Ausgang seiner Wohnung. Als sie dort auf dem Treppenflur standen, drückte Herr von Bügelhardt dem Gelehrten die Hand. „Also nochmals meinen besten Dank. Für alles. Es hat mich sehr gefreut, daß wir uns einmal im Leben begegnet sind.“

Das klang wie ein Abschied. Siegfried Ellen holte Atem. Er sprach unsicher, schnell, ganz anders als sonst. „Vielleicht sehen wir uns wieder . . . das ist ja so bequem . . . wir wohnen uns ja so nahe. Vielleicht darf ich bei Gelegenheit meinen Besuch machen! Ich würde mich wirklich freuen, Sie wiederzusehen . . . und auch Ihr Fräulein Tochter . . .“

Der alte Herr war ganz verblüfft. „O gewiß . . .“ sagte er, auch seinerseits befangen, mit einem unwillkürlichen Blick auf Nella. „. . . Ganz meinerseits! Das wird uns sehr angenehm sein — natürlich!“

Nella schaute ihn nicht an, als sie ihm die Hand zum Abschied reichte. Jetzt merkte sie etwas. Stumm stieg sie neben ihrem Vater die Treppe hinab.

Er blieb oben stehen und hörte, wie ihre Schritte verklangen. Und in seinem Ohr tönte etwas anderes nach. Nicht das unüberlegte Wort von dem „Füßelchen“, das sie zuerst gesprochen — nein, was sie nachher, in einem ganz anderen Ton und mit gepreßter Stimme gesagt: „Ich hab' Sie doch wirklich gern.“

VI

Als die Lüzelhards die ihre Wohnung betraten, war Diether von Ottenhöfen schon anwesend. Er pflegte Sonntags da zu Mittag zu essen. Er war wieder in sehr schlechter Laune. Der Agrarier, der

das Pferd kaufen sollte, blieb zäh. Es war kein Segen in diesem Handel.

„Wo wart ihr denn?“ frug er den Major, während Della, auffallend blaß und ernst geworden, in ihr Zimmer ging, um Hut und Mantel abzulegen.

„Bei dem Doktor Elkan.“

„Mit der Kleinen?“

„Ja.“

„Das war doch weiß Gott nicht nötig.“

Der vielgeplagte, graue Flottenagitator antwortete ihm nichts. Er setzte sich und stützte müde den Kopf in die Hand. Das war ein Leben: Sorgen und Schulden, Schulden und Sorgen von der Fähnrichszeit bis jetzt zur Mitte der Fünfziger. Und keine Aussicht auf Besserung. Das ging so weiter, bis man ganz verbraucht war und die Not kam. Für sich allein hätte er sich ja mit seiner Pension durchschlagen können, trotz aller Gläubiger. Aber Della! . . . Was wurde schließlich aus der?

Drüben um die Ecke wohnte ein reicher Mann. Ein guter, gescheiter Mensch. Da könnte man ausruhen.

Siegfried Elkan war Millionär. Er hatte das heute vormittag gesprächsweise von einem Bekannten aus dem Flottenverein gehört. Dieser Gedanke erfüllte den alternden, mürbe gewordenen Herrn mit Sehnsucht. Mit Neid. Während seiner Dienstjahre in kleinen Garnisonen hatte er derlei nie gefühlt. Da sah er um sich wohl hie und da Wohlhabenheit, aber diese Millionenatmosphäre, die mühelos springen-

den und überall im Tiergartenviertel sich sammelnden Goldquellen hatte er erst kennen gelernt, seit ihn seine Tätigkeit für die Marinevermehrung mit all den verschiedenen abgestuften oberen Behtausend Berlins in Verührung brachte.

Einmal die Hände in den Schoß zu legen und von der Hatzjagd der Gläubiger zu rasten, das war schön. Aber er dachte eigentlich nicht an sich. Wer konnte wissen, wie lange er noch lebte? Dann stand Della ganz allein da, auf das Gnadenbrot der Verwandten angewiesen. Wenn man die wenigstens geborgen wußte . . .

Der blauröckige Herrenreiter räusperte sich und sagte: „Weißt du, wen ich heute ‚Unter den Linden‘ getroffen hab’? Onkel Ottenhöfen.“

„Die alte Erzellenz?“

„Ja. Hat sich bei dem schönen Wetter herausgemacht und kraucht ganz gemütlich spazieren. Fabelhaft zäh! Er ist doch hoch in die Siebzig. Na — ich ging vorbei! Ich hab’ noch von gestern genug! Della hat dir wohl erzählt . . .“

„. . . Er gibt dir das Kommissvermögen nicht! Lieber Diether — daran hab’ ich nie gezweifelt!“

„Na — jetzt ist’s jedenfalls entschieden! Alles aus!“

„Er hat’s eben nicht!“

„Ach, wenn er zu seinem Freund, dem alten Wendel, außs Gut ginge! Der ladet ihn doch immer ein, zu ihm zu ziehen, damit er eine Gesellschaft hat. Das ist auch ein alter Witwer und ein alter Knurr-

hahn — die beiden würden sich den ganzen Tag zanken und selig fein und vorzüglich zueinander passen. Es sind doch sogar Kriegskameraden von 1864—1870.“

„Du kannst es aber niemand verdenken, wenn er seine letzten Lebensjahre nicht bei einem fremden Menschen wohnen will.“ Herr von Lühelhardt nahm Feder und Papier. „Hat dein Bursche nachher Zeit, einen Brief wegzutragen?“

„Gewiß! Noch 'ne Einladung für morgen?“

„Ja — siehst du,“ sagte der alte Herr unbehaglich. „Es ist mit diesem Doktor Elkan — Geld kann ich ihm für seine Kur bei Yella nicht anbieten. Es ist wirklich unmöglich. Und nun hat er mich eben ganz förmlich gebeten, ob er auch weiter bei uns verkehren dürfe . . .“

Der Leutnant riß die Augen auf. „Dieser Elkan . . . hier . . . bei euch . . .“

„Nun ja — ich weiß ja auch nicht . . .“

Die beiden schauten sich an. Natürlich wußten sie's. Um mit einem alten, grauen Major außer Diensten die Zeit zu verplaudern, deswegen begehrte der junge Gelehrte wohl nicht den Eintritt in das Lühelhardt'sche Haus.

„Unverschämtheit!“ brummte Diether von Ottenhöfen zwischen den Zähnen.

Yellas Vater tat, als überhöre er das. „Es verpflichtet ja zu weiter gar nichts — aber wir müssen uns doch für die Behandlung revanchieren. Ein Haus mache ich nicht. Nun ist morgen gerade das kleine Fest . . .“

„Da soll er dazu?“

„Warum denn nicht? Wir sind doch nur ein paar Menschen. Helmbach, die Immeneich mit ihrem Rabetten, die beiden Sirnitz und der alte Zell und du — die Excellenz Ottenhöfen geht ja nicht mehr in Gesellschaft — also da kann er doch ganz gut dazu!“

Und wie um sich selbst zu beruhigen oder zu entschuldigen, wiederholte Herr von Lützelhardt: „Das verpflichtet doch weiter in keiner Weise!“

Der Dragoner lachte höhnisch. Sein hübsches, gutmütiges Gesicht war verdüstert. „Na — ich danke! Glaubst du, ich sei blind? Der Mann hat hier gar nichts zu suchen — aber gar nichts!“

„Das ist meine Sache, wer zu mir ins Haus kommt!“

„Schön! Aber ich komme dann morgen nicht! Ich passe nicht in solche Gesellschaft. Und Della noch viel weniger! Das möchte ich denn doch ganz offen sagen!“

Jetzt erfaßte auch den anderen der Zorn, gerade weil er sich innerlich nicht recht wohl bei der Gelegenheit fühlte. „Die Sorge um Della überlasse gefälligst mir! Bist du ihr Vormund — ihr Erzieher? Man sollt' es wirklich meinen! Schöne Erziehungsergebnisse hast du jedenfalls! Was hast du denn aus ihr gemacht, in den letzten zwei, drei Jahren? Einfach 'ne Art Jockey! Weiter kann sie nichts und weiß sie nichts! Eben, wie die Frau Stern sich mit ihr alle Mühe gegeben hat und mit

ihr ein gebildetes Gespräch hat führen wollen, war sie scheu und blöde wie ein Fisch. Aber wie's auf die Pferde ging — der reine Wasserfall! Da wird sie munter!“

„Famos!“ sagte der Dragoner.

„Nein — nicht famos! Schämen muß man sich. Ich hab' keine Zeit, mich um das Mädel zu kümmern, und du setzt ihr nur Dummheiten in den Kopf. Ihr drittes Wort ist: ‚Diether!‘ Diether hinten und Diether vorn!“

„Hoffentlich!“

„Hoffentlich hast du bisher sagen können, mein Sohn!“ Die Stimme des alten Herrn wurde milder. „Und bisher hab' ich die Augen zugeedrückt, wenn ihr den ganzen Tag miteinander herumgezogen seid. Aber nun, wo Onkel Ottenhöfen endgültig gesagt hat: ‚Nein! Ich geb' das Geld nicht! — ja — es ist gewiß furchtbar hart — aber was soll man machen?“

„Den Kopf oben behalten!“ erwiderte der Knecht schroff. „Deubel auch — ich geb' mich nicht so leicht geschlagen!“

Der Major zuckte die Achseln und vollendete das Schreiben. Dann rief er durch die Türe: „Abrameit!“ und wandte sich an Diether: „Oder verbietest du, daß dein Bursche den Brief besorgt?“

Der Leutnant schnallte sich den Säbel um. „Ne — mit solchen Kleinigkeiten befaßt' ich mich nicht. Jrgend jemand würd' ihn ja doch hintragen. Aber höre, Abrameit — wenn der Doktor Elkan dir ein Trink-

geld geben will, dann antworte: Danke. Ich wünschte es nicht!"

„Zu Befehl. Der Herr Leutnant wünschen es nicht.“

Der Litauer machte sporenklirrend kehrt und verschwand.

Sein Herr rüstete sich gleichfalls zum Aufbruch. „Entschuldige mich heute mittag, Onkel! Ich bin nicht in der Stimmung. Ich geh' lieber!"

„Und wenn ich fort bin, kommst du zurück und verdrehst der Yella wieder ihr bißchen Verstand ganz!"

„Ich werde nicht zurückkommen!" sagte der Dragoner. „Die Yella — die wollen wir bei der Geschichte lieber ganz aus dem Spiel lassen. Die soll nur ganz harmlos bleiben! Ich hab' 'ne andere Idee. Eine Überraschung.“

Das beruhigte den Major. „Und wie ist's mit morgen? Erscheinst du?"

„Bitte — stell es mir frei! Ich muß es mir noch überlegen! Na — Adieu!"

Während er das Zimmer verließ, war er wieder ganz ruhig, beinahe vergnügt, und als er draußen auf der Straße stand, hatte er einen Gesichtsausdruck wie sonst beim Rennen: listig, verbissen lächelnd und voll Hinterhalt. So nahm er den Säbel in die Linke und schritt in seine Gedanken vertieft davon.

Der Dragoner Abrameit wanderte inzwischen, den schicksalsschweren Brief fest zwischen den Zwirnhandschuhfingern seiner Faust, um die Ecke nach der

Elkanschens Wohnung. Als er ihn abgab, war Frau Elsa Stern noch bei ihrem Bruder. Der las. Eine flüchtige Röte überzog sein Gesicht. „Es ist gut!“ sagte er. „Meine Empfehlung an den Herrn Major und es würde mir eine Ehre sein, zu erscheinen. Adieu!“

Die schöne Frau war sehr gespannt. „Eine Einladung?“ frug sie, als die Türe sich hinter dem Burschen geschlossen.

„Ja. Zu Büchelhardts!“

„Und da gehst du hin?“

„Warum soll ich denn nicht!“

„O gewiß!“ Sie lächelte unbefangen. „Ce n'est que le premier pas qui coûte!“

Er wurde ärgerlich und wiederholte, was kurz vorher drüben der Major gesagt: „Das verpflichtet doch weiter zu gar nichts!“

„Bitte, gib mir meinen Mantel! Es ist höchste Zeit für mich!“ Die Judith stand auf und neigte die üppigen Schultern dem Schwanenpelz entgegen. Es war Spott in ihren geistvollen, mandelförmigen Schwarzaugen. „Und höre, Siegfried: wir wollen doch ernsthaft miteinander reden. Also du denkst wirklich daran?“

Er gab keine Antwort.

„An sich ist sie ja ganz apart!“ Sie ordnete flüchtig vor dem Spiegel mit der Hand das Haar. „Sehr hübsch, — viel Temperament — auch Anlage zum Chic — nicht einmal dumm, glaub' ich — vorläufig freilich noch ein bißchen sehr Bohémienne —

aber das schleift sich in anderen Lebensverhältnissen ja allmählich von selbst ab . . .“

Jetzt lächelte er verstohlen! Er konnte sich genau denken, was in diesem Augenblick in dem schönen morgenländischen Kopf seiner Schwester vorging. Die dachte nun schon daran, wie das beim Fünfuhrtee wirken würde, wenn sie so leicht hinwarf: „Meine Schwägerin, die geborene Freiin von Lützelhardt!“ Und mit der kleinen Lützelhardt kamen die Leutnants in ihr Haus. Ihre treuen Kameraden ließen sie doch wohl nicht im Stich. Es gab buntes Tuch in dem Sternschen Salon — ein bisher von ihr vergeblich erstrebter Glanz — ihre Hälle und Routs erhielten durch goldgestickte Kragen und verschnürte Attilas eine höhere Weihe — es war mit einem Wort ein gewaltiger Schritt aufwärts.

Sie schaute ihren Bruder lange und aufmerksam an und schüttelte das Haupt. „An sich, wie gesagt — warum nicht? Aber daß du das gerade sein sollst — nein — Siegfried! Du bist so anders! Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie du dich zwischen diesen Leuten wohlfühlen vermagst!“

„Gesezt, es wäre alles wahr, was du da an nimmst!“ erwiderte Siegfried Ekan ruhig. „Dann würde ich doch nicht ‚alle diese Leute‘ heiraten, sondern ein einzelnes Mädchen!“

„Aber die gehört doch dort hinein. Das ist ihr Boden. Irgend etwas muß der Mensch doch unter den Füßen haben. Bei uns willst du nicht bleiben! Unsere Kreise passen dir nicht. Also mußt du hin-

über in das andere Lager, mit Haut und Haar. Da drüben können sie sich auch nicht anders machen, als sie sind. Wir sind eine zähe Rasse — aber die sind's auch! Da heißt's für dich: Ganz oder gar nicht! Ganz so werden wie die, kannst du nicht. Also nimmt es kein gutes Ende!"

Ihr Bruder zuckte die Achseln. „Du sprichst, als wäre das da drüben ein wildes Land!"

„Du und die Rang- und Quartierliste! Das reimt sich nicht!" Die schöne Frau legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich bin doch nicht dumm, Siegfried! Wir sind's alle nicht! Du hast deine Büchergelehrsamkeit. Aber ich habe in den Fingerspitzen ein Gefühl für die wirklichen Dinge. Und darum glaub' mir: Ein weltfremder Philosoph und Arzt von jüdischer Herkunft wie du und dies Alt-preußentum drüben — das paßt zusammen wie Feuer und Wasser. Tu mir den Gefallen: Schreib ab! Verreise auf ein paar Tage. Dann liegt's hinter dir!"

„Ich gehe hin!" sagte Siegfried Ellen.

„Also tu, was du nicht lassen kannst!" Sie rauschte in ihrer knisternden Seide hinaus. Er blieb am Fenster stehen und schaute nach, wie sie einstieg und der Wagen lautlos und schnell auf seinen Gummirädern nach der Tiergartenstraße rollte. Allmählich begann es zu dämmern. Um ihn war die tiefe Ruhe des Berliner Sonntags. Nichts rührte sich. Und er dachte sich: Schlafe ich oder wache ich? Manchmal war es ihm, als träume er das alles, was seit gestern

um diese Zeit geschehen, und schritte im Traume weiter und immer weiter in das seltsame Abenteuer hinein, mit klopfendem Herzen und quälend beengter Brust, aber ohne stillzustehen. Er mußte vorwärts. Er mußte.

In dem Zimmer mit den Flottenplänen, in das seine Gedanken ihn trugen, brannte schon die Lampe. Der alte Herr von Lützelhardt saß da und rechnete in seinen Tabellen. Aber er verrechnete sich häufig. Dann schob er die Blätter zurück und seufzte tief auf. Ihm war auch nicht wohl zu Mut.

Im Nebengemach seufzte es zuweilen auch und das alte Kanapee knarrte. Della kauerte müßig darauf, den Kopf in die Hand gestützt, und schaute in die Finsternis. Da flog allerhand vor ihren Augen und verschwand. Und eines sah sie immer wieder, gegen ihren Willen, mit weinerlichem Grauen. Eine Visitenkarte. Und auf der stand: Frau Della Elkan, geborene Freiin von Lützelhardt. Frau Elkan —! O Gott — o Gott — nein — das war unmöglich. Sie schämte sich des Gedankens vor sich und vor Diether, und malte sich aus, wie schön es sein würde, wenn irgendwo, in der kleinsten Garnison, im entlegensten Neste, in Lothringen oder der Wasserpolackei, meinetwegen sogar beim Train, die Freifrau Della von Ottenhöfen, geborene Freiin von Lützelhardt, leben möchte.

Aber diese arme, kleine, vergnügte Freifrau kam eben nicht zu stande! Sie blieb ein Hirngespinnst. Es wurde ja nichts daraus. Es war ja keine Hoff-

nung mehr, seit die alte Erzellenz „Nein“ gesagt. Sie blieb in Berlin, und die Jahre gingen hin, und Diether mußte zu seinem Regiment zurück, und sie sahen sich nicht mehr, und wenn sie sich wieder sahen, dann erschraf er: Sie, die hübsche Büchelhardt, war eine alte Jungfer geworden . . .

Papa war dann wohl auch schon hinüber. Dann steckte man sie aufs Land, in den Anbau hinten am Majoratschloß. Da hausten immer ein, zwei alte Fräulein, weil ihr Gnadenbrot der Familie da nichts kostete, und kein Mensch wußte, wozu sie eigentlich auf der Welt waren, und sie selbst am wenigsten.

Die Frau Yella Elkan aber, die hätte inzwischen ihr Leben genossen, in vollen Zügen. Zu einem bestimmten Bilde reichte die Phantastie der kleinen Turfzigeunerin nicht aus. Es schwebte ihr nur so vor: Die Riviera mit Palmen und dem blauen Meer, Paris und Toiletten und die Boulevards, und wunderschöne eigene Pferde und ein eigenes Haus in Berlin und ein eigenes Gut in der Mark. Dort konnte Papa sorgenfrei seine Tage verleben. Vielleicht kam auch Diether auf Urlaub hin. Nein! — sie erschraf. Darauf ließ sich Diether nicht ein! Der war nicht so! Sie kannte ihn. Dann war es aus zwischen ihnen für immer.

Der arme Diether! Sie preßte die Hände ineinander und bat ihn reuevoll in Gedanken um Verzeihung.

Das konnte sie ihm nicht antun. Aber was machen?

O Gott — Frau Elkan! Diether tat ihr so leid und sie sich auch. Sie begann leise vor sich hinzuschluchzen, dann immer mehr und mehr bis zu einem stillen Landregen, und der alte Herr im Nebenzimmer, der es hörte, holte wieder tief Atem und schüttelte gramvoll den Graukopf.

VII

Pünktlich auf die Minute stellte sich am nächsten Mittag um zwei Uhr Doktor Siegfried Elkan in der Lützelhardtschen Wohnung ein, in schwarzem Gehrock und schwarzer Binde zu Ehren der Schlacht an der Hallue. Er war der erste Gast. Aber als er in das Zimmer trat, glaubte er dort schon einen Fremden zu treffen. Er erkannte den Major anfangs kaum wieder. Der hatte heute die alte Regimentsuniform angelegt. Das war nicht mehr der gebeugte und gealterte Geschäftsmann des Wochentags — das war wieder der preußische Stabsoffizier mit straffen Bewegungen und kurzer Sprache. Den Vollbart hatte er sich stutzen und spitz zuschneiden lassen. Er schien um zehn Jahre jünger.

Auch sein Benehmen war anders, leutselig und laut, dank dem Halt der Uniform. Aber durch das beinahe Gönnerhafte seines Wesens schimmerte die Verlegenheit hindurch. Siegfried Elkan glaubte zu Es len: Der hat dich zu rasch eingeladen — in der

ersten Eingebung des Augenblicks. Jetzt hat er es beschlafen und hat Sorge, wie dies Fest und du zueinander passen!

Yella erschien. Sie hatte sich sehr hübsch gemacht, in einem dunklen Kleid mit kleinem viereckigem Ausschnitt, aber sie sah sehr blaß und auffallend ernst aus, viel mädchenhafter als sonst, und in der Art, wie sie ihm ihre kühle Linke reichte, war nicht mehr der feste kameradschaftliche Händedruck von gestern, sondern scheue Zurückhaltung.

„Mein Arm ist wieder fast gut!“ sagte sie schnell, seine Frage abschneidend, und schwieg dann und schaute im Zimmer umher, ob da nichts vergessen sei. Aber da war alles aufgeräumt, kahl und in Ordnung, wie auf dem Exerzierplatz.

Die Stille war beklemmend. Endlich hob Yella an: „Papa — kommt Diether nun oder kommt er nicht? Abrameit muß es doch wissen, wegen dem Tischdecken.“

„Ich habe keine Ahnung, mein Kind. Er ist gestern weg und hat seitdem nicht mehr für nötig befunden, ein Lebenszeichen von sich zu geben.“

„Aber ein Gedeck kann man doch immerhin auflegen?“

„Meinetwegen!“

„Vielleicht hat Ihr Herr Vetter Dienst!“ sagte Siegfried Elkan zu Yella, nur um etwas zu sagen. Sie schüttelte den Kopf. „Nein — um die Zeit nicht!“

Wieder eine Pause. Dann schrillte draußen die
Straß, Es war ein Traum

Glocke. Alle drei atmeten innerlich auf. Das war der nächste Gast. Man hörte die Stimmen im Flur.

Es trat ein hochgewachsener alter Herr in Uniform ein, mager und elastisch von Gestalt wie ein Fähnrich, aber mit langem grauem Schnurrbart, und eine kleine Dame in den Vierzigern. Er begrüßte unbefangen den Major und Yella und nannte beide „du“. Dann stuzte er plötzlich. Nur einen Moment. Gleich darauf war die gesellschaftliche Haltung wieder da und Herr von Lützelhardt stellte mit unsicherer Stimme vor: „Herr Doktor Siegfried Elkan. — Oberst zur Disposition von Sirnitz, Frau von Sirnitz.“

„Es ist meine Tante,“ sagte Yella halblaut hinter dem Gelehrten. „Eine Schwester meiner Mutter. Eine geborene Gräfin Waldkirch.“

Es klang wie eine Entschuldigung. Und in der That: Frau von Sirnitz machte ein merkwürdiges Gesicht, ganz im Gegensatz zu ihrem schnell gefassten Gatten. Und der Hausherr setzte rasch und erläuternd hinzu: „Der Herr Doktor hat Yella behandelt. Sie ist vorgestern wieder einmal vom Pferd gefallen.“

Darüber wunderte sich niemand. Das war man bei der kleinen Lützelhardt gewöhnt.

Die Türe ging wieder auf. Frau von Immeneich, eine verwitwete Cousine des Majors, erschien mit ihrem Sohn, einem Richterfelder Kadetten. Wieder die lebhafteste Begrüßung der Anwesenden, wieder beim Anblick des blassen jungen Fremdlings im schwarzen Zivil dies unwillkürliche Stutzen und wieder die Erklärung des Gastgeber: „Yella ist vorgestern vom

Pferd gefallen und der Herr Doktor hat sie behandelt!"

Der nächste Gast, der kam, trug Bürgerkleid, einen stramm anliegenden, seltsam geschnittenen schwarzen Rock und ganz enge, dunkle Beinkleider mit Stegen, aber es war auch ein Militär, ein alter Kriegskamerad von 1870, Hauptmann a. D. von Helmsbar.

Der alte Junggeselle zuckte leicht zusammen, als er Siegfried Elkan ansichtig wurde. Aber die gesellschaftliche Erziehung siegte. Er verbeugte sich tief und förmlich und sprach kein Wort. Seine gute Laune war dahin.

Abermals öffnete Abrameit die Türe. Leutnant von Ottenhöfen, ein Bruder Diethers, von der reitenden Feldartillerie, und seine rosige junge Frau erschienen, abermals mitten im fröhlichen Gutentagsagen dasselbe Stutzen und Schweigen, dieser unbewußte Blick der Befremdung, abermals das stehende Begleitmotiv des Majors: „Yella hat sich wieder einmal die Hand verrenkt. Der Herr Doktor hat sie kuriert!"

Die jungen Ottenhöfens waren vergnügte Leute. Sie neckten Yella, was sie für eine schlechte Reiterin sei. Aber die zuckte nur gleichgültig die Achseln. Ihr war nicht zum Späßen zu Mut.

Sie trat zu Siegfried Elkan, im Bewußtsein ihrer Hausfrauenpflicht. Sie fühlte, daß er sich hier ganz einsam und verlassen vorkommen mußte, und ärgerte sich im stillen über ihren Vater, der plötzlich den Mut verloren hatte und immer wieder jedem einzelnen

bei der Vorstellung erklärte, weswegen auch dieser Gast anwesend sei.

Die Stimmung — das merkte sie wohl — war anders wie sonst. Keiner ging recht aus sich heraus. Die Damen saßen im Nebenzimmer beisammen, die Herren standen in einer Gruppe am Ofen, und der Rabett ging an den Wänden entlang und schaute, wenn er sich unbeobachtet glaubte, immer wieder mit großen Augen auf das Wundertier aus dem Zivill, den Doktor Siegfried Elkan.

„Jetzt kommt nur noch ein Gast!“ sagte Yella zu dem Arzt, als es draußen wieder klingelte. Sie war selbst schon ganz aufgereggt und ängstlich. Es war ihr, als ginge schon ein Ahnen durch die Wohnung und man fange an zu merken, um was es sich eigentlich handelte — sie dankte innerlich ihrem Schöpfer, als der Major z. D. und Bezirkskommandeur von der Zell eintrat, ein jovialer und geräuschvoller Herr, der eigens aus seinem kleinen märkischen Flecken nach Berlin gekommen war.

Aber auch die gute Laune des rundlichen Bezirkskommandeurs vermochte nicht über die allgemeine Zurückhaltung hinwegzuhelfen. Das Gespräch sickerte mühsam wie ein Wächlein im Sande. Siegfried Elkan wurde hinein verwickelt. Als höfliche Leute richteten alle wenigstens einmal das Wort an ihn, und alle mit derselben Frage: „Es war doch nichts Gefährliches mit Fräulein von Lützelhardt?“ Und wenn er dann antwortete: „Nein — gar nicht!“ — dann erfolgte wohl noch ein „Sie wohnen gewiß hier

in der Nähe?“ und auf seine abermalige Bejahung ein Häuspern und Stillschweigen. Man wußte keinen weiteren Anknüpfungspunkt mehr.

Der Hausherr sah auf die Uhr. Es war vom Burschen gemeldet, daß das Essen angerichtet sei. „Zu Tisch, wenn ich bitten darf. Auf Diether warten wir nicht. Herr Doktor Elkan — wollen Sie, bitte, meine Tochter führen! Du, lieber Sirniz, führst . . .“

Da trat Diether von Ottenhöfen ein, etwas erhitzt und außer Atem, aber ganz munter. „Verzeih, Onkel! Ich hab' mich etwas verspätet. Ich hatte etwas sehr Wichtiges vor!“

„Natürlich. Deine Pferde!“ Der Major war sehr kühl. „Also bitte . . . leg ab!“

Der Dragoner verbeugte sich gegen die Damen, begrüßte die männlichen Verwandten und trat dann vor den einzigen wirklichen Zivilisten in diesem Zimmer.

„Von Ottenhöfen!“

„Doktor Elkan.“

Das waren wahrscheinlich die ersten und letzten Worte, die diese Männer hier auf Erden miteinander zu wechseln hatten. Siegfried Elkan wußte ja genau, daß der Leutnant im blauen Rock, der jetzt hinausging, um nun erst, nach Armeebrauch, Helm und Säbel im Flur zu lassen, sein Nebenbuhler und folglich sein Todfeind war. Ein Borgefühl, das seit gestern schon ein paarmal in ihm aufgetaucht war, kehrte wieder. Er dachte sich, daß dieser Ottenhöfen zur Waffe greifen würde, um seine Ansprüche zu wahren! Er würde ihn unter irgend einem Vor-

wand fordern! Und der Gelehrte war bereits entschlossen, diesen Zweikampf zu bestehen! Gerade als grundsätzlicher Duellgegner!

Nella schien etwas ähnliches zu fürchten. Sie war mit ihrem Better hinausgeschlüpft. Draußen faßte sie ihn ängstlich und erregt am Rockknopf. „Um Gottes willen, Diether, mache heute keine Geschichten!“

„Geschichten — wieso?“

„Fang keinen Streit mit dem Doktor an!“

„Liebe Nella!“ sagte der Dragoner gelassen. „Ich bin hier zu Gast. Er auch. In geordneten Häusern gibt es keinen Streit zwischen Gästen. Das wäre Mangel an Erziehung. Und wenn ich auch sonst nichts hab' — ‚Kinderstube‘, denk' ich, habe ich!“

Sie war beruhigt. „Also dann komm herein, Dietherchen!“ sprach sie versöhnlich und schmiegte sich an ihn. „Und sei lieb. Mir ist so bang zu Mut!“

„Mir nicht!“ Der Herrenreiter lachte und erschien wieder im Zimmer. „Also nochmal: Entschuldige, Onkel! Ich habe eine Überraschung für heute vorbereitet. Das nahm einige Zeit in Anspruch.“

Der Major sah seinen Neffen scharf an und schüttelte zweifelnd den Kopf. Aber Diether wiederholte kaltblütig: „Eine Überraschung für dich, Onkel!“

„Und eine angenehme?“

„Ich denke wohl!“

„Und wann?“

„Bald. Aber nun sag' ich kein Wort mehr!“

Es entstand eine Pause. Die anderen, nament-

lich die Damen, brannten vor Neugier, mehr zu erfahren. Aber sie getrauten sich nicht, weiter zu fragen, und so setzte man sich denn zu Tisch. Vorher betete man stumm, die Hände über der Stuhllehne gefaltet, dann trug Abrameit, der Litauer, in einer ganz neuen, rot- und weißgestreiften Leinwandjacke steckend, die Suppe auf, und das Mahl begann.

Ein einfüßiges Mahl. Es lag Meltau über der Feststimmung. Über die Hundertdreiundneunziger wurde hin und her gestritten, in die ein Verwandter der Familie versetzt war, über die Truppenteile, aus denen dies neue Regiment sich formiert hatte — aber man war nicht recht bei der Sache. Die Gegenwart des Fremden störte. Diese pensionierten alten Herren waren gewohnt, wenn sie ganz unter sich waren, rücksichtslos über alles, was die Armee betraf, bis hoch hinauf, ihren Unmut kundzugeben. Jetzt hielten sie ihre Zunge klüglich im Zaum und schlürften stirnrunzelnd ihren Mosel.

Und auch Yella wagte kaum ein Wort mit ihrem Nachbar zu reden. Wenn sie nur den Mund aufthat, wendeten sich sofort alle Blicke auf sie und Siegfried Elkan, der auch stumm dasaß. Er war ein sich schon der Berühmtheit nähernder Gelehrter, viele Quellen der Wissenschaft waren ihm erschlossen, aber zur Naturgeschichte der Hundertdreiundneunziger wußte er nichts beizutragen.

Nach der Suppe hob der Major sein Glas. Alles stand auf. Er sagte kurz und einfach: „Meine Herrschaften: nach altem preußischem Brauch: Seine Maje-

stät der Kaiser und König, unser allergnädigster Kriegsherr, hurra — hurra — hurra!"

Siegfried Ekan hörte neben sich Dellas helles, überzeugungsvolles Hurra. Während er sich setzte, fing er einen seltsamen Blick des Leutnants Diether ihm gegenüber auf und dachte sich: „Nun ja, wer ist denn mein ‚Kriegsherr‘? Ich hab’ ja nie gedient.“

Nun kam die eigentliche Festrede. Der ernste, hochgewachsene Oberst von Sirnitz hielt sie zur Erinnerung an die Schlacht an der Hallue, an deren Abend Edwin von Manteuffel selbst dem damaligen Leutnant von Lützelhardt vom Pferde herab die Hand gereicht und ihn zum Eisernen Kreuz erster Klasse vorgeschlagen hatte. Das war ein böser Tag vor Weihnachten! Das weite winterliche Feld tauchte wieder vor den Blicken dieser alten Kämpen auf, der Rückzug der geschlagenen französischen Nordarmee, die bitterkalte Nacht, die jede Verfolgung lähmte. Sie hatten diese Rede schon oft gehört. Die Namen, die darin wiederkehrten, Amiens, der General Faidherbe, Arras, die Festung Péronne, waren selbst den Damen altvertraut. Aber als Herr von Sirnitz nun schloß: „Die Kämpfer an der Hallue — hurra! hurra! hurra!“ — da klang der Ruf so kräftig wie nur je durch die stille Gartenwohnung der Lützowstraße.

Und wieder schaute Leutnant Diether von Ottenhöfen zu Siegfried Ekan herüber, und wieder dachte der: „Er hat recht. Vorgestern hab’ ich noch nicht

gewußt, daß je eine Schlacht an der Hallue stattgefunden hat, und heute lasse ich die Kämpfer an der Hallue leben! —“

Das war eine Höflichkeit. Weiter nichts. Niemand konnte das anders auffassen. Dabei beruhigte er sich. Aber die gestrigen Worte seiner Schwester fielen ihm ein. Jawohl: diese Welt hier kannte keinen Kompromiß. Man mußte ganz in ihr aufgehen oder sie fliehen.

Die Unterhaltung um ihn war lebhafter geworden. Man sprach wieder von der Schlacht an der Hallue. Yella und die anderen Damen schwiegen und hörten aufmerksam zu. Siegfried Elkan lehnte sich zurück. Er kam sich wie ein Traumwandler vor in dieser seltsamen Atmosphäre von Pulverdunst und leisem Kampfergeruch, der ein oder zwei lange im Schrank aufbewahrten Uniformen entstieg, in diesem Blinken des Winterlichts auf bunten Waffenröcken, diesem Lachen und einander Zutrinken alter Haudegen.

Diether von Ottenhöfen schaute verstohlen unter dem Tisch auf die Uhr, und Yella, die es wohl bemerkte, rief ihm hinüber: „Diether — wann kommt die Überraschung?“

„Jetzt gleich!“

Es wurde still in der Runde.

Und zugleich klang draußen die Glocke. Man hielt den Atem an. Es war ein Hüfteln im Flur, dann die Stimme Abrameits laut und stramm: „Zu Befehl!“

Der Litauer erschien in der Türe, schlug klirrend

die Sporen zusammen und meldete feierlich: „Seine Excellenz Herr Generalleutnant von Ottenhöfen!“

Alles sprang auf. Herr von Bügelhardt eilte hinaus, dem unerwarteten Gast entgegen. Das war der Gewaltige dieses kleinen Familienkreises. In seiner Hand lag Regen und Sonnenschein. Die meisten Verwandten hatten ihn schon lange nicht mehr gesehen. Bei seinem hohen Alter und seiner Kränklichkeit ging er kaum mehr aus und nahm nur selten Besuche an.

„Das ist meine Überraschung!“ sagte inzwischen Diether. „Wie es dem Onkel in letzter Zeit besser ging und ich ihm gestern sogar auf der Straße begegnete, da lief ich heute zu ihm hin und stellte ihm vor, wie es uns alle freuen würde, wenn er doch einmal wieder in unsere Mitte käme, gerade heute, zu dem festlichen Anlaß. Na — endlich versprach er es. Aber erst nach Tisch. Punkt drei. Da ist er nun, auf die Minute!“

Im Türrahmen zeigte sich ein vom Alter gebeugter, auf einen Krückstock gestützter kleiner Herr, unscheinbar, in abgetragenen schwarzem Röckchen. Sein verschrumpftes, kleingewordenes Gesicht, aus dem einzelne weiße Schnurrbarthaare emporstanden, war immer noch streng und die Augen blickten scharf.

Er nickte den Anwesenden zu und klopfte dem Jüngsten, der sich dienstlich bei ihm meldete: „Radett von Immeneich auf Weihnachtsurlaub in Berlin!“ auf die Schulter. „Na — da seid ihr ja alle. Aber wo steckt denn die kleine Bügelhardt?“

„Hier, Onkel, hier!“ schrie Yella und kam, mit aller Kraftanstrengung einen Polsterfauteuil schleppend, aus dem Nebenzimmer. „Ich bringe nur etwas zum Sitzen!“

Die Leutnants von Ottenhöfen sprangen hilfsreich zu. Der greise General nahm Platz und ruhte sich aus, bis er wieder den auf der Treppe verlorenen Atem gewonnen hatte. Dann hob er rasch den Kopf. Er musterte Yella. „Süßsch bist du geworden, Kleine! Mehr Form! Nicht mehr so spillerig! Nicht mehr die Salznäpfschen am Hals und die spitzen Ellbogen! Aber ein Windhund bist du immer noch — was, meine Tochter?“

„Befehl, Onkel!“ sagte Yella und richtete sich auf, um recht stramm dazustehen.

Der Alte lächelte befriedigt und schaute wieder im Kreise der Seinen umher, und jetzt erst fiel sein Blick auf Doktor Siegfried Elkan. Anfangs ungläubig, dann mit einem Befremden, endlich in einer frostigen Abwehr, die seinen gefurchten Zügen einen starren, feierlichen Ausdruck gab. Und doch war es keine Unhöflichkeit. Als ihm der Major den Doktor Elkan vorstellte, verbeugte er sich tief und murmelte: „Freut mich! Freut mich!“

Aber seine Haltung dabei war doch so, wie wenn ein tapferer Mann bei lichtem Tage einem Gespenst begegnet und es mit leisem Grauen und argwöhnischer Neugier mustert. Wie Bantós Geist saß ihm, während alle sich wieder um den Tisch reiheten, der blasse junge Israelit zwischen den Uniformen gegenüber. Er

schaute immer wieder in dieser Richtung mit seinen scharfen, kleinen Vogelaugen, und verwandte auch, während er mit den anderen sprach, nicht von ihm den Blick.

Nella war in die Küche gestürzt und servierte ihm selbst die Platte. „Frikassee, Onkel — von Huster! Nimm doch wenigstens ein Häppchen!“ Und er legte ihr zu Gefallen einen Hühnerflügel auf den Teller. Aber gleich darauf betrachtete er wieder den Doktor Siegfried Elkan, und als Nella nun auf ihrem Stuhl neben jenem sich niederließ, da ruhte sein Auge auf ihr ebenso. Sie schlug die Wimpern nieder. Sie hatte vor diesem mahnenden Greisenblick plötzlich ein furchtbar böses Gewissen und wußte selbst nicht warum. Am ganzen Tisch war es still, obgleich Abremeit jetzt den deutschen Sekt in die Gläser goß, und auch der alte Herr rebete nicht mehr.

So thronte er zwischen den Lützelhardts und Ottenhöfens und ihrer Sippe als ein steinerner Gast, in dessen Anwesenheit man kaum Atem zu holen, kaum sich zu bewegen wagt, um nach Speise und Trank zu langen. Es war wie bei einem Leichenschmaus.

Da plötzlich klopfte der alte General an sein Glas und erhob sich zitterig. Und dann klang seine gebrechliche Stimme durch die Stille: „Eure üblichen Reden habt ihr wohl schon gehalten, ehe ich gekommen bin. Mir scheint, ich werde nicht mehr zu oft zu euch kommen. Es wird allmählich Zeit mit mir. Heut übers Jahr bin ich vielleicht schon nicht mehr

da. Schätze kann ich euch nicht hinterlassen. Ihr habt ja schon so ziemlich alles, was ich gehabt hab' — ich meine von dem, was die Motten und der Rost freffen. Aber eines möcht' ich euch vererben, wo wir heute beisammen sind und vielleicht so bald nicht wieder — all diese alten, tüchtigen, miteinander vereinten Familien: Liebe Kinder, bewahrt euch unseren guten alten preußischen Geist! Er ist das, was uns von anderen Menschen unterscheidet. Andere Menschen haben andere Vorzüge. Unser Vorzug muß sein, so zu sein wie unsere Väter gewesen sind. Sonst sind wir bald gar nichts mehr. Wir dürfen nichts tun, was sie nicht auch getan hätten, nichts lassen, was sie nicht auch gelassen hätten. Glaubt mir: der preußische Geist — das ist immer unser guter Geist gewesen. Dem wollen wir leben und dem wollen wir sterben und jetzt nicht Hurra! rufen, sondern still auf ihn unser Glas leeren und an unsere Väter denken.“

Der Alte setzte sich wieder, während die anderen stumm die Nagelprobe mit dem deutschen Sekt machten, und blickte Nella an.

Galt ihr das alles? Und dem neben ihr? Sie war ganz verstört und blaß geworden und sehnte den Schluß der Tafel herbei.

Endlich rückte man die Stühle, man schüttelte sich die Hände und wünschte sich gesegnete Mahlzeit. Mit Siegfried Elkan machte man dabei keinen Unterschied. Sogar der alte General sagte, als er sich vor ihm verbeugte, ganz freundlich: „Mahlzeit, Herr Doktor, Mahlzeit!“ und reichte ihm die welke Rechte.

Dann hielt er die Hand vor den Mund, um ein Gähnen zu unterdrücken. Es war für ihn die Zeit der Siefta. Er zog sich in Pellas anstoßendes „Boudoir“ zurück, einen winzigen, einfenstrigen Hofraum, den sie phantastisch mit billigen Bazarstoffen, mit Momentphotographien von Diethers Pferden, einem Muschelspiegel aus Nügen und einer Guirlande aus Zigarrenbändern herausgeputzt hatte. Noch einmal sah Siegfried Elkan das strenge, eingeschrumpfte Gesichtchen mit den scharfen, wasserklaren Augen und den schlohweißen Bartstacheln über dem eingesunkenen Mund sich zugewandt. Dann zog der Nefte Diether, der der Erzellenz gefolgt war, die Portiere zurück.

„Bleib nur draußen!“ sagte er kurz zu Pella, als die auch hereinkam, und die schlüpfte scheu weiter in den dunklen Flur, um sich in aller Geschwindigkeit durch ein paar Tränen zu trösten, ehe der Kaffee kam.

Drinne in dem kleinen wunderlichen Mädchenraum war der alte Ottenhöfen eine Weile ganz still. Er schaute starr vor sich hin und bewegte die Lippen. Der junge Ottenhöfen beobachtete ihn scharf.

„Ja — leben wir denn noch in Preußen?“ frug der greise Herr endlich leise. „Ich habe nichts gegen den Doktor Elkan. Ein bescheidener Mensch mit guten Manieren. Aber was tut er hier? Was ist das für eine Taktlosigkeit von dem alten Lüzelhardt?“

„Wenn es eine Taktlosigkeit ist, dann hat er sie sich wohl überlegt! Er will uns einfach klar machen, daß der Doktor Elkan künftig zu seinem Hause ge-

hört. Darum bin ich heute zu dir und habe dir gemeldet: Onkel, bei Litzelhardts steht eine Katastrophe bevor! Geh hin und schaue selbst! Denn ich bin machtlos! Nun merkst du, daß ich nicht übertrieben hab'! Wenn der Onkel Litzelhardt gerade heute den Doktor einladet, heißt das einfach: „Ja, du darfst um die Yella werben!“ Und wenn der Doktor annimmt und kommt, heißt das: „Ja! Ich will auch um die Yella werben!“ Also — wenn der eine was will und der andere erlaubt's ihm . . .“

„Aber wie gerät denn der Litzelhardt auf derlei?“

Der Rennreiter legte die Hand flach an seinen Kragen. „Das Wasser steht ihm bis dahin. Er ist müde und alt. Und Schulden, Schulden, Schulden! Ohne die Yella schläge er sich noch durch. Aber das Möbel will doch auch angezogen sein und essen und trinken und wohnen . . .“

„Nun eben! Die hat doch auch noch ein Wort mitzureden!“

„Die Yella ist ein tapferer, kleiner Kerl!“ sagte der Dragoner. „Die gibt nicht leicht nach. Das weiß ich. Die hat mich gern und ich sie. Aber neulich, beim Spazierenreiten im Grunewald, bei rechtem Sprühregen und Wind und grauem Himmel, da hat sie schon einen Heulanfall bekommen und gemeint, sie sähe sich schon als alte Jungfer, als ausrangiertes Möbel, in einer Kumpelkammer im Majoratschloß, wie sie Johannisbeeren einmacht und ihren Pintscher kämmt — und lieber wollte sie, sie fielen vom Gaul und bräche sich's Genick! Dann hätte die arme

Seele Ruh'! Was hab' ich ihr da viel erwidern können? Du kannst uns nicht mehr aussteuern, wie du sagst — du hast es nicht mehr, außer wenn du zu deinem Freund aufs Gut ziehst und da billig lebst, und das können wir doch natürlich nicht verlangen. Du hast ja schon so viel für die Familie getan. Die Yella und ich sind eben die Letzten und die Letzten heißen die Hunde. Ich kann kein Geld verdienen. Die Yella auch nicht. Wir sind nun mal keine großen Kirchenlichter. Also — was soll ich da dem armen Mäd'el für Trost zusprechen?"

Er brach ab. Durch einen Spalt im Vorhang sah man in die anstoßenden Räume. Yella bot Kaffee an. Eben stand sie neben Siegfried Eßkan. Er nahm die Tasse aus ihrer Hand. Sie sprachen miteinander.

Diether von Ottenhöfen nickte trotzig und kaltblütig seinem Oheim zu. „Der läßt schon nicht locker! Gestern, in der ersten Wut, wollt' ich ihn fordern. Aber dann dacht' ich mir: der nimmt es ja doch nicht an. Hat auch eigentlich von seinem Standpunkt ganz recht. Und tut er's doch, was habe ich davon, wenn ich auf so und so lange auf die Festung komme? Da kann ich das Kommissvermögen auch nicht aus der Erde buddeln. Und vor allem würde das die Yella kompromittieren . . .“

„Also — das ist Unsinn, die Forderung!“ sagte der Alte.

„Gewiß. Darum kam ich zu dir. Ich muß es dir überlassen, ob und wie du eingreifen willst. Wir

kriegen ja da eine ganz neue Verwandtschaft! Das gibt ein Hallo an der Börse, wenn die Lützelhardt's und Ottenhöfens sich mit den Elkan's und Stern's liieren! Stern ist der Schwager. Er spekuliert in Spiritus. Auch ein reicher Mann. Das wird gut klingen, wenn du eine Großnichte hast, die Frau Elkan heißt."

"Frau Elkan!" murmelte der alte Herr.

Drinnen standen die beiden immer noch zusammen. Yella sprach mit dem jungen Gelehrten. Er war so einsam und verlassen in diesem fremden Kreise. Sie hielt es ihrer Hausfrauenpflicht für schuldig, sich ihm zu widmen, während die große Schar der anderen wieder bei Ranglistenfragen angelangt war, und zeigte ihm, um nur irgend etwas zu tun, die Bilder an den Wänden, das ihrer Mutter und die ihrer Großeltern, des Grafen Waldkirch in Kürassieruniform und seiner jungen Frau, wieder einer Ottenhöfen. Ihr Gesicht war dabei ängstlich und ernst.

"Du siehst," sagte der Dragoner trocken. "Sie führt ihn schon in die Familie ein! Natürlich — von heut auf morgen geht's nicht. Sie sträubt sich jetzt noch gegen den bloßen Gedanken. Aber der alte Lützelhardt wird ihr zusehen, jeden Tag, in der aschgrauen Langeweile, in der sie so hinlebt. Und der Doktor Elkan kommt jeden Tag und ich — ja, sage selbst, kann ich denn mit gutem Gewissen und als ehrlicher Kerl verlangen, daß das Mädel mir ihre Jugend opfert und ihr ganzes Leben lang stumpfsinnig dasitzt und auf mich lauert, und ich kann und

kann sie nicht heimführen, wenn du, wie du sagst, uns nicht helfen kannst. Das ist ja auf die Dauer trostlos. Da wird sie eben schließlich doch Frau Elkan!"

"Frau Elkan!" wiederholte die alte Erzellenz und warf aus dem Lehnstuhl einen Blick auf den Neffen im lichtblauen Rock, der herausfordernd vor ihm stand. Es war eine stumme Anerkennung in diesem Blick. Der Bengel operierte wirklich schlau. Kaltblütig und verschlagen wie ein richtiger Reitersmann. Er hätte ihm so viel Feinheit gar nicht zugebraut, als jetzt durch die Liebe und die Eifersucht und die Angst um die Nella in ihm wachgeworden war. Statt den Feind aussichtslos von vorne anzugreifen, nützte er ihn gewandt aus und gebrauchte ihn als beste Waffe gegen den dritten, den, der allein helfen konnte, gegen ihn, den alten Ottenhöfen. Er sagte einfach: „Hier, lieber Oheim, ist Doktor Siegfried Elkan! Nun sieh, wie du dich mit ihm abfindest!“ Das war ein geschickter Streich aus dem Busch heraus. Der Alte nickte. Aber als jener wieder anfangen wollte zu sprechen, gebot er ihm mit der Hand Schweigen und sann und sann.

Er kämpfte einen schweren Kampf. Die Runzeln auf seinem Gesicht spielten, die welken Lippen öffneten sich und schlossen sich wieder, seine Augen schauten bald in die Ferne, bald verschwanden sie hinter den müden Lidern, seine mageren Hände zerrten unruhig an den Quasten des Lehnstuhls.

Allmählich kam Frieden über ihn. Seine Züge

gewannen einen feierlichen Ernst und wurden noch strenger als bisher, unerbittlich und unverföhnlich. Er holte tief Atem, richtete sich auf und sagte laut und kräftig, als antwortete er auf eine Stimme aus der Ferne: „Frau Elkan? — Nein!“

Der Dragoner trat dicht an ihn heran, und er fuhr ganz gleichgültig fort: „Geh und gib der Yella 'nen Kuß!“ Und als jener im ersten Augenblick gar nicht verstand, wurde er zornig. „Herrgott, Junge — sei nicht so begriffstüzig! Geh und hol dir deine Frau! Ich trag' in Gottes Namen mein letztes Geld für euch zusammen und schlüpfe bei dem alten Wendel unter! — Aber Frau Elkan — nein!“

Gleich darauf fühlte sich Yella im Nebengewach, wo sie zwischen den Verwandten stand, von hinten gepackt, herumgewirbelt und geküßt, daß sie den Atem verlor. „Bist du verrückt, Diether!“ leuchte sie entsetzt.

Aber er küßte sie wieder. „Der Onkel will's! Der Onkel gibt das Geld!“

„Der Onkel gibt das . . .“ Sie vollendete den Satz nicht, sondern machte sich los, rannte davon und fiel einfach neben dem Sessel des alten Ottenhöfen auf den Boden. In dieser Stellung schlang sie ihre Arme um ihn und begann verzweifelt zu schluchzen.

Der Alte streichelte ihr den Kopf und wollte sie zum Aufstehen bringen. Aber kaum sah sie seine Hand, so faßte sie die und preßte einen leidenschaftlichen Kuß darauf und zugleich drückte ihm der Dra-

goner auf der anderen Seite krampfhaft die Rechte. Seine Stimme war umflort. „Das ist also . . . das ist so furchtbar anständig von dir . . . ich weiß nicht, Onkel, wie ich dir danken soll!“

„Ach, sei still!“ sagte der Alte und stand auf. Alle Familienmitglieder waren um ihn versammelt. Die Frauen hatten feuchte Augen und begannen schon zu lachen. Die Männer sahen noch sehr ernst daren. Er packte den Major von Büchelhardt an beiden Händen.

„Danke du auch nicht! Ich kann das nicht ausstehen. Ich hab' vorhin gesagt, der alte preussische Geist soll leben! Aber dazu müssen auch die alten Familien leben und sich fortpflanzen, die zu ihm gehören. Sonst stirbt er mit ihnen aus. Na — 's ist ja nicht das erste Mal, daß ein Ottenhöfen eine Büchelhardt heiratet, und hoffentlich auch nicht das letzte. Und ich denke, es ist besser so!“

Er betonte das „so“ sehr stark und konnte es ruhig tun. Siegfried Elkan war nicht mehr im Zimmer. Er war still und unbemerkt im Jubel der Verlobung hinausgegangen und hatte sich von Abrameit, dem Burschen, Hut und Mantel geben lassen.

Gewohnheitsgemäß griff er in die Tasche und reichte dem Mann das nächste, was er gerade fand, ein Zehnmarkstück. Er sah gar nicht hin.

Der Litauer kämpfte mit sich. Dann stand er stramm und sagte laut und bestimmt: „Danke schön! Nein!“

„Warum denn nicht?“

„Der Herr Leutnant wünschen es nicht.“

Siegfried Elkan stieg die Treppe hinab, und als er auf der Straße war, wiederholte er in Gedanken bitter lächelnd: Der Herr Leutnant wünschen es nicht! Das war der Inhalt und das Ende dieser drei Tage voll Längen und Bangen.

Drei Tage Traum! Ein Blick in ein buntes, fremdes Reich und eine Märchenprinzessin darin. Ein Hauch von Glück, der rasch verschwand. Ringsum wieder der graue Alltag. Der dreiundzwanzigste Dezember in der Lützowstraße zu Berlin. Es war vorbei. Es war, als sei es nie gewesen. Und wenn er wieder einmal Nella zufällig an einer Straßenecke begegnete — das war nicht mehr sie.

Sie gehörte jetzt einem anderen. Und der war stärker. In seiner Welt. Vorbei! Vorbei!

Als Siegfried Elkan sein Zimmer betrat, war er ruhig. Die Schwermut erfüllte ihn ganz. Die stille Erkenntnis: Es hat nicht sollen sein! Es konnte nicht sein! Die Wasser waren zu tief. Keine Brücke führte von ihm hinüber an das andere Ufer.

Noch waren die Wasser zu tief. Wann kam die Zeit des Brückenschlags? Wer war der Baumeister, der die zwei Welten endlich verband?

Auf dem Tisch lag ein halbbeschriebenes Blatt. Es fiel ihm ein, daß er in zwei Stunden in der Universität sein Kolleg, das letzte vor Weihnachten, vortragen müsse. Er setzte sich und las die letzten Worte. „Das Gesetz der Natur ist unabänderlich. Was sie vereinigt, werden wir nie trennen. Was

sie scheidet, kann all unser Wunsch und Weisheit nicht verbinden . . .“

Da hatte ihn der Dragoner Abrameit vorgestern mit der Meldung unterbrochen, daß das gnädige Fräulein vom Pferd gestürzt sei.

Der Schmerz kam über ihn. Sein Haupt sank auf die Blätter. Er weinte bitterlich und schämte sich des nicht . . .



Aus der Jugendzeit

„... Aus der Jugendzeit ... ach ja ... es klingt einem so mancher Sang in einsamen Stunden der Erinnerung ans Ohr — und eine Stimmung kommt über einen ... Hast du mal ein Licht genommen, lieber Freund und oben auf deinem Speicher in versteckten Winkeln, wo sonst kein Mensch die Mäuse und Eulen in ihrem Stilleben stört, nach etwas Verlorengangenen gesucht? Weiß Gott, was einem da alles für verstaubter Plunderkram unter die Finger gerät — zerbrochenes, lächerliches Gerümpel — man hat es längst vergessen und nun, wenn man es auf einmal wieder in der Hand hält, wird eine wunderliche Wehmut wach, bei dem Gedanken: „Auch an diesem Scherben hing einmal dein Herz!“ Und damit steigen die Bilder der Tage vor einem auf, die nicht mehr sind, und der Menschen, die nicht mehr sind ... und mir summt es, wie ich gestern all den alten Krimskrams meiner Studentenjahre ordnete, immer im Ohr wie eine ferne, ganz ferne Melodie: ... Aus der Jugendzeit ...

Warum ich die vergilbten Photographien und Korpsbänder und Briefe ans Tageslicht geholt hab'? — Mein Lieber: Mein Sohn hat sein Abiturienten-

examen mit Gottes Hilfe hinter sich — dein Ältester ist ja in einem Jahr auch so weit, und wir fangen an, allmählich die zweite Auflage unseres Daseins zu erleben. Wir verlassen die Bühne und setzen uns ins Parkett und schauen zu, ob die jungen Leute, die jetzt als Anfänger da auftreten, dieselben Dummheiten machen werden, wie wir in unseren jungen Tagen.

Sie werden! Sonst wären es nicht Menschen und nicht unsere Söhne! Da sei unbesorgt. Aber nun kommt der Zweifel: Soll man sie davor zu bewahren suchen, durch Rat und Tat dank eigener Erfahrung — oder gehören diese Dummheiten nun einmal zum Leben? Sind sie vielleicht das Leben selbst? Das klingt vielleicht frivol. Aber wenn ich, wie heute, nach all dem Herumgelaufe auf den Stoppeln ganze fünf Rebhühner — darunter zwei alte mit zitrongelben Ständern — von der Jagd nach Hause bringe, dann zweifle ich wieder einmal an der Weisheit der Vorsehung. . . .

Gerade, wie ich gestern abend gezweifelt hab', vor dem ausgeframten Schubfach mit den Erinnerungen aus der Korpszeit, und mit Friedchens Photographie in der Hand, die ich wohl seit fünfzehn oder zwanzig Jahren nicht mehr angeschaut.

Um es gleich zu sagen: Friedchen war kein Frauenzimmer! Im Gegenteil. Es war ein junger Mann oder wenigstens etwas dem Ähnliches. Und jetzt ist er schon ewig lange tot.

Und ob wir nun schweigsam von der Jagd heim-

kutschieren, jeder mit seiner Zigarre in eine Wagenecke gedrückt, oder ob du mir zuhörst — lieber wäre es mir schon, du hörtest mir zu, wenn ich dir die Geschichte von dem armen Friedchen erzähle. Ich will dir nachher sagen, warum. Die Nuzanwendung betrifft schließlich auch dich! Als Vater eines heranwachsenden Sohnes gleich mir!

Also wie ich die Photographie in der Hand hielt — etwas Besonderes zeigt sie weiter gar nicht: einen blutjungen Menschen mit feinen, altklugen Zügen — die Augen verträumt — der Mund ein bißchen eigenfinnig — das Haar sorgfältig in der Mitte gescheitelt — die Krawatte zierlich geknüpft — so recht der Sohn aus gutem Hause — der rechte, in Watte gewickelte kleine Philister . . . wie ich diese Photographie in der Hand hielt, wollt' ich sagen — da sah ich ihn nicht nur vor mir, — da hörte ich ihn förmlich wieder reden und lachen, den armen kleinen Friedrich Settegast. Denn eigentlich hieß er Friedrich, ein Name, an dem ja gar nichts Komisches ist. Aber später verriet er einmal unvorsichtigerweise, daß er daheim von den Eltern und den jüngeren Brüdern Friedchen genannt werde, und von Stund' an blieb es bei Friedchen. Es paßte so ganz zu dem freundlichen, sinnigen Menschenkind. Er war wirklich wie ein kleines Mädchen, das aus Versehen anfängt, einen Schnurrbart zu bekommen.

Daß wir uns kennen lernten, das geschah in einer Studentenkneipe in der Friedrichstraße zu Berlin. Sie nannte sich Café Londres. Man trank dort ein

infames wässeriges Lichtenhainer Bier aus Holzkrügen. Jetzt ist das Lokal wohl längst hinüber. Das alles ist ja schon so lange her. Zwei Jahrzehnte und mehr.

Auch das Korps ist längst hinüber, das dort am Sonntag vormittag seinen Frühschoppen hielt. Ein Korps in Berlin — wenn ich es mir jetzt überlege: Eine Weltstadt hat andere Poesie als bunte Mützen und Mensuren. Derlei gehört hinaus in die ehrwürdigen alten Winkel am Neckar und am Rhein und an der Saale — und es ist auch besser für die jungen Leute als solch eine Studentenromantik, in die der Hauch vom Asphalt der Friedrichstraße draußen hineinweht. Was der mit sich bringt an Offenbarungen vom Jahrmarkt des Lebens — na — lassen wir's! Das sonnige junge Burschentum war's nicht! Das hab' ich vorher und nachher anderswo anders genossen.

Also das Korps ist, wie gesagt, verschollen, sein Name selbst verweht. Und von denen, die einst sein zweifarbiges Band getragen, kann man auch, mit dem melancholischen alten Hallenserlied, singen:

Die einen, sie weinen —
 Die andern, sie wandern —
 Die dritten noch mitten
 Im Strome der Zeit.
 Und viele am Ziele
 Zu den Toten entboten —
 Verdorben — gestorben,
 In Freud' und in Leid . . .“

Verdorben . . . gestorben! Ja — die meisten sind tot. Einige im Zweikampf gefallen, andere

übers Meer, andere wieder — genug! Aus mancher ist ja auch was geworden. Aber was soll die den Sittenrichter wieder! Wer ist und ist er den Jähnen noch, wie sein Väterchen: „Das Essen ist ein schändliches Geschäft.“ Aber wer noch nicht gegessen hat, schmeißt ihn nicht! Und seine Söhne werden es auch nicht mehr glauben! Sollen auch nicht! Sollen sich nur ruhig nach ein Weib und Geliebte halten! Aber nicht — damals, in jener Laiehrunde — da ließ der Herr, eben: Weib, Weib und noch einmal Weib! Und es noch in unseren Gesprächchen nicht nur mit ihm und hier, sondern auch nach künftigen Besuchen.

Es war eben nicht die rechte Bunder Stadtsaune. Man mußte nicht erst auf dem Boden, wie in den kleinen Universitäten. Dort trug der Herr seine bunten Hüte weit übers Land, bis auf die Bierdörfer. Wir konnten das damit nicht über den Kreis der Friedrichstadt hinauswagen, ohne daß einem faule Eckensleherwitze und rübe Schimpfworte nachflogen. Sonst haben die Korps ihre eigenen schmutzigen Häuser — wir zogen unruhig, häufig wechselnd, von einer Kneipe im Hinterhof zur andern.

Und ebenso war es mit dem Erlatz. Anderswo rekrutieren sich die Korps aus den Kreisen ihrer alten Herren halb von selbst. Wir mußten verzweifelt auf die Jagd nach Fächeln gehen, und diese Wirthe war eine reine Sache des Zufalls und meist vergeblich.

Gerade damals nun war ein besonders bitterer Nothstand. Der Nachwuchs fehlte fast ganz. Wir

waren in schwerer Sorge, um auch nur einen geeigneten Fuchs in diesem Semester aufzutreiben. Und dabei war solch ein Bengel in nächster Nähe, zeigte sich sogar zuweilen bei uns, weil unser dritter Chargierter sein Schulkamerad gewesen war, und war trotzdem auf keine Weise, nicht mit List und nicht mit Gewalt, dazu zu bringen, in das Fangeisen zu treten und als Renonce einzuspringen.

Und das war eben Friedchen Settegast, wohl der tugendhafteste und fittigste kleine Kerl, den damals die Berliner Sonne beschien.

Daß wir, deren Lieblingslied mit dem Verse ausklang: „Bin ein fahrender Schüler — ein wilder Gesell,“ gerade nach diesem sanften, stillen Menschengebilde, das keiner Fliege weh tun konnte, so heißblütig begehrten, hatte seinen guten Grund: Friedchen war enorm reich! Der Sohn eines Krösus. Das wußten wir, und unsere Phantasie — ausschweifend wie die ausgehungerten Indianer — stellte sich den Kleinen nicht anders vor als mit einem Bündel von Hundertmarkscheinen in der Brusttasche, die er nach Bedarf, wie ein anderer seine Visitenkarten, herauszog, verborgte und uns zu milden Stiftungen für das Korps aufdrängte. Namentlich das letztere. Und gegen Ende des Monats, wenn die Uhren anfangen, im Leihhaus in der Jägerstraße hebräisch zu lernen — in dieser Zeit der Not war es ein steter geflügelter Wunsch: „Wenn wir endlich mal den kleinen Settegast festkriegen könnten!“

Davon sprachen wir auch wieder an jenem Sonn-

tag vormittag beim Frühschoppen im Café Londres und tranken dazu, um den Kater von der offiziellen Kneipe am Abend vorher zu vertreiben, das Lichtenhainer Bier, das die Wally brachte.

Eigentlich nannte sie sich Walpurga — ein für Berlin seltener und vornehm-katholischer Name. Sie hielt überhaupt auf sich. Sie war nicht wie die anderen. Groß und schlank, sehr hübsch, wenn auch zu blaß durch den Aufenthalt in schlechter Luft — und immer schwermütig. Schwermütig, obwohl sie eine Münchnerin war. Und das alles zusammen gab ihr etwas ganz Besonderes. Sie stößte Respekt ein — eine Studentenkellnerin im Café Londres! Merkwürdig, aber wahr!

Also wir sitzen da, würfeln erst die Zeche für die ganze Korona aus und ruhen und rasten nicht, bis wir die zwanzig und etliche Mark dem dritten Chargierten an den Hals geknobelt hatten, der diesen metallischen Nachgeschmack gar nicht liebte, sondern sehr traurig wurde, und verfielen dann in Stumpf-sinn — Mensurgesimpel — Weibergeschichten — S. G.-Gefolge — abermals Weibergeschichten und schließlich wieder unser ungehobener Schatz . . . Frieden-chen Settegast!

Da auf einmal, wie gerufen, kommt der Kleine leibhaftig herein, einen schwarzen Pudel an der Leine, zierlich wie aus dem Ei gepellt, mit einem wohlgezogenen Scheitel und einem freundlichen Lächeln für alle und einer Verbeugung für jeden einzelnen — jeder Tanzmeister hätte seine Freude an solch einem Jüng-

ling und seinem feinen, gesitteten Benehmen gehabt.

Er setzte sich zu seinem Schulfreund, dankte für Bier und erzählte, daß er heute, am Sonntag, bei einer Tante in Wannsee zu Tisch ausgebeten sei. Seinen Pudel könne er dorthin nicht mitnehmen, und wenn er ihn allein zu Hause ließe, störte das Tier durch Bellen und Winseln die Nebenwohner. Und ob der dritte Chargierte den Pudel nicht inzwischen in Verwahrung nehmen könne? Er wolle dem Bello auch jetzt gleich noch rasch eine Portion Hundefutter kommen lassen, damit jener gar keine Auslagen habe!

„Ich hab' heute schon genug zu zahlen!“ sagte darauf der Chargierte mürrisch und schwenkte den Würfelbecher, daß die Knochen klapperten. „Also meinetwegen das auch noch! Ein Krug Lichtenhainer gegen das Hundefutter! Hohe Hausnummer, wie sie raffelt!“

Sie knobelten die hohe Hausnummer und der kleine Settegaßte verlor. Nun hielt er beides gegen zwei Krüge, verlor wieder, setzte wieder den ganzen Verlust ein, verlor abermals und abermals und hatte schließlich schon die Hälfte der ganzen Beche am Wein. Nun ging der Chargierte aufs Ganze, schwenkte mit einem nervösen Augenblinzeln den Lederbecher und atmete dann befriedigt auf. Er hatte wieder die höhere Hausnummer, und Friedchen Settegaßte mußte für das von ihm bestellte Hundefutter die ganze Beche von über zwanzig Mark zahlen.

Und in diesem Augenblick, wie er ein bißchen ver-

legen lacht und als gesellschaftliches Jugendmuster sich keinerlei Ärger anmerken läßt, tritt die Walpurga hinter seinen Stuhl und meldet mit ihrer tiefen, melancholischen Stimme: „Verzeihen's schon, Herr Doktor — aber ka Hundefutter gibt's heut net!“

Das war nun ein brüllendes Gelächter an der ganzen Tafelrunde. Und so belanglos der Vorfall an sich war — er spiegelte doch das ganze Friedchen, sein Leben und sein Ende wider. Für ein Nichts, — für ein nur in seiner Einbildung erhofftes Hundefutter opferte er, als ein unverbesserlicher Idealist, die realen baren Werte des Daseins.

Sogar die Bally mußte, während sie ihm herausgab, trotz ihrer sonstigen Würde ein Lachen verbeißen. Und dabei sah sie noch viel hübscher aus wie sonst — viel jünger und lebensfrischer, mit einem lustigen Münchener Rindl-Zug um die blaffen Lippen — und der kleine Settegast schaute sie staunend und bewundernd an und sagte, während sie halblaut rechnete: „Was Sie für ein liebes Deutsch sprechen, Fräulein!“

Da lachte sie. „Ich bin halt a Münchnerin!“ und schob ihm das Restgeld hin. Aber er ließ ihr alles als Trinkgeld — wohl einen Taler und mehr — und wurde dabei ganz rot und blickte nicht auf, während sie mit großen Augen: „Ich dank' auch vielmals, Herr Doktor!“ sagte. Und als sie weg war, bemühte er sich, kindlich vor sich hinlächelnd, ihr den Tonfall des Wortes „Münchnerin“ nach-

zumurmeln. Es kam aber nur eine norddeutsche Mißgeburt — so etwas wie „Minknerin“ zu stande.

Die Tante in Wannsee aber hatte an diesem Tage umsonst gesotten und gebraten. Ihr Nefse, die Bierde der Tugend und Blüte der Jugend, erschien nicht, sondern saß in einem Kreise zerhauener, leichtsinniger Gesichter mit bunten Mützen, nippte schauernd an dem Lichtenhainer und starrte eine Kellnerin an. Und die Walpurga erwiderte das zuweilen mit einem sanften langen Madonnenblick. Und so strich die Zeit herum, bis wir zum Mittagessen gingen, und dann auf die Kneipe, der kleine Settegast mit seinem Pudel an der Leine immer getreulich mit, nachdem er sich von der Wally höflich wie von einer Dame verabschiedet und sie ihm treuherzig die Hand gereicht hatte, — was sie gar nicht so ohne weiteres tat.

Auf der Kneipe zündeten wir, des trüben Wintermittags wegen, das Gas an, zogen die Röcke aus und schlugen die Zeit mit einem groß angelegten Bierramsch tot. Dazu rauchte man Knaster aus kleinen weißen holländischen Tonpfeifen, die nach einmaligem Gebrauch an der Wand zerschellt wurden. Und bald hüllte sich auf diese Weise die ganze schmale Kneipe mit den Trinkhörnern, Schlägern und Photographien an den Wänden und den Bierpfützen und Karten auf dem Tisch in einen undurchdringlichen blauen Nebel, aus dem nur noch die gelben Lichtkreise der Gasflämmchen schimmerten — an den Fenstern lief vor Hitze das Wasser herunter — draußen wurde es allmählich Nacht und kehrten die Sonntag-

nachmittagsmenschen zufrieden und mit geröteten Wangen von ihrem Ausflug in Gottes freier Natur heim — uns beirrte das alles nicht. Wir tranken und sangen, und selbst der kleine Settegast, der unbehaglich, aber immer mit seinem freundlichen Lächeln und schon ein bißchen blaß vom Alkohol, dazwischen saß, öffnete die Lippen und stellte sich, als ob er bescheiden mitzirpe! Und wahrhaftig: wie ich da durch den Rauchschleier dies feine, zarte Gesichtchen sah, da tat er mir auf einmal leid! Das war, als ob man ein chinesisches Nippfigürchen unter lauter handfeste Bierkrüge stellen wollte. Über kurz oder lang wird es einmal zerstoßen und zerbrochen. Es paßt eben da nicht hin. Und es hätte ja auch niemand von uns nach ihm begehrt, wenn nicht eben das viele Geld förmlich einen Märchenschimmer um ihn gewoben hätte. „Auri sacra fames!“ zitierte unser hüstelnder Professor in Prima gerne seinen Horaz und sah dabei selber immer so verhungert aus . . .

Also, von dem Friedchen sagte eine Ahnung mir schon damals: „Wenn den die bösen Buben locken, gibt's ein Unglück. Der ist nicht stark genug, um die Kinderkrankheiten durchzumachen! Bei dem schlägt es nach innen! Alles bei dem sitzt tief innen. Der erlebt alles zu tief!“ Aber das war freilich eine unbestimmte Ahnung. Bewußt sah ich in ihm eben auch nur das kuriose Kerlchen — mehr ein wunderlicher, kleiner Prinz als ein Student wie wir . . .

Und da des Lärmens und Bierjungentrinkens und in die Kanne Steigens kein Ende war und unser

Gast immer gezwungener lächelte, hatte ich und auch ein paar andere Sorge, es möchte ihm zu viel werden und ihn vom Wiederkommen abschrecken. Dies kostbare Bild konnte man gar nicht behutsam genug einkreisen und einlappen.

Also beschlossen wir einstimmig, an diesem Abend einmal ausnahmsweise etwas für unsere höhere Bildung zu tun und in die Operette zu gehen — in das jetzt selig entschlafene Wallnertheater, wo damals alles im vollen Flor stand und die Ernestine Wegner als „Niniche“ sich strafend in ihren Bademantel wickelte, wenn das Publikum „Ah!“ rief und dazu, die „Nibelungen“ verhöhrend, sang: „Mit dem Sünding — ist's ein Unding!“ . . .

Aber wie wir uns nun im Rassenflur umschaute, fehlte gerade die Hauptperson, wegen der wir uns so gebildet benehmen wollten. Der kleine Settegast hatte sich samt seinem Pudel still und heimlich gedrückt. Im Gedränge vor dem Theater mußte er uns entschlüpft sein.

Das war eine dumme Geschichte. Morgen hatte er Kater und die Tante in Wannsee grollte. Wir sahen ihn nicht so leicht wieder. Das war klar. Und sehr mißmutig gingen wir diesen Abend schon bald nach Mitternacht mit den Hühnern zu Bett.

Aber am nächsten Morgen klopft es schüchtern an meiner Budentüre, und wer tritt herein? — Der kleine Settegast!

Ein Bild des „Moralischen“ — das blasse altfluge Gesichtchen durch grünliche Schatten unter den

Augen und einen jämmerlichen Zug um die Lippen entstellt kurz: Haarweh in höchster Potenz, wie es sich für solch einen kleinen, vom Pfade der Tugend abgewichenen Philister gehörte.

„Ich hab' meinen Schulfreund, Ihren Chargierten, nicht zu Hause getroffen! Da bin ich zu Ihnen!“ beginnt er wehmütig, und ich ärgerlich dagegen: „Wo sind Sie denn eigentlich gestern abend auf einmal hingeraten?“

Da wurde der Kleine verlegen und stotterte etwas: Er habe doch schon ein bißchen im Kopf gehabt . . . und die Hitze im Theater . . . und die vielen Menschen . . . da sei er lieber weggegangen . . .

„Nach Hause?“

Nun errötete er merklich und sagte dann, ein wenig hustend und auf die Erde sehend: „Nein! . . . Eigentlich wieder in das Café Londres!“

Ach so! Das ließ tief blicken. Ich schaute mir das glattgescheitelte Sünderkind scharf an. „Na — und dann?“

„Dort war es so voll — am Sonntagabend! Eine Masse Menschen — Kommis und Leutnants in Zivil und Studenten — ich mußte doch schon etwas verzeihen, wenn ich da den Platz wegnahm, und Bier konnt' ich nicht mehr trinken. Da bestellte ich bei der Walpurga eine Flasche griechischen Wein und trank die in meiner Unbesonnenheit aus . . .“

„Na — das genügt!“

„Ja — ich mußte gar nicht, daß dieser Wein so schwer ist. Aber auf einmal, wie ich aufstehen

wollte, — da waren mir, wissen Sie, die Beine weg und die Wally hatte zwei Köpfe und der Klavierspieler und das Klavier drehten sich ganz schnell im Zimmer und . . .“

„Ich weiß. Hat die Wally Sie denn nicht nach Hause geschickt?“

„Doch. Und dabei lachte jemand. Die ganze Zeit hatte immer jemand höhniisch hinter mir gelacht, wenn ich mit der Wally sprach. Ich konnt' ihn nicht sehen. Wir saßen Rücken gegen Rücken. Wie ich nun die Treppe 'runter war, setzte ich mich im Dunkeln auf die letzte Stufe und fing an zu weinen, daß ich so bezechet sei! Und nach einiger Zeit lacht es wieder und es leuchtet mir jemand mit einem Schwefelholz ins Gesicht und sagt zu den anderen, die mit ihm die Stiege 'runterkamen, um heimzugehen: „Richtig! Da kraucht er doch am Boden herum.“

„Und dann?“

Friedrich sah mich an, schluckte ein paarmal heftig und reichte mir dann eine Visitenkarte. „Das hab' ich heute früh in meinem Paletot gefunden! Wir müssen unsere Karten getauscht haben! Wir sind irgendwie aneinander gekommen — aber . . . es ist alles so schleierhaft . . . ich kann mich an gar nichts mehr recht erinnern . . .“

Auf der Karte stand: „Karl Froböse, cand. med.“ Und zwar war es kein gewöhnlicher cand. med., sondern ein Insasse der Pépinière am Nordende der Friedrichstraße, der Vorbereitungsanstalt für Militärärzte. Mit diesen Pépins — das wußten wir —

war im allgemeinen nicht zu spaßen. Sie ließen sich nichts gefallen und schlugen eine scharfe Klinge.

„Da haben Sie eben wahrscheinlich eine Schlägermensur auf dem Hals!“ eröffnete ich meinem Besucher.

Der kleine Settegast rückte unruhig auf dem Stuhl hin und her. „Eine Mensur . . . sehen Sie . . . ich stehe auf dem Standpunkt: was ist denn damit bewiesen, wenn man seinem Nebenmenschen einige Zoll Haut und Muskel und Bindegewebe mit einer Klinge durchschneidet? Was ist damit denn Schönes und Gutes erreicht? Es ist doch besser, man verträgt sich . . .“

Für einen Korpsstudenten war das ein überwältigend neuer Standpunkt. Ich schwieg völlig verblüfft, und das vom Kater erschöpfte friedliche Wesen mir gegenüber setzte hinzu: „Wenn ich den Herrn getränkt habe, will ich ihn gern um Verzeihung bitten. Das ist die Pflicht eines jeden anständigen Menschen, der nicht wußte, was er tat.“

Goldene Worte! Wie aus der Fibel für artige Kindlein! Eigentlich war mir Friedchen Settegast unheimlich! Er kam mir damals zum ersten Male als ein verflogener kleiner Posaunenengel vor, der sich in diese böse Welt verirrt hatte! Aber irgend etwas mußte geschehen. Am besten, man ordnete die Sache nach seinem Wunsch. Damit gewann man sein Vertrauen und behielt ihn für das Korps an der Hand. Ich schlug ihm also vor, ich wollte einmal in die Pépinière zu dem Kandidaten Frobböse hin-

gehen und sehen, was eigentlich passiert sei. Und Friedchen stimmte erleichtert und dankbar bei.

Als ich zu dem Mediziner ins Zimmer trat, dacht' ich mir gleich: o weh! Ein stämmiger, energischer Kunde, scharfe Augen unter dem Zwicker und der ganze Kopf und die Wetterseite links im Gesicht ein Geflecht von Schmissen! An einzelnen Stellen, namentlich über dem Auge und hart am Mundwinkel, bildeten sie förmliche Beulen. Meine oberflächliche Schätzung war: zwei, drei Duzend Schlägermensuren und ein halbes Duzend auf Säbel mindestens! Und so war es auch! Der Mann war, wie sich bald ergab, in Königsberg und Breslau Korpsstudent gewesen und dann erst in die militärärztliche Laufbahn übergetreten.

„Bitte — nehmen Sie Platz!“ sagte er ganz geschäftsmäßig. „Eigentlich hatte ich Ihren Besuch allerdings nicht erwartet, sondern mir, als dem Beleidigten, die ersten Schritte vorbehalten!“

„Verzeihen Sie — wodurch sind Sie beleidigt? Wir wissen es nämlich nicht!“

Da zog der Mediziner die Augenbrauen hoch. „Na — erlauben Sie mal: Wenn dieser junge Herr Settegast in seiner Trunkfälligkeit mir plötzlich einen Stoß vor die Brust versetzt . . . coram publico noch dazu . . .“

Großer Gott! Mir stieg ein banges Ahnen für Friedchen auf. „War das kein Zufall?“ frug ich.

„Nein! Ausgeschlossen! Er drehte sich ja schon den ganzen Abend immer wütend nach mir herum!“

Nun — ich bin ein gutmütiger Mensch! Ich nahm es humoristisch, daß der fremde junge Mann sich an meinen Stammplatz im Café Londres setzte, wo ich jeden Abend bin, und daß er der Walpurga in der wunderbarlichsten Weise seine Freundschaft antrug, mit der ich . . . und zwar schon lange . . . na . . . das gehört schließlich nicht zur Sache! Eifersüchtig war ich nicht! Es amüsierte mich bloß! Drum hob ich ihn unten im Flur auf, stellte ihn auf die Beine und sagte ganz gemütlich: „Nun gehen Sie heim zu Muttern und kommen Sie nicht wieder zu Fräulein Wally — verstanden? Nie mehr!“ Antwort: Ein Stoß vor die Brust, als wolle er über meine Leiche zur Walpurga zurück. Nun — zwischen alten Korpsstudenten wie wir beide braucht es ja da nicht viel Worte: Ich kann unmöglich über solch einen Vorfall hinwegsehen und dadurch meine Karriere als Militärarzt ruinieren. Herr Settegast wird noch im Laufe des heutigen Vormittags meine Forderung auf krumme Säbel ohne Binden und Bandagen bis zur Abfuhr erhalten.“

Da war nichts zu machen! Abbitte bei einer tätlichen Beleidigung eo ipso unmöglich. Ich saß sehr nachdenklich da und sagte schließlich: „Aber bedenken Sie — eine schwere Säbelcontrahage zwischen Ihnen und dem — das wird ja der reine bethlehemitische Kindermord! Das müßten Sie doch einsehen!“

Der Mediziner zuckte die Achseln. „Mag er kneifen! Das geht mich dann nichts mehr an! Mit

seiner eingestandenenen Satisfaktionsverweigerung ist für mich und jeden anständigen Menschen der Fall erledigt. Nur im Café Londres möge er sich dann nicht mehr blicken lassen! Sonst — na, Sie verstehen . . .“

Ich verstand, empfahl mich und ging zu Friedchen. Der wohnte nicht wie andere Studenten in irgend einer Bude, vier Stockwerke hoch, in der Luisenstadt, sondern fein säuberlich in einer Art Privatpension, wo ihn die Eltern untergebracht und wo er auch zu Mittag aß, inmitten einer ganzen Menagerie von Ausländern, Klavierlehrerinnen, älteren Damen vom Lande, Abgeordneten und was weiß ich! Der Flur voll Regenschirme, Strickbeutel und Gummischuhe — alles peinlich nett und altjüngferlich — mir grauste vor so viel Tugend und Gefittung, als ich mit meiner Säbelforderung in der Tasche in dies Stilleben trat.

„Eigentlich darf ich Ihnen das ja gar nicht raten!“ schloß ich, nachdem ich ihm Bericht erstattet. „Tu's auch nur ganz privatim, ja nicht als Mitglied meines C. C. — das beste ist: Sie machen, daß Sie wegkommen! Studieren Sie in München oder Würzburg weiter! Dann gerät die Sache in Bergessenheit. Der Froböse ist eigentlich ein ganz guter Kerl. Steht auch dicht vor dem Examen! Der hängt's schon nicht an die große Glocke!“

Der kleine Settegast hatte ein nasses Tuch um den schmerzenden Kopf gewickelt und war sehr matt. „Und wenn ich hier bleib'?“ frug er scheu.

„Dann wird er Ihnen schließlich auch nichts tun!“ sagte ich ehrlich, aber mit blutendem Herzen. Denn

nun, wenn Friedchen vor der Säbelmensur kniff, war er natürlich für unser Corps und jedes andere dauernd unmöglich. „Nur in das Café Londres dürfen Sie dann keinen Fuß mehr setzen. Er würde sich auf den Holzcomment verlegen. Und er ist ein Riese gegen Sie!“

Der arme kleine gebrochene Tugendspiegel mit dem weißen Turban um die Stirne schwieg darauf lange. Dann tat er eine ganz merkwürdige Frage: „Und wenn ich jetzt die Forderung annehmen würde — müßte ich dann gleich losgehen?“

„Bewahre! Sie haben das Recht, sechs Wochen Zeit zu verlangen und sich auf dem Fectboden — also natürlich bei uns — einzupauken!“

Er nickte und frug mit einem ganz trotzigen, starren Ausdruck in den Augen: „An jemandem, mit dem man sich schlagen will, darf man sich doch nicht vorher vergreifen?“

„Nein!“

„Also, wenn ich jetzt dann in das Café Londres gehe, kann er nichts dagegen machen?“

„Nein!“

„Auch nicht, wenn ich jeden Abend in den sechs Wochen komme?“

„Auch dann nicht! Er muß es dulden! Aber tun Sie's nicht! Ich rate Ihnen ehrlich! Denken Sie doch: Wegen jemand wie die Wally . . .“

Der Kleine warf mir einen Blick zu, daß ich förmlich erschraf, — nicht drohend — nein, tief-ernst, förmlich traurig und feierlich. „Ja — die

Walpurga!" sprach er und nickte dabei gedankenvoll und geheimnisvoll, als wisse er allein, was das sei, und wir anderen seien blind . . .

Es klopfte. Ein baumlanger, bartloser, mit Schmissen bedeckter Herr erschien — seines Zeichens zur Zeit Schiffsarzt bei dem „Norddeutschen Lloyd“ stellte sich als der Kartellträger seines Freundes Frohöse vor und murmelte gedämpft mit hochgezogenen Brauen und dem düsteren Gesicht eines Diplomaten, auf dessen Lippen das Wohl und Wehe von Millionen schwebt, seine Litanei von den krummen Säbeln ohne Binden und Bandagen, dreißig Minuten, bis zur Abfuhr.

Ich blieb natürlich stumm. Ich hatte nicht das Recht, einzugreifen. Der kleine Settegast aber stand plötzlich auf und sagte mit seiner feinen, klaren Stimme: „Ich tue, was mir beliebt, und werde mir nicht verbieten lassen, in das Café Londres zu gehen und mit Fräulein Walpurga zu sprechen, solange ich will. Ich nehme also die Forderung an! Dieser Herr hier ist mein Zeuge!“

Was war da zu machen? Ich hatte das Meinige getan und konnte dem Kartellträger also nur noch eröffnen, daß wir auf sechs Wochen Einpaufrist beständen. Das konzedierte der lange Herr natürlich ohne weiteres und zog sich dann, gemessen wie ein spanischer Grande grüßend, zurück, und Friedchen Settegast, sonst das Schöpfkind des Schicksals, hatte von Stund an eine dunkle Wetterwolke in Gestalt eines schweren Säbelbueßls am Himmel.

Ich machte ihm Vorwürfe. In aufrichtigem Arger! Wie konnte man nur wegen einer Kellnerin auf die Mensur mit diesem Pépin laufen wie das Kalb zur Schlachtbank? Das war ein Unfug! Das war — einfach unmoralisch war das! Diesen Gedanken spielte ich als letzten Trumpf aus. Der kleine Settegast hörte geduldig, aber teilnahmslos zu, und als ich geendet, sah er mich nur stumm an, als wollte er wieder sagen: Ihr kennt die Walpurga eben nicht!

Kurz: Seine Stunde war eben da. Er war verliebt. Das Weib war in seinem Leben. Zum ersten und letzten Male. Aber dieser *reveil du lion* gestaltete sich bei diesem wunderlichen, verträumten, halb altklugen, halb kindlichen Kerlchen so ganz anders als wir anderen es je für denkbar gehalten! Lieber Gott — wir mit unseren glücklichen zwanzig Jahren sahen ja auch Helena in jedem Weibe so gut wie er in der schwermütigen Schützenliesl vom *Café Londres* — aber wie sahen wir sie! Unser unbefangenes, zutraulich die nächste Taille umschlingendes Naturburschentum — das hat dieser kleine Heilige bis zu seinem frühen Tod nie begriffen. Er ging, möcht' ich sagen, durch die Welt wie durch das Paradies vor dem Sündenfall — wie durch eine Kirche — mit einem weißen Hemdchen angetan, eine weiße Lilie in der Hand und alles um ihn weiß. Rein wie frischgefallener Schnee. Seine Augen waren so. Die sahen alles vom Erdenstaub befreit. Und am meisten die Walpurga.

Und jetzt, wo ich älter geworden bin und die Menschen kennen gelernt hab', kann ich mir wohl denken, was das für solch ein armes Geschöpf wie die Walpurga gewesen sein mag, wenn der Kleine sie gläubig mit seinen Kinderaugen ansah und sie damit, wie der Dichter sagt, auf ewig vor sich selbst verschönte. Eine Sehnsucht nach Erlösung steckt in einem jeden von uns. Und gerade wenn man wie die hübsche Walpurga zu den Mühsamen und Beladenen und dabei trotz allem zu den Besseren ihrer Art gehörte — da mag ihr das wie ein Balsam ins Herz getropft sein, daß sie einem anderen Menschen verklärt, geläutert — sozusagen als ihr eigener Engel erschien. Denn das blieb sie ihm. Die ganzen sechs Wochen, die Friedchens Liebeslust und Leid umschlossen.

Das heißt — Liebe ...! Liebe in unserem Sinn war das nicht. Und später, nachdem wir den Kleinen begraben, stritten wir oft darüber, was es eigentlich gewesen sein möge, bis einer von uns, ein Philologe, endlich das erlösende Wort fand! Er sagte: „Daß wir das nicht begreifen, liegt an der deutschen Sprache! Die hat nur ein Wort für Liebe! Die lateinische zwei: amor — die eigentliche Liebe — die Feld-, Wald- und Wiesenliebe — die Liebe schlechtthin — na — die kennen wir — und zweitens caritas — die Nächstenliebe — die christliche Liebe — das Mitleid! ...“

Das war's! Das Mitleid! Das unbewußte Erbarmen mit einem anderen Menschenkind — darin

hatte sich, was bei uns heißblütig und sinnlich vom Herzen kam und zum Herzen ging, bei diesem herbstlichen, zarten Geschöpfe der Trieb zum Weibe verfeinert. Etwas davon spürt ja jeder besser angelegte junge Mensch einmal im Anfang — den Wunsch, zu retten und zu erlösen! Denn wer dünkt sich mit achtzehn Jahren nicht ein Held? Wer traut sich nicht die Kraft zu, mit feurigen Armen ein verlorenes Kind zum Himmel emporzuheben? Aber dann verliert sich diese Erlöserstimmung. Man ist nicht mehr Gott und sieht nicht mehr in jedem Nähmädel die Bajadere. Man denkt vom Weib: „Ich soll dein Herr sein!“ und wird natürlich das Gegenteil — und ist man endlich im Schwabenalter angelangt wie wir beide, dann schaut man um sich keine Göttinnen mehr und keine Sklavinnen und am wenigsten verwunschene Seelen im Fegfeuer, sondern ist froh, wenn man eine Freundin neben sich hat bis an sein seliges Ende. Aber das arme Friedchen blieb da stehen, wo die anderen anfangen, um rasch weiterzugehen. Bei der Erlösung durch die Liebe. Er wußte es gar nicht recht anders. Hätte es auch gar nicht recht begriffen. Er war nicht von dieser Welt! Und diese Welt hat ihn denn auch rasch zwischen ihren Tagen zerrissen.

Aber damit greife ich den Dingen vor. Damals, nachdem der Schiffsarzt und Kartellträger gegangen und Friedchen auf meine gutgemeinten Warnungen wegen des Zweikampfs hartnäckig stumm geblieben war, war mir der kleine eigen sinnige Mensch noch

dieses ein Teil der Verantwortung zurück, wenn es bei der Affäre ein Unglück gab. Nachher, sobald alles gut abgelaufen, konnte man ihn immer noch zu kapern suchen.

Wir waren selbst sehr traurig über diese Perspektive, aber als wir den Kleinen am nächsten Vormittag zur Mensur als Zuschauer mitnahmen — oder vielmehr zwangen, mitzukommen und sich an das Blut zu gewöhnen, denn er wollte schon wieder in das Café Londres! — da merkten wir: Es ging nicht anders! Wir paukten damals gerade in einem Tanzlokal in der Schönhauser Allee, da, wo schon die Pappeln anfangen und die Schutzleute aufhörten, vor denen man in Berlin nie sicher war. Irgend eine Denunziation eines Kellners, der am letzten Kneipabend zu wenig Trinkgeld bekommen, und schon sandte pflichtgemäß das nächste Polizeibureau seine Schergen, schrieb unsere Namen auf und schleppte Bauzeug, Speere, selbst die blutigen Hemden der Baukanten im Triumph nach dem Molkenmarkt. Die Wiedermänner taten das freilich nur, wenn sie mußten — ein andermal wieder schauten dieselben Schutzleute als Amateure mit lebhaftem Interesse zu — und der Polizeipräsident von Madai, selbst ein alter Korpsstudent, war noch weniger ein Unmensch und gab die beschlagnahmten Fechtsachen, an denen uns, weil sie dem S. C. ein paar tausend Mark gekostet hatten, weit mehr lag als an ein paar Wochen Festung, gewöhnlich schon in den nächsten Tagen wieder frei — aber ungemütlich war dies

Versteckenspielen und von einer rüben Vorstadtkneipe in die nächste Wandern, dieser ganze Gewerbebetrieb im Umherziehen, doch.

Also da draußen in der Schönhäuser Allee wurde gefochten und Friedchen stand mit einem gelblichen Gesicht dabei, während einer unserer Leute in das Pautzeug kroch und dabei schimpfte, weil das Leder vom kalten Blute seines Vorgängers noch ganz pappig und schmierig war. Und als er gleich darauf den anderen mit einem Durchzieher abstach, daß die Wange klappte und der Arzt, der oben auf einer Liebhaberbühne zwischen gemalten Kulissen seinen Verbandplatz aufgeschlagen hatte, in Hemdsärmeln herantrat und dem Verwundeten einfach von außen her durch die Backe auf die Zähne fühlte, ob die noch fest säßen — da schlich Friedchen stumm hinaus. Es wurde ihm nicht wohl. Bei gelegentlichen Zuschauern kam das oft vor. Das fiel nicht weiter auf. Aber wäre er unser Fuchs gewesen, so hätten wir unsere Blamage vor den anderen Korps weggehakt und so vertagten wir denn einmütig Nachmittags beim Kaffeestat endgültig unsere Absicht, den kleinen Settegast zu keilen, bis zur Erledigung seiner Angelegenheit mit dem Herrn Frobböse.

Und ein Ausweg, um ihn inzwischen nicht ganz aus den Augen zu verlieren, fand sich schließlich auch: Er konnte ja Konfkneipant werden! Das verpflichtete zu nichts als zum Besuch der offiziellen Kneipe am Sonnabend, und schlang doch ein lockeres, erstes Band um das Korps und das arme reiche

Kerlchen mit den schwachen Muskeln und dem kindlichen Gemüt. Und als ich das Friedchen ernsthaft vorhielt und hinzusetzte, schon die Höflichkeit verlange es, den Leuten, die ihm bei seiner Säbelfontrahage mit Rat und Tat, rein aus Liebe zur Sache und aus Zuneigung zu seiner Person, an die Hand gingen, doch wenigstens einen Schritt entgegenzukommen, da siegte seine Wohlerzogenheit und er sagte ja. Nur erkundigte er sich zuvor noch scheu, ob er dann auch gezwungen werden könne, das ungesunde viele Bier, das ihm gestern so schlecht bekommen, zu trinken. Das wurde verneint. Er wurde ein für allemal als in perpetuum bierkrank erklärt. Und so saß er denn schon am nächsten Kneipabend als Gast zwischen uns, feierlich und beklommen. Er fühlte wohl, daß er nicht in diese wilde Becherrunde paßte — daß ihn das Schicksal wider seinen Willen weiter und weiter zwischen Menschen und Dinge hineinschob, die ihm fremd und gefährlich waren. Und wir anderen fühlten es dumpf wohl auch. Wir behandelten den Kleinen mit äußerstem Bartgefühl, mit einer Schonung, die sich freilich oft bärenhaft genug ausgenommen haben mag. Es war ungefähr so, wie wenn auf irgend einer Feudaluniversität ein junger Erbprinz unter seinen Kommilitonen aufsteht. Und wir hatten ja auch allen Grund, mit Friedchen sänftiglich umzugehen! Wer wird die Henne schlachten, die die goldenen Eier legt?

Was diese goldenen Eier betrifft, so hatte unser dritter Chargierter dem kleinen Settegast bei passen-

der Gelegenheit und als alter Schulkamerad einen ganz vertraulichen, ganz privaten Wink gegeben: Ein Konkneipant gehöre freilich nicht zum Korps, dessen Mitglieder ja sonst sämtlich verpflichtet seien, je zehn Prozent ihres Monatswechsels an die gemeinsame Kasse abzuliefern. Wenn aber ein solches Zwitterwesen den unabwendbaren Drang in sich verspüre, auch seinerseits etwas zum gemeinsamen Besten zu stiften — sei es eine Dedikation — sei es, was bei den gegenwärtigen scharfen finanziellen Anforderungen an den C. C., das Erwünschteste, eine Porträtsammlung des Landesvaters, möglichst reichhaltig und auf Zwanzigmarkstücken — so würde ein derartiger Versuch — so wie er, der Chargierte, die Stimmung im Korps sondiert habe — jedenfalls keiner schroffen Ablehnung begegnen.

Daraufhin wickelte Friedchen vor Beginn des nächsten Kneipabends, verwirrt und errötend wie ein Backfisch, zu unserem sprachlosen Staunen einen Tausendmarkschein aus einem abgerissenen Stück der „Bosstischen Zeitung“. Er hatte der Tante in Wannsee erzählt, daß er dem Korps etwas stiften müsse, und die alte Dame, die natürlich von keiner Mensur und keiner Walpurga etwas ahnte, hatte ihm den braunen Schein mit einem schönen Gruß an seine Freunde eingehändigt.

Sie hatte es ja dazu. Sie war enorm reich wie alles, was den Kleinen umgab. Aber uns dünkte die Sache anfangs doch beinahe unheimlich. Und in dem ersten verblüfften Schweigen sagte der Chargierte dumpf: „'rausgeben kann ich nicht!“

„Ich werde mir doch nichts herausgeben lassen!“

erwiderte der kleine Settegast ganz erschrocken. Damit war das Eis gebrochen: Es stand fest, daß dieser Tausendmarkklappen dem Korps gehöre, und Wärme und Freude zog in aller Herzen. Perspektiven von ungeahnter Weite entrollten sich. Wir berieten wichtig, halblaut, mit hochgezogenen Brauen den ganzen Abend, wie wir den Schatz am besten verwerten sollten, und einigten uns auf drei Punkte: Zunächst Begleichung lästiger Korps schulden, die sich wie eine chronische Krankheit von einem Semester in das nächste hinüberzogen. Zweitens Ausfichtung einer schon lange hängenden und wegen Geldmangel immer verschobenen P. P.-Suite mit einem Würzburger Korps, das wir in einem offiziellen Brief durch Weglassung des Ausrufungszeichens hinter den Eingangsworten: „Unseren Gruß zuvor“ unversehens, aber schwer gekränkt hatten. Und drittens Anwerbung eines Negerbengels als Korpsdiener, den sein Herr, ein Afrikareisender, mitgebracht hatte und gerne los sein wollte. Es waren damals die ersten Zeiten der deutschen Kolonialbegeisterung. In allen Tingeltangeln sangen sie: „Nach Afrika — nach Kamerun — nach Angra-Pequena!“ und wer jetzt mit einem Schwarzen in blauer Livree renommierten konnte, hielt nach unserer Auffassung den Rekord der Bornehmheit gegenüber den anderen Korps. Übrigens: der Kerl stahl, log, war faul, unverschämt frech, schmutzig und stach, wenn er zu viel getrunken hatte, mit dem Messer um sich. Sonst aber ein brauchbarer Mensch! Wir waren froh, daß wir ihn hatten!

Und das alles verdankten wir dem kleinen Settegast, der gar nicht begriff, wieviel Segen er gestiftet! Was lag ihm, in seinen Verhältnissen, auch an einem Tausendmarktschein? Wir aber hatten dies verzauberte Stück Papier sorgfältig mit vier Stiftchen mitten auf dem Kneiptisch festgenagelt. Da lag es den ganzen Abend, damit ein jeder sich daran erbaue. Auch der Wirt wurde geholt, um es anzuschauen und endlich zu begreifen, was er an uns für Gäste habe. Und nach Mitternacht stieg bei Beginn der „Fidelitas“ eine solenne Bierrede auf Friedchen. Aber der war schon fort — spurlos, gleich nach Aufhebung der offiziellen Kneipe verschwunden — und so endete der Speech mit einem Hoch auf die Tante in Wannsee — ja, es tauchte sogar in vorgerückter Stunde der Plan auf, telegraphisch der alten Dame eine Lage auf das Spezielle zu kommen, doch wurde das von den besonneneren Elementen unterdrückt.

Wohin Friedchen gegangen war, wußten wir alle. Im Café Londres saß er jeden Abend und einen großen Teil des Tages, wenn die Walpurga nicht dienstfrei war und er mit ihr spazieren ging. Es gab sicherlich kein wunderlicheres Paar in Berlin als diese beiden platonischen Liebesleute. Denn platonisch war und blieb das! Friedchen machte gar kein Hehl daraus. Ihm schien das ganz natürlich! Jemand wie die Walpurga! Und wenn sie zehnmal Studentenfellowin war! Arbeit schändet nicht! Und solch schwere Arbeit! . . . Fünfzehn Stunden täglich in dem heißen, schlechtgelüfteten Lokal! Man tat sehr

unrecht, solch ein armes, braves Mädel zu mißachten! Und fromm sei die Walpurga! Jeden Sonnabend, wenn er auf der Kneipe sei, gehe sie Abends zur Beichte in die Hedwigskirche. Das müßte der Wirt schon dulden! Er zahle ihm heimlich etwas dafür, damit die Wally nicht um ihr Himmelreich käme. Auf Erden habe sie es ohnehin schlecht genug.

Und dann pries er wieder ihren herzigen Münchener Dialekt und seine Augen leuchteten und er war verliebt! Und wir schüttelten die Köpfe über das wunderliche Käuzchen, das so unberührt aufgewachsen und innerlich so rein war, daß er es für selbstverständlich hielt, das, was er liebte, müsse ebenso sein wie er — und die Walpurga besonders. Das war freilich eine heilige Scheu am falschen Platz! Aber wenn ich seitdem geschaut hab', vor was allem die Menschen auf Erden knieen, dann scheint mir Friedchen Settegast noch lange nicht der Einfältigste gewesen zu sein, mit seinem kindlich-frommen Glauben: das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!

Die Wally war ihm jedenfalls dafür herzlich dankbar. In ihrer Art. Ihr besserer Mensch — das war Friedchens Freundin und ließ sich von ihm erlösen und heben und bilden — gerade wie er sie eben sah und haben wollte. Darin hatte sie eine Engelsgebuld. Stundenlang hörte sie andächtig, wie daheim dem Kaplan auf der Kanzel, dem Friedchen zu. Sie las an ihren freien Tagen die Bücher, die er ihr brachte, und wenn sie ausgingen, dann drängte sie nicht ins Variété und in den Zirkus Renz —

nein, sie fuhren nach Potsdam und schauten sich die Anlagen von Sanssouci an, sie besuchten die Museen, sie standen Unter den Linden vor dem historischen GEFenster, um den alten Kaiser zu sehen, und es mag der Walpurga bei dem allem zu Mute gewesen sein wie in der Kirche — man ist gelangweilt und geläutert zugleich. Man gähnt innerlich, aber man gähnt gern und kommt sich sehr erhoben vor. Zur Hälfte! Von der anderen Hälfte der Walpurga später!

Wie es eigentlich um Friedchen stand, das erfuhr ich eines Nachmittags, als wir ihn, halb mit Gewalt, mit auf den Berliner Boock auf dem Kreuzberg geschleppt hatten. Dort war der übliche rüde Kummel — Musikkapellen — Reitereien — Tausende von Menschen, die im Takt des Bierwalzers sangen, pffifen und mit Hausschlüsseln klapperten. Und wir ermunterten auch noch einen Haufen vergnügter kleiner Ladenmädels, die, mit bunten Papiermützen auf den Köpfen, am selben Tisch mit uns saßen, ordentlich Kabau zu machen! Und die Wälge ließen sich auf unsere Kosten Sooler und Röllmöpse kommen, quietschten durcheinander und waren kreuzfidel, und wir auch, wenn ich ja auch zugebe, daß sich an der Wiege solches Urberlinertums die Grazien nicht gerade gedrängt haben. Das Friedchen aber wird immer träumerischer und ernster, kümmert sich nicht um die Kleine neben ihm, bis die es mit dem Tränenschlucksen bekam, und steht endlich auf und geht weg. Einfach in das freie Tempelhofer Feld hinaus. Man sah es durch die Scheiben.

Da folgte ich ihm. Wir standen nebeneinander. Alles war plötzlich totenstill nach dem wüsten Lärm im Bock, frischer Wind statt der schlechten Luft, um uns die Weite. Kaum ein Mensch auf dem endlosen Exerzierplatz. Nur hinten an den Pappeln eine Gruppe Buben und ein Drache hoch in der Luft und in der Ferne unten, im Nebel brodelnd, Berlin.

Ich frug: „Friedchen — was hast du denn?“ — Wir hatten natürlich längst alle mit ihm Schmollis getrunken — und er zuckte die Achseln.

„Ach nichts — ich wollt' eben einmal ein bißchen allein sein!“

„Aber warum denn?“

Er drehte sich zu mir um und wurde plötzlich heftig. Nicht in einer herausfordernden Art — nein, mehr angstvoll — mehr leidend, wie sein ganzes Wesen war.

„Ich . . . ich kann das nicht mit anhören . . .“ stieß er hervor, „. . . wie ihr so seid! Immer, wenn es sich um die Frauen handelt! Ihr entwürdigt das alles so mit euren Witzten! Dann steht es ganz anders aus! Gar nicht so, wie es in Wirklichkeit ist!“

Und nach einer Weile wiederholte er beharrlich: „Ihr entwürdigt die Frauen!“

Ich wollte ihn schonend trösten. „Aber, Friedchen — nun schau dir doch mal die Mädels drinnen im Bock an! So 'n paar richtige Berliner Göhren! Die sind quiettschidel! Die sind nicht gewohnt, erst lange in Watte gewickelt zu werden!“

„Mag sein!“ sprach der Kleine, „Aber so seid

ihr immer! Das ist das Traurige! Ihr habt nichts Heiliges auf der Welt! Ihr tut mir leid!"

Dabei seufzte er und dachte an die Walpurga. Und ich sagte ganz ernst und teilnehmend — denn darin mußte man ihn wie ein rohes Ei behandeln —: „Freilich . . . die Wally — das ist etwas anderes!"

Da glitt ein beglücktes, kindliches Lächeln über sein Gesicht. Ach ja — die Wally! Und während wir weitergingen durch das große, einsame Feld, über das der feuchte Februarwind schon so eine Art Frühjahrsstimmung trug, fing er an zu erzählen: Die Wally müsse hier heraus aus Berlin! Sie fühle das selber und wünsche es. Schon ihrer Gesundheit wegen. Sie schnüre sich so fest und müsse dabei so viel Lichtenhainer Bier trinken — und das könne doch auf die Dauer nicht gut sein — erst den Magen zusammenzuquetschen und dann wieder mit Bier vollzufüllen. Davon sehe sie auch immer so blaß aus. Sie wolle so gerne aufs Land. Und nun treffe es sich so gut: In Schlessien habe sein Vater eine Besitzung, auf die er aber nie hinkomme — eine Musterwirtschaft mit Schweizer Meierei und Geflügelzucht und allen Schikanen. Da könne die Wally eine Unterkunft und Tätigkeit finden — das heißt, eigentlich mehr der Form wegen — hauptsächlich, um sich einmal vor allem zu erholen. Das weitere werde man dann sehen! Auch sei die Gegend katholisch, so daß sie nach Herzenslust beichten könne, was, soweit er bis jetzt gesehen, ihr Hauptvergnügen auf der Welt sei.

„Und wie willst du denn das deinem Alten beibringen?“ frug ich erstaunt.

Der Kleine wurde ein bißchen rot und murmelte dann, es sei ihm so, als würde er bei der Mensur mit dem Mediziner Froböse doch ordentlich etwas abkriegen. Dann würde sein Vater sehr erschrecken und herkommen und in der weichen Stimmung, am Krankenbett, ihm gewiß alles versprechen, was er wünsche.

Und soviel Menschenkenntnis hatte ich als junger Bengel schon, daß ich mir dachte: „Wenn der kleine Settegast sich damit begnügt und nicht seine Familie mit dem Entschluß entsetzt, die Wally zu heiraten, dann kann sein alter Herr eigentlich immer noch froh sein!“ Aber an derlei schien Friedchen gar nicht zu denken, der sonderbare kleine Heilige! Er war wirklich wie ein Märtyrer und die Mensur das Blutopfer, das er seiner Liebe zu der hübschen, blaffen Schützenliesl brachte.

Als wir dies Gespräch hatten, waren schon vier Wochen seit jenem Auftritt im Café Londres vergangen. Die Galgenfrist, die Friedchen vom Tag des Säbelduells trennte, schrumpfte immer mehr zusammen und in gleichem Maße wuchs unsere Besorgnis. Der Kleine hatte wohl inzwischen sich fleißig Mensuren angesehen und wurde nicht mehr gelb, wenn die Haarbüschel unter der Klinge stoben und die dünnen roten Wächelchen behutsam auf der Stirne hervortraten und dann flink und immer breiter werdend übers Gesicht liefen, und der Baukarzt, Arterien-

pinzette und Wattebäuschchen in der Hand, sich den Fall ansah — und auch auf dem Fechtboden hatte er sich emsig geübt. Aber wenn er, die Zähne zusammenbeißend, den schweren Säbel nach allen Regeln der Kunst schwenken wollte, dann war das immer, als führe ein kleines Mädchen eine große Ulmer Dogge an der Leine spazieren. Die Dogge tut eben, was sie will!

Hinausschieben ließ sich die Geschichte auch nicht! Der Mediziner mußte im Frühjahre aus Berlin weg und wollte die Ferien über nach Leipzig zu Verwandten. Er hatte das mit Bedauern melden lassen und dies Bedauern über die ganze dumme Geschichte war bei ihm gewiß aufrichtig. Welch ein Abschluß der akademischen Pausenherrlichkeit für einen hiebseften Burschen, wenn er zum Ende dies Friedchen, diese arme kleine Heuschrecke, vierteilen mußte! Aber er konnte nichts machen! Er war der Beleidigte! Friedchen mußte sich der Sache entziehen! Er konnte sich krank melden — Rheumatismus in der Schulter oder sonst so etwas Unauffindbares, lieber Gott — Vorwände gab es genug, wenn auch keinen schönen . . .

Aber jede Andeutung von derlei traf den Kleinen wie die Berührung einer frischen Wunde. Diese Mensur hing zu unlöslich mit seinem Verhältnis zur Walpurga zusammen. Kniff er — räumte er dem Rivalen das Feld, so war er auch im Café Londres unmöglich. Dann erschien dort der Kandidat Frobose wieder wie früher und brauchte, wie er gedroht, sein Haus- und Faustrecht, um den Gegner vor Wallys

Augen zu erniedrigen. Und sie von dort wegzunehmen, ging dann auch nicht! Denn womit sollte Friedchen dann das Herz seines Vaters rühren? Mit einem klaffenden Säbelhieb machte sich das vielleicht, aber nie und nimmer mit einer durch eine Prügelei in einem Studentenkeller blaugeschwellenen Nase.

Der Mediziner hatte sich in der Tat die ganze Zeit nicht im Café Londres blicken lassen. Friedchen erzählte es triumphierend und er mußte es wissen, denn mit Ausnahme des offiziellen Kneipabends, der nachmittäglichen Fechtstunde und der wechselnden Mensurvormittage brachte er so ziemlich seine ganze Zeit dort zu. Uns allen erschien, nach unserer Kenntnis der Psychologie solcher Liebesidyllen, Froböses Fernbleiben freilich äußerst merkwürdig und des Kopfschüttelns wert. Und ein leiser Verdacht blieb bestehen. Aber eben nur ein Verdacht. Denn beweisen ließ sich nichts.

Nun traf es sich einmal, daß ich und der dritte Chargierte zu einer ungewöhnlichen Stunde, spät Nachmittags, am Café Londres vorübergingen. Wir hatten einem in der Nähe wohnenden Optiker, der uns die Paufbrillen geliefert, aber keine Bezahlung erhalten und daher grobe Briefe geschrieben hatte, zugleich mit dem Geld — noch von Friedchens Tausendmarktschein — die Verrufserklärung unseres Korps überbracht und dadurch, ganz im Gegensatz zu den kleinen Universitäten, wo solch ein Boykott den Betroffenen ein Vermögen kosten kann, nur einen stürmischen Heiterkeitserfolg erzielt. Der Laden-

inhaber, ein dicker Urberliner, lachte bis zu Tränen, seine Frau, seine Kommiss und ein paar Käufer mit! Und der freche Kerl sagte noch: „Wenn mich bloß alle faulen Kunden in Verruf stecken wollten — det wär' jerade wat Scheenes!“ — und wir standen sehr ernst und würdig dabei und entfernten uns mit korrektem Gruß. Aber als wir draußen waren, griff ich ärgerlich nach meiner bunten Mütze. Sie schien mir doch nicht recht für Berlin zu passen.

Und gerade vor dem Café Londres hör' ich nun, wie ein kleiner Junge ruft: „Kiel mal — der is aus Kamerun!“ und sehe den schwarzen Galgenvogel, unseren Korpsdiener Ali, im Begriff, mit einem Bettelchen in seiner aschgrauen Pfote zur Wally hinzugehen. Wie er mich sieht, will er umbrehen, hat also ein schlechtes Gewissen. Ich aber kriege ihn auf der Straße am Schlawittich, nehm' ihm den Fegen Papier ab und lese darauf mit Bleistift gekritzelt: „Morgen Mensur. Ich komme also. Gruß und Kuß. C. F.“

Friedrichs Handschrift war das nicht — die Buchstaben am Schluß paßten nicht zu seinem Namen und zudem: wenn der S. C. — was auch stimmte — Mensur hatte, mußte er doch als Zuschauer dabei sein! Von wem war also das Billet-doux? Ich schüttelte den Negerbengel und ehe der noch mit der Sprache herausrückte, sagte schon der Chargierte neben mir trocken: „C. F. heißt Carl Frobose. Das merkt auch ein Minderbegabter!“

So war es denn auch, und Ali, der Lump, ge-

stand: Ein großer Herr mit vielen Schmissen im Gesicht hatte ihn vor vier Wochen auf der Straße angerebet und ihm eine Mark und drei Zigarren versprochen, wenn er ihm jedesmal Tags zuvor genau mitteile, wann die Pflicht Herrn Settegast und sein Korps zur Mensur rief. Dann schrieb der Herr, der mit vielen anderen solchen Herren in einem großen Hause am Ende der Friedrichstraße — er meinte die Pepinière — zusammen wohne, das auf einen Zettel und er, der schwarze Lämmel, trage den hinüber ins Café Londres. Aber heimlich! Herr Settegast dürfe nichts merken! Dabei hatte das Untier die Frechheit, auch noch zu grinsen, daß man sein weißes Gebiß in der Schornsteinfegerfrage aufleuchten sah, und ich hielt an mich, tat auch, als wäre das ein sehr guter Witz und befahl dem Ali, den Brief drinnen der Walpurga zu geben, aber nichts von der Begegnung mit uns zu erzählen. Und da wir von der Straße aus hineinschauen konnten, so tat er das denn auch und die Wally schöpfte keinen Verdacht, sondern nickte schwermütig und steckte das Blättchen ein.

Wir beide aber, der Chargierte und ich, überlegten lange und ernst. Die Säbelmensur stand jetzt vor der Türe. In drei Tagen sollte sie steigen. Und Friedchen focht jetzt eigentlich noch hilfloser, als wenn er gar keinen Paufunterricht genommen und also die Möglichkeit gehabt hätte, den Gegner durch sein Naturburschentum zu verblüffen.

Nun — dünkte es uns — hatten wir es in der Hand, ein Unglück zu verhindern, indem wir dem

Kleinen die Augen öffneten. Er schlug sich doch nur für die Walpurga und wegen der Walpurga! War er von der genesen, dann trat vielleicht doch noch der erlösende Rheumatismus in der rechten Schulter in sein Recht! Denn so eifrige Korpsburschen wir selber waren — oder vielleicht gerade weil wir es waren — diese Karikatur eines Duells konnte uns wirklich erschrecken . . .

Und so beschlossen wir denn, Friedchen von seinem Idealismus zu heilen.

Am nächsten Vormittag stiegen wir zu seiner Wohnung hinauf — er hauste immer noch in der Pension zwischen den ältlichen Damen und Herren — und allerhand verspätete Weiblichkeit blinzelte uns durch die Türspalten nach. Der kleine Settegast selbst war ganz betroffen und frug, während er seine Höschen anzog und sich zierlich das Haar in der Mitte glatt scheitelte: „Wollt ihr mich denn zur Mensur abholen?“

„Nein!“ sagte ich. „Wir sind für heute beurlaubt und du auch! Komm mal mit ins Café Londres!“

Er widersprach. Wozu denn? Die Walpurga sei nicht da! Sie habe ihm gestern schon gesagt, daß sie, weil er heute vormittag unabkömmlich sei, einmal zur Beichte gehen wolle. Und wir dachten uns beide: Nötig hättest du's, liebe Wally! — Laut aber wiederholten wir: „Komm mit!“ Und der Kleine, der plötzlich ganz blaß und ängstlich geworden war, ließ sich ohne Widerstreben in eine Droschke packen und entführen.

An der Straßenecke vor dem Café Londres stiegen wir aus, gingen rasch darauf zu und öffneten die Türe. Das Lokal war jetzt, so früh am Vormittag, beinahe leer. Nur um den runden Tisch, den Stammplatz des kleinen Settegast, saßen drei oder vier narbengeschmückte Männer, darunter der glattrasierte Schiffsarzt, und neben ihm der Kandidat der Medizin Froböse. Er und die anderen hatten Gläser mit Ungarwein vor sich und lärmten und lachten und rauchten. Und mitten zwischen ihnen kauerte die Walpurga, hatte eine Zigarette in der Rechten und schaute, an die Schulter des Pepins gelehnt, melancholisch und leise ein Schnabahlüpfel summend, in die Weite. Als sie uns sah, stellte sie zitternd das Glas ihres Nachbarn, aus dem sie eben hatte trinken wollen, auf den Tisch und wurde ganz fahl, förmlich durchsichtig vor Schrecken. Anders die Herren. Die waren natürlich korrekt und ließen sich nichts anmerken. Wir begrüßten uns stumm. Dann drehten wir uns auf dem Absatz herum und verließen wieder die Kneipe. Der Überfall war geglückt. Und als wir in einem insamen Nebelgeriesel mit hochgeklappten Rockträgern unseres Wegs schritten, sagte ich nur zu dem Kleinen: „Siehst du, Friedchen — so beichtet die Walpurga!“

Er erwiderte nichts. Wir waren auch stumm. Wir wollten ihm Zeit lassen, das Erlebnis zu verdauen. Dies böse Abenteuer mit seiner geliebten Wally! Wenn man so einfach die Tatsachen aneinanderhält, dann kann man es niemandem verargen,

der Kurzweg urteilt: Welch eine niederträchtige Kreatur! Aber so einfach liegt die Sache doch nicht, und wer das sagt, versteht sich, meine ich, schlecht auf die Weiber. Denen ihr Kopf mag eng sein, aber ihr Herz ist weit und es ist darin für vielerlei nebeneinander Platz, auch wenn es solch einer schwermütigen, vom Leben stiefmütterlich behandelten Schützenliesl gehört — Platz für das Friedchen und für den Mediziner Frobbse — für himmlische und irdische Liebe. — Ja, ich behaupte, daß diese erstere Liebe ganz ehrlich und wahr und die Walpurga dem kleinen Settegaß gegenüber in ihrer Art ganz ohne Arg und Falsch war. Sie fühlte instinktiv: Er sah in ihr, dem armen Geschöpf, eine Art Heilige, und da wurde sie es auch, solange ihr kleiner Freund neben ihr saß und ihre Hand hielt und den Glorienschein um ihren Blondkopf bewunderte, den sonst kein Mensch auf Erden sah und sie selbst im Spiegel auch nicht. Wenn er aber dann freilich weg war — und es kam der Pepin, dann wurde sie eben wieder — sagen wir einfach, ein Mensch wie andere! Menschen sind wir alle. Drum laßt uns milde sein. . . .

Der Märtyrer bei der ganzen Sache, das arme Friedchen, war den Tag über stumm und in sich gekehrt. Er war nicht zornig, nicht einmal traurig — eigentlich nur grenzenlos erstaunt, daß so etwas auf der Welt möglich war. Er begriff das einfach nicht. Wenn man jemanden so rein und herzlich liebte, wie er die Wally, und dann . . . Dabei sah er einen so

wunderlich an mit seinen Kinderaugen in dem altflugen, blassen Gesichtchen — man wußte gar nicht recht, was man ihm erwidern sollte.

Aber endlich, gegen Abend, saßte ich mir ein Herz und sprach also: „Friedchen, — die Güter im Leben sind nun einmal ungleich verteilt. Du bist ein lieber kleiner Kerl und hast viel Geld, aber vom Fechten hast du keinen Schimmer! Deine Gesundheit ist angegriffen! Fahre nach Italien! Da ist's schön! Laß die Säbelsmensur schwimmen! Nachreisen wird dir der Froböse schon nicht, um dich umzubringen! Aber du darfst nicht fechten! Du bist zu schwach!“

Wir waren überzeugt, daß der Kleine sich anstandsshalber eine Weile sträuben und dann doch sang- und klanglos aus unserer Mitte verschwinden würde. An den Gedanken hatten wir uns ohnedies schon blutenden Herzens immer mehr gewöhnt. Es war uns klar geworden, daß aus dem kümmerlichen Käferchen doch nie ein rechter Korpsbursch werden konnte.

Nein! Der kleine Settegast blieb! Mit einer bei ihm ganz ungewohnten Entschiedenheit und ganz lauter Stimme lehnte er unseren gut gemeinten Vorschlag ab: „Schwach bin ich!“ sagte er. „Aber ängstlich bin ich nicht. Die ganze Zeit haben sie heimlich über mich gelacht — die Walpurga, der Froböse und seine Freunde — aber jetzt sollen sie nicht mehr über mich lachen. Ich verachte sie, weil sie mich hinter meinem Rücken betrogen haben, aber mich zu verachten, dazu geb' ich ihnen keinen Grund!“

Also nichts zu machen! Unser Plan war fehl-

geschlagen. Das Schicksal ließ sich, wie immer in der Welt, nicht aufhalten, sondern kam gelassen seines Weges, und am übernächsten Morgen stieg die Mensur.

Draußen im fernen Osten, am Schlesiſchen Tor, hatten wir ein Lokal auffindig gemacht — das Hinterzimmer einer obskuren, ungemütlichen Wirtschaft, in dem sonst wohl der Gesangverein „Reuchhusten“ oder „Halbe Lunge“ oder so was Gutes seine Sitzungen abhielt. Wenigstens mußte erst, außer allen Stühlen und Tischen, auch ein Pianino hinausgetragen werden, und an den Wänden hingen Gruppenbilder von dicken, vollbärtigen Männern mit Bierkrügen in der Hand und einer Fahne im Hintergrund. Dorthin war schon im Morgengrauen das Paßzeug in ein paar vernagelten Kisten hingefahren und unauffällig vor dem Budiker Keller daneben ausgeladen worden, als sei es eine Sendung frischer Apfelsinen. Die bunten Mützen und Bänder brachte der Barbierlehrling aus dem Friseurladen neben unserer Kneipe in einem Marktkorb hinterdrein. Denn unseren Farbenschmuck konnten wir in diesen Straßen natürlich nicht öffentlich zeigen. Das hätte sofort Aufsehen erregt. Darum gingen wir auch nur in einzelnen Gruppen hin, immer je zwei oder drei mit einem Zug der Stadtbahn, und die anderen warteten bis zum nächsten.

So war ich einer der letzten, die ankamen. Das Lokal war schon leer geräumt wie eine Tenne, die Fenster verhängen, so daß man von dem Hinterhof nichts sah, sondern nur undeutlich das Teppichklopfen und eine ferne Drehorgel hörte, und in dem

dämmerigen, unangenehm kalten Raum standen die Leute vom S. C. umher und rauchten und gähnten und murmelten miteinander, und unser dritter Chargierter schraubte eben die scharfgeschliffene Säbellinge in den farbigen Korb und ließ sie stirnrund von dem Hautarzt mit Karbol abwaschen. Ein zweiter Doktor, der Schiffsarzt, hatte auf einem kleinen Tisch eine Unmasse Mull, Binden, Watte und Instrumente aufgehäuft und große Schüsseln mit Wasser bereitgestellt, es roch durchdringend nach Jodoform, kurz — es war ungemütlich. Noch ungemütlicher wie sonst, da es sich um ein Opferlamm wie Friedchen handelte. Und es erfüllte mich mit einer wahren Beruhigung, verstohlen zu hören, wie einer der als Zuschauer erschienenen Mediziner, mit einem Augenwink nach dem verbroffen und gleichgültig dareinblickenden, narbenbedeckten Froböse seinem Nachbarn zutuschelte: „Er will dem Unwurm ja weiter nichts tun! Eine schonende, kleine Abfuhr — dann ist die Chose erledigt . . .“

Inzwischen wurde der Kleine gewappnet. Er hielt sich tabellos tapfer und lächelte zuweilen sogar matt und freundlich. Nicht einmal viel blässer als sonst in den letzten Tagen war er geworden. Aber grotesk war das Bild doch: das feine Gesichtchen mit den mächtigen schwarzen Hautbrillen, das dürftige Körperchen mit dem schweren Lederschurz, das spindeldünne Armchen mit der wuchtigen Waffe, bei der man förmlich fragen mußte: Wo will der Säbel mit dem Kinde hin?

Endlich war alles in Ordnung, die Kreidestriche gezogen, die Sägspäne gestreut und unser dritter Chargierter, der Sekundant, lästet förmlich die Mütze: „Herr Unparteiischer: Ich bitte um Silentium zu einem Gang krummer Säbel mit abgetretenen Sekundanten, ohne Binden und Bandagen, dreißig Minuten, bis zur Abfuhr!“

Der Unparteiische, mit der Uhr in der Hand, wiederholt: „Silentium für einen Gang krummer Säbel mit abgetretenen Sekundanten, ohne Binden und Bandagen, dreißig Minuten bis zur Abfuhr!“

„Und gleich darauf die lauten Stimmen der Sekundanten:

„Auf die Mensur!“

„Bindet die Klingen!“

„Gebunden sind!“

„Los!“

Im selben Augenblick war die Mensur schon entschieden. — die kürzeste und wunderbarlichste meiner langen Praxis. . . .

Friedrich, der wohl wußte, daß seine Kräfte für die Führung der schweren Waffe nur einige Sekunden vorhielten, hatte ganz abenteuerlich einen verzweifelden, sogenannten Sauhieb nach seinem Gegner geführt, der nicht nur diesen selbst, sondern sogar dessen Säbel verfehlte. Statt dessen piff die Klinge des kleinen Settegast leer durch die Luft und mit solcher Gewalt nach unten, daß die Spitze sich wie ein Anker in die Diele einschlug und ihn wehrlos, ehe er die Hand aus dem Korb reißen konnte, festhielt. Fast a tempo

hatte der Mediziner geschlagen und — gegen seine Absicht — dem Kleinen einen schweren Streich über den ungeschützten Kopf beigebracht.

Wir schrieten „Halt!“, die Speere der Sekundanten rasselten dazwischen, Friedchen wankte und fiel um, in die Arme seines Testanten, und unserer Chargierter murmelte, an die Mühe greifend, noch ehe in dem allgemeinen Lärm der Doktor beigeprungen war: „Herr Unparteiischer! Wir erklären Abfuhr!“ Und der Unparteiische rief durch das Getümmel: „Silentium: Mensur ex!“ Nach genau einer Sekunde!

Daraufhin grüßte Herr Froböse, machte ein noch ärgerlicheres Gesicht wie vorher, zog sich rasch an und ging mit seinen Freunden weg. Und wir standen inzwischen nicht ohne Sorge um den Baukarzt herum, der das arme, immer noch ohnmächtige Friedchen verband. Sehr schlimm schien die Geschichte zum Glück nicht. Aber immerhin: Knochensplitter . . . siebzehn Nadeln . . . schwächlicher Patient . . . sofort Krankenhaus . . .

Das taten wir denn auch, brachten Friedchen in eine Droschke, fuhren ihn zur nächsten Klinik und erzählten dort dem du jour habenden Assistenten, unser Freund sei auf dem nassen Pflaster ausgeglitten und mit dem Kopf auf eine scharfe Kante aufgeschlagen. Und der junge Mann, der selbst eine Masse Schmiße hatte, lachte und sagte: „Zawohl, meine Herren! Das kommt vor! Ich glaub' es gern! Aber nun bitte, unter uns: ist es Hieb oder Schuß?“

Kurze Zeit darauf war der kleine Settegast ver-

sorgt, lag in einem weißen Bettchen und war sehr matt, aber außer Gefahr. Wir hielten der Reihe nach Krankenwache bei ihm. Gegen Abend, wie ich kam, hatte er hohes Wundfieber und phantasierte trotz der Eisblase auf dem Kopf fortwährend halblaut vor sich hin. Und immer von der Walpurga! Die Walpurga ließ ihn nicht los! Sein Denken und Trachten war immer noch bei ihr . . .

Um zehn warf mich der Doktor hinaus. Es sei gar nicht nötig, daß immer jemand vom Korps neben dem Patienten sitze! Dem gehe es den Umständen nach ganz gut und ich möge nur am nächsten Morgen wiederkommen.

Den Rat befolgte ich und erschien zusammen mit dem dritten Chargierten. Und als wir in den Flur des Krankenhauses traten, erschrafen wir. Die Türe zu Friedchens Zimmer stand weit offen, das Fenster auch, man hörte erregte Stimmen von Ärzten und Wärterinnen, und sein Bett war leer.

„Um die Ecke kann er doch nicht sein!“ sagte mein Korpsbruder schnell. „Sonst würden sie doch nicht einen solchen Radau machen! Aber was, in aller Teufel Namen, ist geschehen?“

Ja — was war geschehen? Eine schöne Geschichte! Früh um acht schon war Friedchens Pensionsmutter, eine ältliche Dame, die einst die bekannten besseren Tage gesehen, auf der Bildfläche aufgetaucht, — in heller Aufregung natürlich über das unglückliche Ausgleiten auf der Straße, und Gott sei Dank, daß es noch so abgelaufen, und des Gejeters mehr.

Und Friedchen, der stark fieberte, hatte noch gelächelt und ein paar Briefe, die sie von daheim für ihn mitgebracht, in Empfang genommen und, als ihr Geschwabbel immer toller wurde, sie gebeten, ihn allein zu lassen.

Unter diesen Schreiben nun war eines von der Walpurga! Man hatte es zerknittert am Boden gefunden. Eine Krankenschwester gab es mir. Ich seh' es noch vor mir: schlechtes Papier, ein arges Getrübel mit viel Tintenflecken und noch mehr orthographischen Fehlern. Und der Inhalt? Kurz und bündig: Sie, die Wally, werde ins Wasser gehen! Sie bereue es zu tief, daß sie ihn, der immer so engelsgut und so ganz anders wie die anderen zu ihr gewesen sei, belogen habe. Sie sei schlecht. Der Frobose sei auch schlecht. Dessen Freunde auch! Wir vom Corps seien erst recht schlecht. Die ganze Welt sei schlecht, nur er, der Friedchen, nicht und viel zu gut dafür. Er solle sich um die Menschen nicht mehr kümmern und sie, die Walpurga, vergessen. Und sie wolle jetzt in die Spree springen . . .

Nun — wir, die wir nach Meinung der Walpurga so schlecht waren und derlei Briefe und Verhältnisse kannten, wir wußten, daß, wer so etwas schreibt, es nicht leicht tut. Die es tun, die schweigen! Das Ganze war: die Walpurga wollte das Friedchen um Verzeihung bitten — und das meinte sie sicherlich reuig und ehrlich, — und da er ihr auf einen Brief vom Tag vorher nicht geantwortet, war sie, ohne etwas von der Mensur zu ahnen, auf diesen Ausweg

verfallen, um ihn zu sehen. Sie kannte ihn. Sie wußte: Wenn man sein Mitleid wachrief, dann kam er. Denn er liebte sie ja doch noch, trotz alledem! . . .

Und er glaubte ihr die Geschichte von dem Ins-Wasser-gehen! In seinem fieberigen, dämmerigen Zustand hatte er offenbar nur noch den Gedanken: Du mußt fort und ihr Leben retten, ehe es zu spät ist! Jedenfalls war er heimlich aufgestanden, hatte sich mit Aufgebot seiner letzten Kräfte angekleidet und auf unbegreifliche Weise den Ausweg auf die Straße gefunden. Und dabei war draußen ein Hundewetter. Es stürmte und goß in Strömen.

Er mußte sich gleich eine Droschke genommen haben. Hier, vor dem Krankenhaus, in dessen Poliklinik täglich eine Menge Leute von außerhalb behandelt wurden, fiel es nicht weiter auf, wenn jemand mit in Verbände gewickeltem Kopf herauskam, einem Kutscher winkte und davonfuhr.

Wohin — das wußten wir! Wir stürmten ins Café Londres! Jawohl — da war er gewesen, aber, ohne auszustiegen, weiter, nachdem er gehört, daß sich die Wally seit jenem Morgen nicht mehr hier gezeigt habe. Wir ließen uns ihre Adresse sagen und in Eile dorthin! Verschlossene Türe! Niemand antwortete auf unser Klopfen. Die Zimmervermieterin war ausgegangen. Keiner sonst im Hause wußte etwas. Nur der Schuster vorn im Keller erinnerte sich, daß ein kleiner blasser Herr mit weißem Zeug unterm Hut gekommen und bald darauf wieder wegelaufen sei — ganz unsicher und verflört. Nun

suchten wir noch auf der Aneipe. Da war er natürlich auch nicht. Und unser Latein war zu Ende. Wir fanden nichts Besseres, als in die Klinik zurückzukehren.

Schon am Eingang sagte uns der Portier, der Herr sei zurückgekommen und liege wieder in seinem Bette und es ginge ihm sehr schlecht infolge seines unvernünftigen Streichs. Und so war es auch. Friedrichs Wangen waren totenblaß, seine Augen glänzten unheimlich und in seinem Gesicht war ein sonderbarer, nicht zu beschreibender Zug, der uns Angst einflößte.

„Wo ich gewesen bin?“ sagte er matt. „Ich wollte die Walpurga abhalten, ins Wasser zu gehen. Wie ich zu ihr kam, war sie nicht mehr da — nur die Wirtin. Die erschrak vor mir und erzählte mir dann, ja — die Wally habe die ganzen Tage immer geweint und von der Spree gesprochen, und sie sei ein schlechtes Geschöpf. Und sowie es klingelte, sei sie zusammengefahren und habe gehofft, der Herr Settegast stehe draußen. Aber statt dessen sei gestern mittag, bald nachdem sie einen Brief an ihn geschrieben und weggeschickt, jemand anders gekommen, nämlich der Herr Froböse, und habe auf sie eingeredet, endlich von Herrn Settegast zu lassen, der doch nichts mehr von ihr wissen wolle. Zudem sei er eben von ihm schwer abgestochen worden und die nächsten Wochen für niemanden zu sprechen. Da habe sie geäußert und gemerkt, daß es zwischen ihr und ihm zu Ende sei und sie ihn nicht wiedersehen würde, und habe ihr, der Wirtin, ihre Schulden bezahlt und sei

mit ihrem Koffer fort. Nach Leipzig. Dort wolle sie eine Stellung als Kellnerin annehmen. Und in Leipzig gedulde, wenn ihr, der Wirtin, recht sei, ja auch wohl der Herr Froböse seine Osterferien zu verleben! . . .“

„Wie ich das gehört hab’,“ schloß der Kleine, „da bin ich wieder als der Dumme dagestanden. Immer. Und, weiß Gott, ich meint’ es doch so gut. Aber ich finde mich, glaub’ ich, niemals in der Welt zurecht!“

Und dies letzte Wort war wahrer, als er selbst annahm. Friedchen Settegast ist wirklich nicht dazu gekommen, sich in der Welt zurechtzufinden und zu begreifen, daß ein Mensch Mensch und eine Walpurga Walpurga bleibt. Schon am Abend verschlimmerte sich sein Zustand sehr. Er phantasierte. Am nächsten Morgen machten die Ärzte bedenkliche Gesichter, am Abend schüttelten sie den Kopf! Es war kein Zweifel mehr: durch das Herumlaufen in Sturm und Regen hatte er sich die Wundrose zugezogen und seine Kräfte waren der Krankheit nicht gewachsen. Bald blieb kaum mehr eine Hoffnung. Man telegraphierte an seine Familie. Aber sein Vater kam eben nur noch zurecht, um ihm die Augen zuzudrücken. Drei Tage nach jener Ausfahrt lag Friedchen Settegast auf seinem Bett, die Hände gefaltet, mit einem sanften, ernststen Gesicht. Und der alte, grauköpfige Herr kniete davor und schluchzte und wir standen scheu in der Ecke und drehten unser buntes Spielzeug, die farbigen Mützen, in der Hand, und schauten auf den stillen

Kleinen drüben, der für das Weib gestorben war, ohne es zu kennen, und plötzlich, ein so gottverlassener Bengel ich damals auch war, fiel mir das Wort des Apostels ein: Selig sind, die da leiden um der Liebe willen . . .

Mit allem Pomp haben wir dann Friedchen acht- undvierzig Stunden später begraben und warfen dem Kleinen Märtyrer die Erde nach und tranken beim Trauerfrühstücken stehend und tief ergriffen einen Ganzen in memoriam des Kleinen und hingen ein paar Wochen darauf, als das Leben schon wieder in vollem Gange war, sein Bild im Eichenkranz in unserer Aneipe auf. Da hing es lange Zeit und schaute mit seinem feinen, altklugen Lächeln auf uns herunter, wenn unten der Kundgesang brauste: „Bin ein fahrender Schüler, ein wilder Gefell!“ als wolt' es sagen: Ihr tut mir leid . . .

Der Vater hatte das Bild gestiftet. Denn er sah ein, daß wir keine Schuld an dem Unglück trugen. Er war bei dem Begräbnis mit all seinen übrigen Söhnen und Töchtern, lauter guten, runden Alltagsgesichtern, die gar keine Ähnlichkeit mit unserem Friedchen hatten.

Dann gingen wir alle zusammen vom Kirchhof weg. Als ich in den Wagen steigen wollte, bemerkte ich darin einen vergessenen Kranz. Den nahm ich und kehrte um, um ihn noch nachträglich auf den Hügel zu legen. Und da bemerkte ich, wie ich herankam und sonst alles menschenleer war, an Friedchens frischem Grab zwei Gestalten. Die waren erst später

herangetreten, nachdem wir fort waren. Die eine kniete schluchzend am Gitter und der andere stand finster, den Hut in der Hand, daneben. Das waren die Walpurga und der Kandidat der Medizin Froböse — zwei reuige Kinder der Welt, von denen gelten möge, was der Pfarrer in seiner Predigt sagte: Gott verzeihe ihnen und uns allen!

Den Froböse traf ich zehn Jahre später im August in der Schweiz. Auf einem Dampfschiff im Vierwaldstättersee. Wir erkannten uns und kamen ins Gespräch, und er erzählte, die Walpurga sei seit Jahren seinen Augen entschwunden. Er wisse nichts mehr von ihr . . .

Und während er das sagte und wir uns ernst anblickten, in Erinnerung an die Vergangenheit, kam eine hübsche, junge Frau — noch das halbe Kind — zu ihm heran und schmollte: „Aber, Männe . . .“ Und er nahm ihren Arm: „Ja — ja — Mausli — ich komm' schon!“ und griff halbbläselnd an seinen Hut. „Entschuldigen Sie mich . . . aber ich bin auf der Hochzeitsreise . . .“

* * *

Das ist die Geschichte von Friedchen Settegast, wie sie mir beim Anblick der alten vergilbten Photographie gestern abend wieder in die Erinnerung kam. Und warum sie mich so nachdenklich stimmt — beinahe zu einem leisen Grauen? Ich will es dir sagen — und rasch, denn eben biegt der Wagen um die Ecke und das Licht dort ist mein Gutshaus — also:

ich denke an meinen Sohn! Der hat auch so verträumte Augen wie Friedchen, als käme er von Gott weiß welcher Ferne, und schaut auch in sich hinein statt flott hinaus in die Welt . . .

Und dieser Tage soll der Bengel doch in die Welt hinaus! Auf die Universität! Alle Dinge draußen stehen schon und warten seiner und werden ihm zum Segen oder zur Sünde, je nachdem er sie ansieht und angreift.

Und wenn jemand nun die Welt so wunderbar und zimperlich angreift, daß sie auffpringt wie ein gereizter Dickhäuter und ihn dann auch gleich zertrampelt — soll man ihn davor bewahren? Soll man ihm die Augen öffnen, daß er von Anfang an alles Häßliche und Gemeine sieht, soll man ihm die Flügel seines Idealismus beschneiden, nur damit er dann hübsch sicher, voll höhnischen Wissens im Troß der anderen mit auf dem platten Boden hinwandert — nein — ich tu's nicht! Ich lasse meinen Jungen, wie er ist! Ich nehme ihm nichts!

Und ich spreche zu ihm: Zieh hin, mein Sohn! Lebe dein Leben! Erlebe dein Leben! Werde, der du bist! Und bist du's ganz geworden und bist du Sieger, dann mißachte die nicht, die wie das arme Friedchen am Wege sterben, sondern danke dem Schöpfer, daß er dir mehr Kraft gab und du mit dem Weisen sagen kannst: Was mich nicht umbringt, macht mich stärker . . .



Es war ein alter König



I

Es erfolgte ein Blitz, ein heftiger Knall und Erzellenz von Braunscheidt war mit Magnesiumblitzlicht photographiert — in der einem Würdenträger des preussischen Staates zukommenden Haltung: im Lehnstuhl vor dem breiten Arbeitstisch, hinter Stößen von Akten und allerlei Papierwerk verschanzt, das Gesicht ernst, streng, dienstlich, — so wie man eben hohe Beamte und andere zeitgenössische Größen in den illustrierten Blättern dem Publikum vorführt.

Zwei Männer trugen im Lauffschritt den Sack, der die Dampfwolken des Apparats auffing, durch das Zimmer auf den schneebedeckten Balkon hinaus, wo er, unheimlich wie eine Lydbitbombe vor sich hin dünstend, langsam seinen giftigen Qualm entlud, und der Photograph richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf.

„Hoffentlich ist die Aufnahme gelungen! Erzellenz waren leider etwas unruhig!“

Am Schreibtisch begannen die bläulichen Schleier einer Savanna aufzusteigen und eine tiefe Bassstimme grollte: „Warum setzen Sie mich auch in solch eine blödsinnige Postur? Ich kann nicht feierlich anschauen! Die Natur hat mir's versagt. Ich wär’

besser mit den Händen in den Hosentaschen dagestanden!"

„Aber, Excellenz — gerade bei einer so mächtigen Erscheinung wie der Ihrigen — stehend geht das nicht! Es kommt zu wuchtig heraus — zu gewaltfam, wenn ich das sagen darf. Der Photograph muß da ein wenig mildern!“

„Ach was! Sie hätten mich im Jagdwams photographieren sollen, in hohen Wasserstiefeln, die Entenfinte über dem Rücken — da ist mir wohl!“

Es wurde dunkel vor dem Fenster. Die Gestalt Herrn von Braunscheidts hob sich breitschulterig, alles mit ihrem Riesenwuchs überschattend, in die Höhe.

„Na — was ist denn noch? Verlieren Sie Ihre Zeit nicht! Wen nehmen Sie denn jetzt nach mir auf? Eine Ballerina? Eine Mißgeburt? Ein Kalb mit zwei Köpfen? Einen Minister? Schöne Gesellschaft, in die man bei Ihnen kommt!“

„Verzeihung, Excellenz . . . aber . . .“

„Wollen Sie mich etwa noch auf dem Kopf stehend photographieren? Oder in Schwimmbosen? Oder was?“

„Nein. Aber Excellenz im Kreise der Familie!“

Es wetterleuchtete kurz in den stahlfarbigen Augen des Hünen, die gebieterisch sein gebräuntes, grimmig geschnittenes Gesicht mit dem eisgrauen Schnurrbart beherrschten. Dann räusperte er sich tief: „Meine Familie? Wen denn alles? Ich hatt' eine Frau — die ist tot! Ich hab' einen Sohn, der ist in Afrika oder vielmehr, er kommt heute zurück, und ich

muß bald weg und auf die Bahn, ihn holen — und weiter . . . na — meinetwegen . . . wir sind nun mal dabei!”

Dabei hatte er eine Lüre geöffnet. „Jutta!“ schrie er in seinem tiefen, dröhnenden Bass hindurch. „Juttaaaa!”

Und gleich darauf antwortete eine helle Stimme: „Ja! Ich komm' schon!”

Der Photograph verbeugte sich vor der hochgewachsenen, schlanken Blondine, die in das Zimmer trat, noch Hut und Muff von dem Spaziergang her in der Hand, und sich dann verwundert umsah.

„Was ist denn los?”

„Photographiert wird hier! Hab' ich's dir nicht gesagt? Na — dann hab' ich's vergessen! Ja — schnupper' nur so in der Luft herum. Das ist das Magnesiumblitzlicht, mein Kind! Das kommt von der Berühmtheit! So niederträchtig stinkt es nur bei Erzellenzen! Na — nun stellen Sie also mal rasch die Familiengruppe! Was sollst du in die Hand nehmen, Jutta? Einen Gedichtband mit Goldschnitt? Nein, lieber Herr — derlei lesen wir nicht! Wir studieren die Reichstagsverhandlungen, die Rangliste, den Gothaer Almanach, Blau-, Grün- und Gelbbücher, das ist unser Fall! Aber Sentimentalität . . . höre, Jutta: lasse die Arme einfach lose sinken! Dann wirkst du am stillvollsten! Und ich bitte dich, Kind, mache nicht diese undurchdringliche Miene, als ob alle diplomatischen Geheimnisse von Europa um deine Lippen schwebten! Es ist ja noch

nicht so schlimm! Du bist ja noch nicht Reichskanzler.“

Der Photograph trat zurück, um die Beleuchtung zu prüfen. Die Wintersonne schien hell von der Seite auf die beiden ausdrucksvollen und voneinander so verschiedenen Menschenköpfe — das grimmig-herrische, von sarkastischem Humor durchwetterte Antlitz des alten Würdenträgers und daneben, ihm bis weit über die Schulter reichend, ein kluges, junges, schönes Gesicht mit glänzendem Blick und lebhaften Lippen — aber alles von lächelnder Selbstbeherrschung geglättet und nach außen verschlossen in liebenswürdigster Weltgewandtheit. Und ebenso waren ihre Bewegungen. Leicht und elastisch, aber von einer Zurückhaltung, die gar nicht zu ihren zwanzig und etlichen Jahren stimmte.

Man mußte sich in diese Füge hineinschauen, bis man sie schön fand. Dann hielten sie einen fest. Es war eines der Gesichter, die man nicht wieder vergaß.

Wieder folgte Blitz und Knall, wieder trugen die Diener im Eilschritt den zugeschnürten Giftsack hinaus. Dann tauchte der Photograph unter seinem schwarzen Kopfüberwurf auf und sagte, die Sitzung beendend: „Danke gehorsamst, Excellenz! Danke sehr, gnädiges Fräulein!“

Sie neigte ein wenig das blonde Haupt und lachte leise und belustigt. Der Hüne aber brummte, die Arme reckend: „Hörst du, Jutta? Er sagt Fräulein! Alle Welt sagt Fräulein! Kein Mensch will

glauben, daß du meine Frau bist und nicht meine Tochter! Meine zweite Frau!" wandte er sich zu dem Photographen. „Entschuldigen Sie sich nicht erst. Ich sage Ihnen ja: Das Mißverständnis ist chronisch! Ich trag' es mit dem Gleichmut des Weltweisen.“

Der Photograph und seine Gehilfen packten ihre Geräte zusammen und empfahlen sich. Nur ein junger Mann blieb zurück.

„Und Sie?“ forschte Herr von Braunscheidt, ihn durch den Zigarrenqualm betrachtend, in wenig gastlichem Ton. „Ich sehe schon — Sie haben den Bleistift gezückt. — Was wünschen Sie zu wissen? Einige Begleitdaten zu den Bildern? Verehrter Herr: Lesen Sie im Kaffeehaus die nächste Zeitung — je linker, desto besser! Da finden Sie schwarz auf weiß gedruckt, was ich für ein schauderhafter Reaktionsär bin! Nicht zum sagen! Ein Kerl, der längst schon zu allgemeiner Befriedigung den Staatsdienst quittiert und sich öflich der Elbe auf seine Güter in Winterschlaf begraben hatte, weil es ihm langweilig wurde, daß ihm immer der Bopf dahinten hing, und er sich dachte: ‚Viel Geheimräte und wenig Wolle!‘ — und der nun plötzlich wieder nach Berlin zurückgekehrt ist und aus eitel Tücke und Bosheit in der Wilhelmstraße als Ur-, Stoc- und Altpreuße weiterarbeitet! Denn das bin ich! Darauf bin ich stolz. Wenn ich in Peking Mandarin wäre statt in Berlin, ich schloffe mich sofort dem äußersten rechten Flügel der altchinesischen Rückschrittspartei an!“

„Exzellenz haben diesen Standpunkt ja auch im Reichstag oft genug betont!“

„Ja. Im Reichstag bin ich auch!“ sagte der Hüne melancholisch. „Meine Bauern tun's nicht anders! Ich hab's den Löffeln oft gesagt: Kinder, laßt mich in Frieden! Glaubt mir, die Politik verdirbt nicht den Charakter, aber den Verstand! Viel Reden macht dumm, viel Zuhören macht dümmer! Besser, in Ostelbien sein eigenes Strohdach flicken, als in Berlin fremdes Stroh dreschen, und lieber daheim eigenen Kohl bauen als hier fremden anhören . . . Was für Notizen wünschen Sie weiter? Über meine Frau Gemahlin? Lieber Herr . . . meine Frau interessiert eigentlich die Öffentlichkeit gar nicht! Aber da steht sie! Sie ist doch groß genug. Sehen Sie sich sie an! Sie ist geimpft, nicht vorbestraft, im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte, hat blondes Haar und bläulich-gräuliche Augen . . . genügt das? Oder was steht sonst noch zu Diensten?“

Dabei manövrierte er, wie absichtslos, mit seinem Riesenkörper derart, daß er, alle Flankenbewegungen und Ausweichversuche des Interviewers geschickt abfangend, diesen in scheinbarer Zerstretheit unerbittlich zur Türe hindrängte. „Weitere Familie hab' ich nicht!“ sagte er. „Mein Sohn kommt erst in einer Stunde aus Afrika zurück. Da Sie schon so eifrig stenographieren — vergessen Sie in Ihrem Bericht über das, was Sie hier in der Höhle des Löwen erlebten, die einzige Lichtseite meines Charakters nicht, — nämlich, daß ich der Vater des berühmten

Forschungsreisenden Arvid von Braunscheidt bin, des Mannes, der jetzt eben auf unbetretenen Pfaden Afrika durchquert hat!"

„Ich bin selbstverständlich unterrichtet, Excellenz! Alle Zeitungen sind ja davon voll!"

„Na schön! Und nun — Ich sehe, Ihr Wissensdurst ist noch groß — aber mein Hunger ist größer! Sie haben noch viel auf dem Herzen, aber ich habe noch nichts im Magen, und es ist eine kleine Schwäche von mir: Ich denke immer zuerst an mich, dann an nichts, dann an die anderen! Das ist eine gesunde Reihenfolge! Bitte, keinen Dank! Keine Heuchelei! — Na — hat mich außerordentlich gefreut! Gott befohlen!"

Er lachte herzlich, wurde dann plötzlich ernst und schloß sorgfältig, als gelte es einen gefährlichen Feind fernzuhalten, die Türe. „Es ist schrecklich, Jutta!" schrie er in das Nebenzimmer. „Das ist keine Wohnung mehr, sondern ein Asyl für Obdachlose! Eine Bassermannsche Gestalt gibt der anderen die Klinke in die Hand. In einer Straßenlaterne sitzt man gemütlicher! Wer will, bleibt stehen und schaut, was bei uns zu Mittag gekocht wird, und bringt es ins Blättchen! Was ist denn los?" Er trat in den anstoßenden Speiseraum, wo seine junge Frau auf einem Schemel vor der Teemaschine kauerte. „Was brodelt du denn da zusammen?"

„Da schau' hin, Ottfried! Du hast noch nicht gefrühstückt! Um elf Uhr Morgens!"

Er nahm behaglich an dem Tische Platz. „Dann

werde ich eben jetzt! Ich hab' bis um zehn Uhr geschlafen. Ja, mein Lieb, — du tanzt die Nächte durch und ich arbeite! Ich qualme und büffele bis zum Morgengrauen über den Akten und du bist heute wieder ungefähr um dieselbe Zeit von deinem Wohltätigkeitsball heimkutschiert gekommen, recht wie ein Bruder Lieberlich! Sei still! Ich hab' dich wohl gehört. 's ist die verkehrte Welt! Der Mann sitzt zu Haus und die Frau schleicht sich auf den Fußspitzen heim, um keine Gardinenpredigt zu bekommen! Kriegst auch keine! Tanze, mein Herz, tanze! Schlage dir deine Jugend um die Ohren! Genieße dein Leben, wie du's verstehst! Was macht denn unsere große Mandarinenabfütterung morgen?"

Sie nickte. „Es ist alles in Ordnung! Selbst ein Feinschmecker wie Neumeister soll keinen Stoff zum Medifizieren finden. Es steht übrigens schon gedruckt.“ Sie sprang auf und holte aus ihrem Muff eine Zeitung. „Da lies einmal: ‚Ezzellenz von Braunschmidt und seine Gemahlin, die durch ihre klassische Schönheit berühmte junge Frau von Braunschmidt, geben morgen ein größeres Herrendiner, zu dem dreiundvierzig Einladungen . . .“

„. . . na, und so weiter!“ Er legte das Blatt zur Seite. „Daß du schön bist, das braucht mir nicht erst dieser Anonymus zu sagen. Und daß du Feste veranstaltest, das weiß — unter anderem — mein Bankier.“

Sie lachte. „Weißt du, was mir die Prinzessin Amalie eben sagte? Sie rebete mich unter den Linden

an. „Sie sind ja wie ein Meteor an unserem Gesellschaftshimmel aufgetaucht, meine liebe Excellenz!“ sagte sie.“

„Eigene Worte Ihrer Hoheit!“ sprach der alte Hüne melancholisch. „Na — und dann?“

„Dann hab' ich gleich darauf Onkel Klaus getroffen — du weißt, das große Tier! Dem hab' ich nahegelegt, sich so hinten herum ein wenig für meinen Schwager Oskar zu interessieren, daß er mal von Mex nach Berlin versetzt wird! Er kann's!“

„Und was hat der Alte gemeint?“

„Er hat mir die Hand geküßt und erklärt, einer so schönen Frau könne man nichts abschlagen!“

„Immer das alte Lied!“ sagte Herr von Braunschweig gottergeben. „Alle finden sie dich schön, alle! Allen verdrehst du die Köpfe, kühl bis ans Herz hinan. Ich muß doch einen guten Geschmack haben. Aber das muß man dir lassen: Du nützt deine Macht! Für dich und die Deinen!“

„Nun ja! Wenn man schon in Berlin an der Quelle sitzt —!“

Bei dem Wort „Berlin“ verfinsterten sich seine Züge. „O Jutta!“ seufzte er. „Warum haben sie mich ausgegraben? Ich war schon so schön im Winterschlaf wie der Bär im Bau. Da kommen sie mit Spieß und Stangen über mich und schleppen mich im Triumph in die Wilhelmstraße. Da helfe ich nun den anderen Tintenfischen die politischen Gewässer trüben. Und du bist schuld daran!“

„Ja,“ erwiderte die schöne Excellenz gelassen.

„Und in der ‚Ja‘- und ‚Nein‘-Maschine, dem Reichstag, sitze ich auch! Denke nur, wenn wir statt dessen jetzt im Schlitten über unsere eigenen Felder fahren und unseren eigenen Hasen das Lebenslicht ausblasen könnten.“

„Dann würde ich aus Respekt vor dir gewiß mein Gähnen unterdrücken!“

Er war etwas betroffen und schaute sie lange an. „Ein eigenes . . . eigenes Volk seid ihr Menschen!“ sprach er dann langsam. „Ich glaube — du nimmst das alles hier, Rang und Amt und Würden, ganz ernst?“

„Und ob! Und du wirfst dich auch schon noch hineingewöhnen!“

„Du meinst, ich versimpel schließlich auch unter den anderen Staatschamorrhoidariern! Sehr glaublich, meine Tochter, sehr glaublich! Aber dann bitte keine Vorwürfe! Du hast's gewollt! Und hast's erreicht, wie alles, was du willst! Da sitzen wir mit Gottes Hilfe als frischgebackene Exzellenzen und machen beim Teetrinken diplomatische Gesichter! 's wäre ja auch ganz schön! Aber — aber — ich passe nicht hierher!“

„Denn sieh mal: — danke, mein Kind!“ Er nahm eine Buttersemmel aus ihren Händen. „Ich bin eigentlich ein naiver Mensch! Das ist meine Sünde! Die Sünde wider den Geist der Wilhelmstraße! Ich bin so naiv, daß ich die meisten Leute in meiner Unschuld für Esel halte, und wenn sie das einmal merken, geht's mir schlimm!“

Er lachte und dabei veränderte sich plötzlich sein Gesicht. Es verjüngte sich. Es wurde listig und verschlagen. Es paßte gar nicht mehr zu der schweren Masse dieses Körpers. Und seine schöne junge Frau dachte bei sich: Es ist doch ein großes Glück, daß Ottfried sechs Fuß lang ist und über zwei Zentner wiegt! Das beruhigt die anderen! Über solche Kolosse grübeln sie nicht weiter nach und ahnen nicht, wie klug er ist! Und glauben ihm, wenn er sich auf den treuherzigen, schlichten Wetter vom Lande aufspielt, er, der Feinste und Hinterhältigste von allen!

Und laut sagte sie: „Ach, Ottfried! Wenn du nur nicht so schrecklich faul wärst!“

Herr von Braunscheidt kaute phlegmatisch mit beiden Backen. „Die Faulheit, meine Tochter, war bisher mein Glück im Leben. Mein Hemmschuh, wenn ich den Deubel in mir rumoren fühlte — und zwar oft gründlich! — das kannst du mir glauben! Und schließlich hab' ich meinen Deubel in Ostelbien ganz an die Kette gelegt und das Gut meiner Väter übernommen und hab' gelebt, wie man leben soll . . . draußen in Gottes freier Welt — gesund und stark und zufrieden — unter sich den Gaul und seine eigene Scholle, über sich den weiten Himmel und dort, hinterm Wald, sein Haus und seine Lieben! Siehst du wohl, mein Kind — da war der Deubel schon um seinen Anteil geprellt!“ Er leerte in großen Zügen seine Teetasse und schaute über den Rand hinüber nach seiner Frau. „Du hast den Kerl wieder losgelassen auf seine alten Tage, mein blondes

Herz! All mein schöner Gleichmut ist dahin — durch dich! Und nichts dagegen zu machen! Du tust, was du willst! Und ich gehorche! Nie war ein Mann so unter dem Pantoffel! Nie war ein Mann so verliebt!“

Sie lachte leise und bot ihm, sich vom Tisch erhebend, mit einer beinahe kindlichen Kopfneigung die weiße Stirne zum Kuß. Dann trat sie weiter zurück und begann, eine Anzahl frischer Blumen, die sie von ihrem Ausgang mitgebracht, in den Vasen und Gläsern der Zimmer zu verteilen.

Er sah ihr tiefsinnig zu. „O du Verschwenderin! Blumen im Januar! Was soll denn dies junge Gemüße?“

Sie ordnete mit leichter Hand und prüfendem Blick die Lilienstengel und Fliederbüsche weiter. „Ja — du denkst natürlich nicht an derlei! Aber meinst du, ich lasse es geschehen, daß Arvid heute heimkommt und sein Vaterhaus ganz ohne Schmuck vorfindet — gerade, als ob man ihn gar nicht erwartet hätte?“

„Ach, Kind! Du kennst Arvid noch nicht! Der — Rosen und Veilchen!“

„Wenn er es nicht sieht, ist es seine Sache! Dann hab' ich meine Pflicht getan!“

„Ja, Pflicht!“ Der Hüne stand schwerfällig auf und ging zu ihr hin. „An das Wort möcht' ich gerade mal anknüpfen, Jutta, ehe ich jetzt geh' und Arvid vom Bahnhof abhole! Schau . . . 's ist ja für ihn auch nicht leicht. Er betritt da meine Schwelle

und findet alles . . . alles so anders — als er gewohnt war, kann ich nicht sagen. Denn er war ja nie daheim. Er verstand es, sich selten zu machen bei denen, die ihm das Leben gegeben haben. Ueberhaupt . . . in Empfindsamkeit plantschen — das ist seine Sache nicht! Das wirst du bald merken! Aber immerhin: Er ist mein Sohn und hat als ersten Gruß nach seinem Wiederauftauchen aus dem dunkelsten Afrika an der Küste einen Brief von mir bekommen: „Mein lieber Arvid! — Undurch teile ich Dir mit, daß ich mich inzwischen auf meine alten Tage zum zweiten Male verheiratet hab'!“ Na — und so weiter! Ich mußte ja: Arvid faßt so etwas vernünftig auf. Er kümmert sich nicht viel darum, was andere Menschen tun, auch nicht, wenn dieser Mensch sein Vater ist. Es ist ja nur die erste Begegnung. Er taut so schwer auf. Er geht so schwer aus sich heraus. Du mußt ihm zu Hilfe kommen! Sei lieb mit ihm! Es ist nicht leicht! Das sag' ich dir! Aber laß dich die Mühe nicht verdrießen. Betrachte es als deine Pflicht! Um meinetwillen!“

„Ich versprech' es dir! Ich will alles tun, was ich nur vermag!“ Dabei klang ihre Stimme wärmer als sonst und ein aufrichtiger Ernst schimmerte durch die glatte Oberflächlichkeit ihres Wesens hindurch, auf der sonst die Eindrücke von außen leicht hin wie Schaumspritzer über den Wasserspiegel rasch wechselnd und vergehend hinliefen.

„Er trifft ja ohnedies ein schönes Willkommen!“ fuhr Erzellenz von Braunscheidt grollend fort. „Da

plackt er sich nun im Schweiß seines Angesichts in Afrika, macht dem deutschen Namen Ehre, tut, was er kann — und hier bewersfen ihn ein paar Kerle, ehe er aus dem Coupé steigt, schon mit Drucker-schwärze! Infam ist das Zeug!“ Er blickte düster in einen Winkel seines Arbeitszimmers, wo einige von wuchtiger Faust zu Knäueln zusammengeballte Zeitungsbogen lagen. „Infam! Aber ich kriege den Skribifax! Ich fass’ ihn am Genick und beutele ihn wie eine Ratte!“

Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen. Jutta legte ihm die Hand auf den Arm. „Ottfried — du sollst dich nicht aufregen! Der Arzt hat es so streng verboten!“

Er schaute zärtlich zu ihr hinab und tätschelte ihr die Wange. „Ich bin ja auch schon wieder friedlich! Ein Mensch wie ein Kind! O — du Schlingel — das machst du aus mir!“ Er blinzelte listig und tippte ihr mit dem Zeigefinger gegen die schmale Stirne. Ich möchte nur wissen, was eigentlich dahinter steckt! Mir ahnt immer: Ich kenne dich noch lange nicht, mein blondes Herz!“

„Was ist denn Großes an mir zu kennen?“ sagte sie unbefangen.

„Ein Rätsel ist nicht groß und nicht klein — es ist eben ein Rätsel. Und wenn es lange Haare hat, hat sich schon mancher die Zähne daran ausgebissen! Sag mal — hörst du nichts? Natürlich — das ist eine Stimme von offiziöser Heiserkeit im Flur! Stössel-Stier, mein melancholischer Hausknecht! Der bringt

mir Nachricht über die Artikel gegen Arvid. Ein gräßlicher Kerl — dies hinkende Gewissen aus der Wilhelmstraße! Wie er schon ausschaut — mit seinen Bartstoppeln und der großen Glaze! Ein Katilinarier, der eine große Zukunft hinter sich hat!"

„Muß man solche Leute eigentlich haben?“ fragte die schöne Exzellenz.

Der listige Kede nickte und rauchte. „Man muß! Jedes Haus hat seine Hintertreppen und Hintermenschen! Und wenn das Haus in der Wilhelmstraße steht, dann erst recht! Und als Preßmamelucke ist er gut! Meine Tintenkulis — die hält er mir in strenger Zucht . . . Herein! . . . Morgen, lieber Freund! Eben sprachen wir von Ihnen! Zigarre? Sehen Sie sich! Meine Frau hört zu — wie gewöhnlich! Also — quid novi ex Africa?“

Der Offiziosus räusperte sich und blickte nach den Papierknäueln in der Ecke. „Exzellenz: die Sachen dort hat also ein Doktor Belling geschrieben!“

„Belling! Belling! Wer ist das?“

„Ein wohlhabender Mensch, der früher mal drüben in Afrika an der Küste herumgebummelt ist und von Ihrem Herrn Sohn, wie es scheint, nicht ernst genommen und ziemlich schlecht behandelt wurde. Nun rächt er sich und schimpft!“

„Und wer fände da bei uns kein Publikum!“ Der alte Riese schlug ein Bein über das andere und lachte. „Wir sind nun einmal eine Nation von mißvergünstigten Edeln! Was meinst du, Jutta? Arvid soll ihn verklagen? Mein Kind — du bist jung und

hizig — ich bin alt und weise und sage darum: Abwarten! Inzwischen halten Sie unsere Dunkelmänner noch an der Leine, lieber Stöffel-Stier! Nicht zu viel entrüstete Druckerchwärze und sittlich empörtes Holzpapier als Antwort! Es ist noch zu früh.“

„Sehr wohl, Excellenz!“ Stöffel-Stier verschwand still, wie er gekommen.

Auch sein Brotherr rüstete sich zum Aufbruch. „Na — Adieu, Schatz! Nun hol' ich mir meinen Sohn! Und du bist tapfer und lieb! Und klug wie immer, du kluges Buch mit sieben Siegeln, und empfängst uns recht herzlich, damit der arme wilde Mann recht bald aufstaut! Auf Wiedersehen!“

Er küßte sie und eilte die Treppe hinab. Das Stiegenhaus krachte unter der Wucht seiner Tritte. Dann fiel unten die Türe dröhnend ins Schloß.

Sie sah ihm nach. Seine mächtige Erscheinung, noch gehoben durch den schweren Pelz und den hohen Zylinder, beherrschte weithin die Straße. Er ging rasch, in straffer Haltung wie ein junger Mann.

Und doch war ihr Gesicht ernst und besorgt. Gerade diese Eile, diese nervöse Lebhaftigkeit, diese sprudelnde, in ihrem Überschwalm einander überschießender Gedanken und Einfälle leise, von ferne an das Greisenalter mahnende Sprache — das alles schien ihr die Unrast eines Menschen, der selbst fühlt, daß er nicht mehr viel Zeit im Leben zu verlieren hat.

Aber sie wußte: Er blieb aufrecht! Dank ihr! Durch sie! Es war neue Jugend in ihm wie starker

Wein — die große Liebe seines Lebens. Die hatte ihn wachgerüttelt aus dem grimmigen Phlegma, mit dem er sich, im Besitze seines trotzigen, überstarken „Ich“ die langen Jahre auf der ererbten Scholle vor der Welt abgeschlossen hatte und allgemach einzuschlafen drohte.

Und lässig, die gewohnte kühle Ruhe auf den schönen Bügen, trat sie in das Zimmer zurück, um die letzten Vorkehrungen zum Empfang ihres Stiefsohns zu treffen.

II

Auf der Straße sah Erzellenz von Braunscheidt einen kleinen alten Herrn auf sich zukommen, gleich ihm im Pelz und Zylinder, und darunter ein verunzelter Fuchsgesicht, das schläfrig zur Begrüßung nickte.

Er und sein Amtsgenosse, Herr von Neumeister, waren Freunde. Sie kannten sich von ihrer Jugendzeit an und trauten einer dem anderen nicht über den Weg. Der erste dachte: Wenn ich einmal in die unterirdischen Minen meiner Gegner hineinleuchten könnte, würde ich sicher im dunkelsten Winkel auch den guten Neumeister sitzen finden — und der zweite sagte wieder bei sich: Hoffentlich ist der alte Braunscheidt heute nicht zu niederträchtig herzlich zu mir! Das ist immer ein böses Vorzeichen! Und so schritten

sie beide, der Große und der Kleine, friedlich im Gespräch dahin und waren ein Herz und eine Seele.

„Heute laufe ich endlich mal nicht zwischen Wilhelmstraße und Reichstag hin und her wie der Eisbär im Käfig!“ sagte die alte Exzellenz behaglich. „Ich habe mich für heute freigemacht. Morgen freilich heißt es wieder: Mit den Geheimräten muß man heulen! Und sich bei Leibe nicht mit dem seligen Orenstierna darüber wundern, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird. Aber jetzt geh’ ich und hol’ mir meinen Sohn!“

„O!“ sagte der Kleine erfreut. „Mein Glückwunsch!“

„Danke! Mein Sohn — siehst du — das ist ein ganzer Kerl! Der tut, was ich hätte tun sollen — er macht unseren ehrlichen alten Namen berühmt in aller Welt . . .“

„Ei — und ob!“

„Und trotzdem — Schau — ich war ja fest überzeugt, ich seh’ ihn nicht wieder! Na — das wäre der Lauf der Welt! Ein Mann muß auf seine Fassion selig werden und schließlich ist das ganze Leben ungesund. Am Ende stirbt jeder daran! Na — und nun ist Arvid doch gesund wieder da und ich freue mich ja, wie man sich nur als recht-schaffener Vater freuen kann. Aber: Ich bringe ihm nicht mein ganzes Herz mit auf den Bahnhof! — Ich hab’ noch einen Teil zu Hause gelassen — die größere Hälfte! Und das drückt mich ein bißchen nieder. Es gibt mir ein schlechtes Gewissen! Es

stimmt nicht zu meinem Alter! Mir ist, als hätte ich kein Recht mehr darauf!"

"Sei unbeforgt!" sagte Herr von Neumeister. „Denke dir einmal, dein Sohn wäre jetzt eben verheiratet und verliebt, statt dir . . .“

„Arvid? Das passiert dem nicht!“

„Aber wenn — glaubst du, daß er dann Augen und Ohren für dich haben würde?“

Diese Erwägung beruhigte die graue Exzellenz. „'s ist ja wahr!“ meinte er leichtthin, in einem veränderten Ton. „Danke für den kalten Wasserstrahl und adieu! Ich muß jetzt hier links hinein. Und hör mal!“ Er blieb stehen, faßte seinen Freund am Rockknopf und dämpfte vertraulich seine Stimme. „Bieber alter Neumeister . . . intriguiere doch nicht immer in der Wilhelmstraße so gräßlich gegen mich!“

„Ich?“ sagte der kleine Herr verwundert.

„Na — laß mal gut sein! Wir hauen ja beide in die gleiche Kerbe! c'est le métier! Aber eine Weile könnten wir uns schonen! Was? Wenn wir uns wieder wie zwei schwarze Maulwürfe in unseren unterirdischen Gängen begegnen, dann blinzeln wir uns verständnisinnig an und buddeln uns rücksichtsvoll seitwärts an einander vorbei! Hand darauf? Schön! Na, Morgen!“

Er eilte in langen Schritten die Straße zum Bahnhof hinab und kam gerade noch zurecht. Auf der Treppe begegneten ihm schon die ersten Reisenden. Er drängte sich hindurch. Oben, im Getümmel vor

dem eben eingefahrenen Zug blieb er, mit seiner Riesengestalt die Menge ringsum überragend, stehen, fürchte die Brauen und blickte suchend umher.

Da trat jemand vor ihn hin und musterte ihn, die Lider unter dem Zwicker zusammenkneifend, mit der Unsicherheit des Kurzsichtigen. Dann sagte er ganz gelassen, als hätten sie sich gestern abend zum letzten Male gesehen: „Guten Tag, Papa!“

„Arvid, mein Junge . . .“ Der alte Neffe schloß seinen Sohn in die Arme. So blieb er stumm eine Weile, unbekümmert um die Vorübergehenden. Dann räusperte er sich mit einem tiefen Aufatmen: „Na also!“ und tat einen Schritt zurück, um dem anderen ins Gesicht zu schauen.

Arvid war etwas kleiner wie er, viel schmaler in den Schultern und hager von Gestalt. Seine Haltung ließ den früheren Offizier nicht erkennen. Er ging etwas vornübergebeugt und sein herrisches, bleiches Gesicht erinnerte mehr an den Schreibtisch als an Afrika. Es lag darin das Rechthaberische, das Herausfordernde eines geistigen Kämpfers und Besserwissers. Man mußte schon genau hinblicken, um unter dem kurzen Schnurrbart im Spiel der Mundwinkel die ruhende Willenskraft, hinter den Augengläsern die leidenschaftslose Härte eines Mannes der Tat zu erkennen.

„Na — nu komm!“ sagte der Alte und schob seinen Arm in den seines Sohnes. Er tat jetzt auch, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen. „Wie geht's dir denn?“

„Danke! Hör mal: Wer sind denn eigentlich diese Kerle hier, die gegen mich eine Art Kesseltreiben vorbereiten — wegen angeblicher Greuel in Afrika?“

„Na — laß mal gut sein! Darüber reden wir noch! Das hat doch noch Zeit!“

„Zeit?“ Arvid stieg, sich leicht auf einen Stock stützend, neben seinem Vater die Treppe hinab und schlug unten den Mantelkragen hoch, um sich gegen die ungewohnte Winterluft zu schützen. „Habt ihr hier immer noch fortwährend Zeit? Ich nicht!“

Er sprach stoßweise, abgebrochen. Die Sätze kamen wie fortgesetzte Entladungen einer aufgespeicherten Energie heraus, die in seinem Inneren ruhte. Dabei glitt sein Blick zerstreut über das Getümmel am Bahnhof hin in die Ferne und blieb da an irgend einem gleichgültigen Punkte haften. Man sah ihm an, daß er, wo er ging und stand, sein eigenes Reich an Gedanken und Plänen mit sich herumtrug, ohne auf die Menschen und Dinge außen viel zu achten. Und auch in dieser traumwandelnden Art, zu schauen und zu reden, offenbarte sich etwas von dem Stubensforscher, der sich in ferne, den anderen verschlossene Wissenswelten verloren hat, wie jener in wirkliche Welten über dem Meer.

Und doch war er dem Vater ähnlich. Es war Hochmut in seiner Art, den Kopf zurückzulegen, die Hand zu reichen, selbst in seinem nachlässigen Gang. Nur war dieser Hochmut bei ihm ernst und kalt, während er sich bei Erzellenz von Braunschweig in sarkastische Laune kleidete.

„Wenn es dir recht ist, Arvid!“ meinte dieser, als die Koffer kamen, „dann fährt der Diener mit dem Gepäck voraus und wir gehen das Ende zu Fuß. Ich finde es greulich, wenn die Kerle auf dem Bock jedes Wort hören, das man spricht.“

Sein Sohn nickte und sie traten auf den Platz vor den Bahnhof. Der Lärm der Straße, das Rädergerassel, das Kommandieren der Schutzleute und das widerliche, Berlin vor allen Städten eigene, heifere Schimpfen der Droschkenkutscher untereinander schlug ihnen entgegen.

„Also mal wieder in der Kultur!“ sagte Arvid, während er einem Gedenksteher auswich, der, im Schnapsdusel etwas Unverständliches vor sich hinmurmeltend, mit den Händen in den Hosentaschen durch die Menge trollte. „Na — man muß sich wieder an die allgemeine Gleichheit gewöhnen! Und an das Geschreibsel gegen einen auch! Weißt du denn wirklich nicht, wer diese Angriffe gegen mich losläßt?“

„Ein Doktor Belling!“

„Ach . . . der Kerl!“

Der Alte lächelte. „Jawohl! Ein Kerl, mit dem du so ziemlich das Unklugste getan hast, was man überhaupt mit einem Menschen anfangen kann . . . Du hast ihn tödlich in seiner Eitelkeit gekränkt!“

„Das heißt — ich hab' ihn als einen hohlen Schwächer entlarvt — als einen unnützen Küstenbummler, der sein Geld und seine Langeweile von einem Hafen zum anderen spazieren führte! Solche

Renommisten kann ich nicht ausstehen! Die fass' ich mir, wo ich sie finde!"

In seinem Blick, der sonst, wenn er sich gehen ließ, die Mattheit des Kurzsichtigen verriet, glänzte es dabei hart und lebhaft. Das war er selbst, hart gegen sich und andere. Und nach außen scheinbar immer gleichgültig.

„Ebrichte Ammenmärchen!“ hub er wieder an. „Tief im Inneren wurden einmal die Kriegsgefangenen, die wir bei einem Angriff auf uns gemacht hatten, Nachts von unseren kannibalischen Bundesgenossen mit Weibern und Kindern ermordet. Wir konnten es nicht hindern, obwohl wir uns mit den Revolvern in der Hand davor stellten — vier Europäer gegen tausend von Hirsebieer betrunkene Wilde. Da ließ ich vor Morgengrauen aufpacken und zog mit der Expedition in Eilmärschen weiter, um nicht selbst umzukommen. Das ist die ganze Geschichte!“

„Und dafür hast du Zeugen?“

„Meine Reisegefährten! Sie sind vorhin mit mir ausgestiegen. Sie wollten bloß jetzt unser Wiedersehen nicht stören.“

„Und von Nichtbeteiligten ist kein Zeugnis da?“

„Die eidestattliche Versicherung der nächsten Franziskanermission. Und die Berichte von zwei englischen Offizieren und von einem belgischen Kautschukhändler und auch sonst noch eine Menge.“

„Na — das genügt!“ sagte die alte Excellenz. „Da wollen wir mal dem Jüngling tüchtig auf den Kopf kommen!“

„Das werd' ich!“ murmelte der blasse junge Forscher zwischen den Zähnen.

„... was mich betrifft — er hat Leute gefunden, die die Sache im Reichstag zur Sprache bringen wollen. Na — da werd' ich, dent' ich, selber antworten. Und zwar gründlich!“

Sein Sohn blieb erstaunt stehen. „Bist du denn im Reichstag?“

„Jrgendwo bei euch da unten im Urwald,“ erwiderte der Hüne neben ihm melancholisch, — „da liegen all die Briefe, die ich dir nach Afrika nachgeschickt hab' . . . Vier lange Briefe im letzten Jahr hintereinander. Sie haben dich nie erreicht und jetzt treiben wohl die Gorillas oder die Negerkönige damit ihr Spiel. Nun muß ich alles noch einmal erzählen! Zunächst, mein Sohn — ja: Ich bin im Reichstag. Ich gehöre zu den dreihundertsiebenundneunzig, die nie da sind. Unsere Bauern wollten mich durchaus drin haben!“ Er streifte die Asche von seiner Savanna und stockte, sich tief räuspernd, eine Weile. Dann fuhr er mit einem raschen Entschluß fort: „Sieh mal — was sollt' ich sonst auf dem Land machen, in den langen Jahren, seit ich mich wegen der Krankheit deiner Mutter da draußen in der Einsamkeit vergraben hab'? Denn einsam war's — das kannst du mir glauben. Du selbst warst ja nie da! Das große leere Haus und in ihm Jahr um Jahr ein Mensch zwischen Leben und Sterben — kaum mehr bei uns — eigentlich schon hinüber. Und ich daneben — ich, ein Kerl wie ich!“

Ich saß allein in meinem Winkel, während du deine großen Reisen machtest, und wurde alt und dachte mir des Abends so bei der zehnten Zigarre und der zweiten Flasche Rotspohn, wenn draußen der Wind um unseren morschen Kasten pfeff: Schade, daß das bißchen Leben so rasch um ist! Geheult hab' ich nicht! Dazu bin ich zu dickblütig und zu dickfellig. Ich habe mein Loß getragen wie ein Mann.

„Und schließlich gewöhnt man sich an vieles — auch an das chronische Elend. Das merkt' ich erst, wie es zu Ende war. Da war auf einmal alles so leer in mir. So öde. So gottesjämmerlich kah! Ich kam mir ganz nutzlos vor auf der Welt. Und sagte mir: Jetzt lebe du eben noch die paar Jahre deinen Stiefel weiter wie bisher und dann scharren sie dich auch einmal ein und die arme Seele hat Ruh'!

„Na — und nun hatte also der alte Dalchow auf dem Gute neben mir — du kennst ihn nicht. Er hat das Majorat erst übernommen, wie du schon aus dem Elternhaus weg warst — also der hatte eine Tochter! Erst lief sie einem mal so als Backfisch übern Weg — scheu wie ein Wiesel. Dann wuchs sie 'ran und kam der Nachbarschaft aus den Augen und verschwand auf ein paar Jahre in so 'nem französischen Plapperinstitut am Rhein. Eines schönen Tages taucht sie wieder auf, lang, zappelig, mager, bildhübsch — achtzehn Jahre, und der Alte sagt zu mir beim Whist: „Wenn ich sie bloß schon versorgt und aufgehoben und unter der Haube hätte!“

„Aber das gab's nicht! So gingen wieder ein paar Jahre ins Land und wie's Herbst wurde, da machte der alte Dalchow und seine Frau Ernst und zogen mit ihr für den Winter nach Berlin. Da machte sie nun ihren Knicks bei Hof und tanzte 'rum — und das dauerte denn auch nicht lange, da war es schon um sie geschehen!

„Es war ein Süddeutscher. Ein Diplomat, der in Berlin mithalf, den blau-weißen Globus bei uns Schwarz-weißen zu vertreten. Und er hatte bloß einen Fehler: Er war schon verheiratet! Aber sehr! Und konnte sich als guter Katholik nicht scheiden lassen, und wollte es wohl auch gar nicht. Kurzum: Es hat nicht sollen sein!

„Das alles hat mir der Vater, der alte Dalchow, des Abends tiefbekümmert beim Whist erzählt, wie er wieder heim auf seiner Scholle war. Und die Jutta mit. Die war ganz ruhig und gelassen und sagte nur: ‚Gut! Wenn ich den nicht hab' haben sollen, dann überhaupt nicht!‘

„Dabei blieb sie und richtete sich bei ihrem Vater häuslich auf die alte Jungfer ein. Zu Anfang der zwanzig! Es kamen noch genug andere — aber sie: das reine Bild ohne Gnade.

„Gern hab' ich das schöne Menschenbild immer angesehen. Und nun plötzlich stirbt der alte Dalchow — kurze Zeit, nachdem auch mein Haus leer geworden war — vor einem Jahr. Und wie ich ihr da am Grab die Hand drückte und sie da stand mit dem blassen schönen Gesicht und dem schwarzen Kleid

und wir beide an unsere Lieben dachten — sie an den Vater, ich an die Frau — da — ja, das läßt sich nicht beschreiben — nicht, wenn man ein junger Mann ist wie du, und nicht, wenn man ein alter Mann ist wie ich! Auf einmal ist's da! Erinnerst du dich als Kind, wie es einmal in unserem Schafstall gebrannt hat? Die ganze Nacht durch hat es so langsam vor sich hingeschwelt, ohne daß die verfluchten Knechte recht darauf geachtet haben, und dann, des Morgens, schlug ganz plötzlich die Flamme lichterloh aus einer Luke und fast zugleich stand auch schon das ganze Strohdach rettungslos in Flammen. Na also: das ist der Fall dieses meines grauen Hauptes . . .

„Juttas Mutter zog nun zu einer verheirateten Tochter nach Mez. Sie mit. Ich sah sie gut ein halbes Jahr nicht und konnte mir die Sache überlegen.

„Nun mag ich ja sonst ein ziemlich unangenehmer Christ und Mitmensch sein, mein lieber Arvid, aber gerade Dummheit haben mir weder Freund noch Feind bisher zum Vorwurf gemacht. Ich kenne die Menschen und ich kenne mich und ließ mir das Lied ‚Es war ein alter König . . .‘ vom Heinrich Heine durch den Kopf gehen, der ja ein großer Schweinehund war — aber ich lieb' ihn doch sehr. Und dann fragte ich mich: Ist dein Herz wirklich schon so schwer und dein Haupt so grau! — und mußte immer wieder denken: Der arme alte König — der nahm eine junge Frau . . .

„Aber dabei fiel mir immer ein, wie die Damen

Lee machen! Der erste Aufguß ist bitter. Den gießen sie weg. Daß mich keine mehr aus Liebe nimmt, — na natürlich! Aber wenn ein Mensch, wie die Jutta, die erste Bitternis der Liebe hinter sich hat und nur noch eine Narbe im Herzen, die noch zuweilen weh tut und schließlich ganz verschwindet, und wenn sie nun abgeklärt und ruhig geworden ist und vom Leben gar nichts Besonderes mehr erwartet und haben will — warum sollte sie dann dies Leben nicht an meiner Seite ebensogut wie anderswo zubringen?

„Sie hatte ja eigentlich kein richtiges Heim mehr. Auf dem Gut wirtschaftete der älteste Bruder. Mit dessen Frau kam sie gar nicht aus. In Metz langweilte sie sich und merkte denn doch allmählich, wie es ihr im Leben gehen würde, wenn sie mal nicht mehr jung und schön wäre — erst alterndes Mädchen — dann alte Jungfer — Allerweltstante, ein unnützes Familienmöbel, das man da- und dorthin rückt, wie gerade Platz ist.

„So hab' ich mir das alles überdacht und hin und her gewälzt, einen langen Winter hindurch, in dem ich wie der Bär im Bau mich in meinem einsamen Kasten auf dem Land eingesponnen hab' und halbe Nächte durch die Zimmer auf und ab gegangen bin und mich gefragt hab': Sollst du wirklich frech sein und auf deine alten Tage unserem lieben Herrgott ein Schnippchen schlagen? Und wie's nun Frühling wurde, da regte es sich mir immer mehr im Gemüte und Geblüte: „Ja — du sollst!“ Dabei hatt' ich immer noch den Nebengedanken: Es ist ja

nur, damit die Geschichte rasch ein Ende hat! Sie nimmt dich ja doch nicht!

„So einen direkten Korb wollt' ich mir ja nicht holen. Ich ging zur Mutter und stellte der die Sache vor wie eben dir: Einfach eine Vernunftsteh! Natürlich . . . Weil ich den Verstand verloren hab', nannte es alle Welt eine Vernunftsteh.

„Drei Tage darauf die Antwort! Einfach: Ja! Na — lieber Arvid — und so ist es nun gekommen und sie ist meine Frau und alles geht gut. An das von früher — da denkt sie gar nicht mehr! Der Bayer ist ab und tot. Völlig vergessen. Sie spricht ganz unbefangen darüber wie von einer Krankheit, die man glücklich überstanden hat. Ihr Herz — das hat sie eben schon seit Jahren systematisch zum Schweigen gebracht. Das hat einfach die Arbeit eingestellt — im höheren Sinn. Auch, was mich betrifft — denn ich bin natürlich nicht blind und taub genug, um mir da Dinge einzureden, die nicht sind und gar nicht sein können! Das ist und bleibt ja doch nun einmal bestehen: Ich bin alt und sie ist jung! Ich liebe sie und sie läßt's sich gefallen. Sie lebt an meiner Seite flott in den Tag hinein — und was so ein Gesellschaftswinter ist, das weißt du ja: — ein Wettrennen, ein Rekord, wer am längsten tanzen, am wenigsten schlafen und am tödlichsten die Zeit totschlagen kann. Ich habe nie einen fieberhafteren Müßiggang gesehen. Tutta und ihre ganze Clique arbeiten wie die Verzweifelten, um nichts zu tun, bis sie täglich die vierundzwanzig Stunden bis

auf die letzte zur Strecke gebracht haben und um Mitternacht triumphierend Galali blasen und „Morgen wieder lustig!“ Ich habe kein Haus, sondern halte einen Taubenschlag — einen Wartesaal erster Klasse! Den ganzen Tag brummt das Gong im Entree, das Telephon himmelt, im Musikzimmer üben sie Menuet à la Reine, unten hält eine Reihe Equipagen, — und ich mache schließlich, daß ich davonkomme! In die Wilhelmstraße!“

Er lachte in seinem tiefen, bröhnenden Baß. „Jutta zuliebe muß ich wieder in den Staatsdienst treten, als Bonze zweiter Klasse mit Pfauenfeder und Knopf. Die Bedingung knüpfte sie an ihr Jawort. Sie wollte nach Berlin! Repräsentieren! Im großen Stil leben! Als Excellenz! Na — und dazu ist sie ja auch schließlich geschaffen! Leicht ist's mir freilich nicht geworden, auf meine alten Tage meine Unabhängigkeit wieder aufzugeben, wieder einen ‚Vorgesetzten‘ zu haben und mit den anderen Mandarinen in der großen Tretmühle mitzustampfen. Aber jetzt macht mir auch das Spaß! Alles! Ich lebe wieder! Es ist, als hätt' mir jemand zum Geburtstag zwanzig Jahre rückwärts geschenkt!“

Er blieb stehen und dämpfte seine Stimme. „Arvid!“ sprach er leise, fast angstvoll. „Ich bin mit ihr so unmenschlich glücklich! Berarg es mir nicht! Glaub mir — ich habe Schweres im Leben nachzuholen. Sei nachsichtig gegen mich alten Esel — verderb mir nicht mein Glück!“

„Ich, Papa?“

„Das tuft du, wenn du mein Glück nicht mit mir fühlst! Ich kann mich ja in deine Lage denken! Da kommst du aus fernen Ländern zurück und findest alles nun so ganz anders — ein fremdes Haus — eine fremde junge Frau darin — na, sentimental bist du ja freilich nicht . . .“

„Nein!“ sagte der junge Forscher trocken.

„Aber immerhin . . . die Erinnerung! Ehrlich: ich hab' die ganzen Tage Angst und mir immer gedacht: Hättet ihr beide euch nur schon gesehen und euch die Hand gegeben und die ersten Worte miteinander gewechselt . . .“

„Das wird ja gleich geschehen!“

„Ja — aber vorher wollt' ich vor dir eben mein Herz ausschütten! Nun steht alles bei dir! Jutta wird so sein, wie du dich zu ihr stellst!“

„Wir werden Freunde werden — natürlich!“

Der Alte seufzte tief auf, während sie weitergingen. „Na — schön! Dann bist du mein guter Sohn! Dann ist alles in Ordnung! Ich hab's mir ja gedacht!“

Arvid lächelte flüchtig, wie aus einem gutmütigen Mitempfinden heraus. Dies Lächeln war auf seinen Zügen fremdartig. Es paßte nicht zu ihnen. Und gleich darauf war auch der gewohnte Ernst, die kalte Energie wieder da. Er erwiderte nichts. Sie schritten eine lange Strecke schweigend nebeneinander her.

Herr von Braunscheidt dachte, daß sein Sohn sich das eben Gehörte noch einmal still durch den Kopf gehen lasse. Aber statt dessen begann dieser nach

einer Weile: „Verzeihe! Hast du die Adresse dieses Doktor Belling?“

„Nein. Wie kannst du denn immer nur an den Menschen denken?“

„An meine Feinde denk' ich bei Tag und bei Nacht!“

„Das ist die Hälfte zu viel! Nach Tisch tu' ich das nie mehr. Und ich bin doch auch ein ehrlicher Gaffer.“

„Eben. Wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben!“

„Hast du denn je geliebt?“ sagte der alte Herr mitleidig.

„Ich bin doch weit genug in der Welt herumgekommen!“

„Ach ja — das! Aber ich meine — ernsthaft! ich glaube, das kannst du gar nicht.“

Arvid schaute leer vor sich hin. Dann sagte er gleichgültig: „Dazu hab' ich nie Zeit gehabt.“

„Sei froh!“ sprach der Alte, und sie traten in das Haus.

Oben, in der Flurtüre, stand Tutta, die sie vom Fenster aus hatte kommen sehen. Sie war etwas blaß, aber ganz einfach und natürlich, als sie rasch den beiden ein paar Stufen entgegenging und dem Gast die Hand bot, mit einem halblauten, herzlichen: „Willkommen daheim, Arvid!“

Und er antwortete ebenso ruhig, ihre Rechte ergreifend: „Ich danke dir!“

III

Eine halbe Stunde darauf saßen sie alle drei beim Lunch, in dem großen Speiseraum, auf dessen Büfett als das einzige, was Arvid an das Elternhaus erinnern konnte, das vergilbte Braunscheidtsche Familiensilber prangte. Sonst war alles verschieden von der schwerfälligen Behaglichkeit eines von Generationen eingewohnten altfränkischen Herrensitzes auf dem Lande — alles neu, geschmackvoll — vornehmster, unauffälliger Luxus einer schönen jungen Frau.

Arvid redete bei Tische fast allein, von seiner großen Durchquerung Afrikas, die seit Monaten — seit vom Kongo die Nachricht von seinem glücklichen Wiederauftauchen an der Westküste angelangt war — die Kolonialpolitiker und die Gelehrtenwelt im Atem hielt. Seine Sprache klang eintönig, ohne Hebungen und Senkungen, leidenschaftslos und leise, so leise zwischen den Zähnen, daß die anderen manchmal Mühe hatten, ihn zu verstehen, besonders am Schluß der Sätze, wo er die Stimme gleichgültig fallen ließ, als lohne es ihm nicht mehr der Mühe, weiter zu reden. Und doch war, was er berichtete, fesselnd genug — eine lange Folge von Abenteuern und Gefahren, von Mühen, Krankheiten und Entbehrungen, die sich wie eine dunkle Perlenkette an der Kette eines zähen, unzerreißbaren Manneswillens, eine hinter der anderen, bis zum siegreichen Schlusse aufreichten.

Die beiden anderen, die graue und die blonde Erzellenz, hörten schweigend zu und zuweilen besannte ein grimmiges, befriedigtes Lächeln Herrn von Braunschweids gebräunte Züge. Sein Auge hing an dem blassen Antlitz des Sohnes. Er lauschte mit tiefer Aufmerksamkeit dem trockenen, stockenden Bericht von Not und Tod in tausenderlei Gestalt.

Bei diesem afrikanischen Totentanz, der sich da vor ihm entrollte, klang etwas Verwandtes in seinem Inneren mit, ein Wiedererwachen lange vergessener und begrabener Jugendwünsche. Vor einem Menschenalter war er auch einmal zu Anfang der dreißig gewesen, ein baumlanger, hagerer wilder Geselle, zehnmal wilder als dieser bleiche, äußerlich so unscheinbare Gelehrte da neben ihm! Damals hatte er nicht gewußt, wohin mit dem zornigen Latendrang, der Abenteuerlust, die in seinen Adern kochte und hämmerte. Er hatte davon geträumt, fremde Kriegsdienste zu nehmen, die Welt zu umsegeln, irgendwie den Überschuß an unruhiger Kraft loszuwerden. Aber in seiner Jugend war man in Deutschland noch seßhafter als jetzt in seinen alten Tagen. Die Scholle hielt einen fest und mehr noch nach dem Tode des Vaters das stolze Selbstgenügen des Großgrundbesitzers an seinem eigenen, ihm allein untertanen Stück Erde. So war er, nach den kurzen Brausejahren der Universitätszeit, fast unmerklich in den altgewohnten Lauf der Dinge hineingeglitten, weiter und weiter im Staatsdienst — und als er sich aus dem auf's Land und in die Freiheit gerettet, waren seine besten Tage

schon vorbei — er hatte eine sterbensranke Frau — sein Lebensschiff lag für immer fest verankert im Hafen und sein angeborenes Phlegma ließ ihn diese Weltzurückgezogenheit als die würdigste und vornehmste Form des Daseins erscheinen.

Aber ein grimmes Behagen war ihm doch geblieben, wenn er von Menschen und Laten hörte, die der Alltäglichkeit der Dinge spotteten. Wer über die Schranken des Philisteriums hinausprang, war sein Mann! Dem fühlte er sich seelisch nahe in seiner tiefen, gelassenen Verachtung der Massen und ihrer Gesetze.

Sein Sohn da hatte die Laub- und Palmenwölbungen des unbetretenen Urwalds über sich rauschen gehört und das Weltmeer im Sturm geschaut, er hatte das Heulen der Kugeln und das Surren der Giftpfeile hart am Ohr vernommen, er hatte sich aus Fieberkrallen, aus Stromschnellen und dem Rachen reißender Bestien gerettet — er hatte mehr erlebt und erlitten, als sonst Millionen von Menschen beschieden, und wußte wohl gar nicht mehr recht, wie farblos, wie nüchtern sich im norddeutschen Flachland die Wochen und die Jahre dahinspinnen können. Dem heimischen Nebel war er fremd geworden. Man brauchte nur sein Gesicht anzusehen. Da hatten jahrelange Irrfahrten in den geheimnisvollsten Ländern der Erde deutlich mit ihren Runen und Runzeln geschrieben: Der da ist anders wie die anderen!

Das war ein Mann und hatte gelebt wie ein Mann! Wie ein Mann von früher, als die Welt

noch nicht zahm war! Als man noch durch dick und dünn, über Land und Meer seinem Stern nachritt und Not und Tod um ihrer selbst willen, aus Lust am Abenteuer, herausforderte und bestand. Und der so dachte und handelte, der war sein Fleisch und Blut! Dieser Stolz wärmte ihm das Herz wie alter Wein.

„Ja — sieh mal, Jutta!“ sagte er, als Arvid verstummte und wieder nach seiner Art leer auf irgend einen unsichtbaren Gegenstand in der Ferne starrte. „Das ist ein Sohn, an dem man Wohlgefallen haben kann. Ich hab' es gut getroffen als Vater! Ich hab' nur einen einzigen — aber der ist auch danach! Er hätte ja auch was anderes werden können — ein Schuldenmacher in Dolman oder Koller oder Wanka, ein verliederter kleiner Kennfrische und Kartenkünstler im Jeuklub, oder so ein Zivilstreber, ein Landrat mit zwei Duzend Bonner Schmissen und feudalen Nasaltönen, oder gar das Gräßlichste auf Erden: Einfach ein dummer Kerl! Seelengut, aber zu nisch zu gebrauchen — aber nein: Er macht mir Ehre! Er ist klüger wie sein Vater! Und das will doch immerhin schon was heißen!“

Er lächelte und zeigte dabei wie ein gutgelauntes großes Raubtier seine Zähne unter dem eisengrauen Schnurrbart. „Ja — ich kann dankbar sein! Dir auch, Jutta! Mir zuliebe, Kinder: Ich bitt' euch, vertragt euch! Es gibt ja draußen in der Welt so eine Menge Leute, mit denen ihr euch raufen könnt — aber hier, in meinen vier Wänden, soll Friede

sein! Ich hab' ihn verdient. Denn ich bin alt! Und will nichts mehr vom Leben als zwischen zwei Menschen sitzen, die ich lieb habe und sie mich — und hoffentlich bald auch einander!"

Der Diener hatte eine Champagnerflasche in den Kühler neben ihm gestellt. Er goß ein. Seine Hände zitterten etwas. Aber er lachte: „Was, Jutta — wenn dein Vater und ich nun nicht Nachbarn geworden wären? Dann wirtschaftetest du jetzt vielleicht irgendwo in Ostbrien als notleidende Agrarierfrau auf dem Hühnerhof herum, statt hier an dem wirklichen Hofe, und stopfstest die Gänse, statt hier wohlthätigen Damenkomitees vorzusitzen. Also das alles hat unser alter Herrgott in seiner Gnade wohlgefügt und wir wollen ihm dankbar sein!"

Er stieß mit seiner Frau und seinem Sohn an. Während die Gläser zusammenklangen, fing Jutta einen Blick von ihm auf, den sie verstand. Als ihr Sektelch den Arvids streifte, neigte sie ihm im Stehen, mit einem leisen, beinahe demütigen Lächeln in den Augen, das Haupt entgegen, und er berührte flüchtig mit seinem Schnurrbart ihre Lippen.

Dann setzten sie sich wieder, und Arvid sagte nur: „Das ist das erste Mal seit drei Jahren, daß ich jemanden geküßt hab'."

„Ich glaube, das lernst du nie ordentlich, mein Sohn!" lachte Herr von Braunscheidt. „Was, Jutta — danach sieht er nicht aus! Für euch hat er keine Zeit! Er hat's selbst vorhin gesagt!"

Er war in rosigster Laune. „Karl!" wendete er

sich an den wieder eingetretenen Diener. „Herrn Stöffel-Stier empfangen ich! Sonst niemand! Sagen Sie den Leuten, hier im Hause seien die schwarzen Blattern oder ich säße im Bade oder läge im Sarge und wollte meine Ruhe haben! Verstanden?“

Dabei nickte er seiner Frau listig zu, ein riesiger, etwas greisenhafter Mephisto, um dessen Augen es in schlauen Schlangenfältchen zwinkerte und dessen grauer Schnurrbart nur halb eine bössartige, um die Mundwinkel spielende Heiterkeit verbarg. „Ach ja — Ruhe! Einmal schmeißen sie mich doch aus der Wilhelmstraße heraus, Jutta! Ich hab' eine bestimmte Zuversicht, daß ich mich auf die Dauer dort unmöglich mache! Den Tag werd' ich preisen! Glaub mir, Arvid — es ist kein ästhetischer Genuß, den heiligen Bureaukratius täglich nackt zu sehen, und es geschehen viele Dinge zwischen Linden und Leipzigerstraße, von denen die Weisheit des Steuerzahlers nichts ahnt. Mal da 'raus — weg aus Berlin — welch eine Wonne! Freies Feld! Eine Reihe Pappeln — ein Stück Luzerne, in der Ferne eine Kompanie Windmühlen — Sonne — Wald — weiter Himmel — ach, ich hab' eine kindische Sehnsucht, einmal wieder zur Entenjagd hohe Transtiefel anziehen zu dürfen! Jutta, Kind meines Herzens — begreifst du das wirklich nicht?“

„Ich habe noch nie hohe Transtiefel angehabt!“ erwiderte die schöne Exzellenz etwas frostig.

Ihr Gatte lehnte belustigt seine mächtige Gestalt in den Armstuhl zurück. „O — du Philister! Sie

nimmt es schon wieder ernst! Sie hat schon wieder Angst, daß ich sie nach Sibirien heimschleppe! Immer fällt sie auf mich 'rein — immer! Und dabei hab' ich ihr doch heilig versprochen, hier am grünen Strand der Spree zu bleiben — im Dienst und als abgehalfterte Staatsstütze erst recht! Freilich nicht gern! Ich bin zu dumm für Berlin, gerade wie unsere unorthographischen Vorfahren! Die plünderten auch grundsätzlich nur außerhalb und kamen erst zu guter Letzt in die Stadt herein, um sich auf allgemeines Verlangen köpfen zu lassen! Die Duitzows waren eben keine Geheimräte, sondern notleidende Raubritter — eine tüchtige Gesellschaft trotz alledem — was, Arvid?"

Der blasse junge Forscher lächelte nur. In diesem Augenblick war er seinem Vater ähnlich. In beiden regte sich das alte trockige Junkerblut der Mark.

„Du sparst deine Worte!“ sagte der alte Herr betrübt. „Hast recht! Du zahlst in Taten! Und ich sitz' da und rede! Und getan hab' ich nichts. Als Philister hab' ich gelebt, als Philister werd' ich sterben und war doch keiner! Aber zu schwer an Blut, zu schwer an Knochen, vielleicht auch zu schwer an Gehirn. Mit solchem Gepäck kann man nicht wie ein Handwerksbursche durchs Leben bummeln. Da bleibt man still im Schloß seiner Väter und endet in der stillen Wilhelmstraße. Und von dort führen sie bei der letzten Maskeade, bei meinem Begräbniß, einen Mandarin auf den Kirchhof, der eigentlich gar keiner war, sondern im Grund seines Herzens ein

ganz gottloser Strolch. Und alle Welt hat ihn um seine bleierne Erdenlast — um Rang, Adel und Reichthum — auch noch beneidet! Ach nein, ihr junges Volk — leicht und töricht sollt' man sein wie ein Floh! Ein Springinsfeld voll sonniger Dummheit! Dann lernt man das Dümme auf der Welt nicht kennen — die Reue! Ihr beide seid auch schon viel zu ernst für eure Jahre . . .“

Seine Stimme war bei den letzten Sätzen tief und murmelnd geworden. Er sah viel älter aus, wie er so das mächtige Haupt auf die Brust sinken ließ, finster vor sich hinbrütete und dann wieder begann: „Alles umsonst! Da hat man nun seinen Schweiß bei der Verwaltung seiner Güter, seine Tinte im Staatsdienst vergossen und sitzt nun da ohne eine Lebensquittung in der Hand, ohne eine rechte Erinnerung. Das war alles ewig so nüchtern und farblos — altpreußisch — eine schnurgerade Pappelallee von der Wiege bis zum Leichenstein. Und an dem hämmert vielleicht schon irgend ein Steinmetz vor dem Halle'schen Thor, ohne daß ich es ahne!“

Die beiden anderen wußten nichts Rechtes bei diesem plötzlichen Umschlag seiner Stimmung zu erwidern. Es entstand ein kurzes Schweigen. Dann richtete sich der alte Necke plötzlich auf, heiter und elastisch wie zuvor.

„Na — da haben wir's ja!“ sprach er rasch, während der Diener eintrat und ihm halblaut einen Namen meldete. „Stöffel-Stier, der melancholische Hausknecht! Und in dringendster Angelegenheit?“

Schön! Ich komme! Verzeihe, Arvid! Aber es betrifft dich! Die Bellingschen Händel! Nee — bleib man sitzen, mein Sohn! Ich bändige meine Reptile nicht gerne vor Zeugen! Ich geh' da nebenan hinein. Unterhalte du dich nur inzwischen mit Jutta!"

Er warf die letzten Sätze leicht hin, aber doch voll innerer Unruhe. Wenn er die beiden jetzt allein ließ — würden sie sich etwas zu sagen haben? Er klopfte seinem Sohn, hinter dessen Stuhl tretend, auf die Schulter.

„Du mußt eben denken, Arvid, du hättest bei deiner Rückkehr eine Schwester vorgefunden — die meinetwegen irgendwo bei Verwandten in der Ferne aufgewachsen ist, so daß du sie nie hast kennen gelernt. Und nun ist sie eben wieder da und ihr seid eben doch miteinander verwandt, und nun schaut, daß ihr gut miteinander auskommt, Kinder! Auf Wiedersehen!"

Er nickte beiden freundlich zu und durchmaß mit langen, wuchtigen Schritten den Raum bis zur Türe, die sich geräuschvoll hinter ihm schloß. Gleich darauf fragte Jutta, rasch, um ja keine peinliche Pause aufkommen zu lassen: „Nun — wie findest du Papa?"

„Er hat sich verändert!"

„Nicht wahr? Er selbst behauptet auch immer, er sei mindestens um fünfzehn Jahre verjüngt!"

„Ja. Er ist noch viel lebhafter wie früher!"

So sprach sein Mund. Aber in seinem Kopfe klangen die gleichen Sätze anders. Der Vater flößte ihm Sorgen ein! Er war zu betriebsam geworden.

Zu eilig! Zu laut und leutfelig mit Hinz und Kunz! Die Stimmung schlug jäh hin und her. Das Schwergewicht fehlte! Statt dessen Worte — viel, allzuviel Worte — und manche welle darunter. Herbstzeichen! Er wurde alt oder vielmehr — er war es schon in seiner Unraft! Denn die Angst vor dem Alter — das war ja eben das Alter selbst!

Und laut sagte er: „Hoffentlich bürden sie ihm im Ministerium nicht zu viel auf!“

„Ach — das kann er sich einrichten! Der Arzt meint, es sei gerade in seinen Jahren ein Glück, wenn man eine bestimmte Tätigkeit hat!“

Sie redete ganz unbefangen von seiner Betagtheit. Und ebenso fuhr sie fort: „Papa hat ja so eine starke Konstitution! Wenn man sonst hier seine abgearbeiteten und verbrauchten Kollegen sieht . . . er ist ein Riese dagegen!“

Er nickte stumm. Es berührte ihn seltsam, daß sie so einfach von „Papa“ sprach, als wäre er wirklich ihrer beider Vater. Und sie Bruder und Schwester, wie jener vorhin halb im Scherz meinte. Dem Alter nach stimmte es wohl. Sie war fünf, sechs Jahre jünger als er. Und schön — das sagte ihm sein Auge, das ernst auf ihr ruhte.

Aus dem Nebenzimmer klang eine tiefe, zornige Stimme. Sie lächelte verstohlen. „Nun schimpft Papa wieder! Das tut er meistens, wenn Stöffeltier da ist! Ich beneide den Ärmsten nicht!“

Freilich — sie mußte wohl „Papa“ sagen! Welchen anderen Ausdruck hätte sie denn ihrem Stiefsohn gegen-

über wählen sollen? Und doch wirkte dies Wort auf ihn beklemmend. Es erinnerte ihn plötzlich, im Verein mit dem grollenden Bass hinter der Türe, an die trüben Tage seiner Kindheit. Damals hatte die Eisenfaust des Vaters schwer auf ihm gelastet, der selbstherrlich seinen Sohn nach seinem Bilde zu formen suchte. Arvid hatte sich trotzig und verschlossen gewehrt, in einem jahrelangen stillen, zähen Kampfe. Auf der Flucht vor dem Vater hatte er sich selbst gefunden. Aber manches an ihm, was herbe, abwehrend-schroff und teilnahmslos in sich gekehrt war, das stammte aus den unverlöschlichen Eindrücken seiner Jugendzeit.

Jetzt war das ja nur noch wie ein ferner Schatten. Er hatte längst vergeben und der Vater längst vergeben. Seit sein Sohn so glänzend die Wahl des eigenen Weges und Wesens gerechtfertigt hatte, bewunderte er ihn aufrichtig. Aber gerade, wenn er besonders gültig, stolz auf ihn und in seiner Art bescheiden vor Arvid war, stieg in dem plötzlich wieder gegen seinen Willen die Vergangenheit auf. So auch jetzt. Er mußte Jutta anschauen und denken: du kennst ihn noch nicht! Wo er nicht liebt, da kann er furchtbar sein! Und wo er liebt, erst recht. . . .

Ober wußte sie es? Begriff sie ihr Schicksal? Es war nicht zu erraten, was hinter dieser schmalen, weißen Stirne, diesem schönen, stets liebenswürdigen flugen Antlitz sich barg.

Sie sprach inzwischen die ganze Zeit. Immer nur von „Papa“, seinem neuen Leben, seinem Ver-

liner Wirkungskreis, seinen Freunden, Feinden und Gönnern.

Er hörte zu und sagte endlich: „Es ist doch merkwürdig, daß wir uns früher nie gesehen haben!“

„Ich war ja immer da! — aber du nicht!“

„Wenigstens sehr selten. Da müssen wir uns jedesmal verfehlt haben.“

Sie nickte. Dann erhob sie sich und bediente ihn mit schwarzem Kaffee. Er musterte sie stumm, wie sie da vor ihm stand, groß und schlank, die Augen niedergeschlagen und scheinbar nur mit der Tasse beschäftigt, die leise zwischen ihren Händen klorrte. Eine feine Röte wechselte kaum merklich auf ihren Wangen und verblaßte wieder. Er sah das. Sie war aufgeregt — natürlich — und wollte das nicht verraten, sondern sich ganz einfach und herzlich geben. Das begriff er wohl. Auch sein Herz klopfte, trotz seines unbeweglichen Gesichts. Es war solch ein seltsames Beisammensein — hier er und drüben dies fremde, schöne junge Weib, das er heute zum ersten Male mit Augen geschaut und das ihm doch nach seinem Vater der nächste Mensch auf Erden sein sollte.

Er fand das törricht und sagte kurz: „Danke,“ als sie ihm eine Zigarre bot.

Sie reichte ihm Feuer. Dann setzte sie sich wieder und zündete sich selbst eine Zigarette an. Nun war das gefürchtete Stillschweigen zwischen ihnen doch eingetreten. Unterdessen schwebten nur die Wolken der Havanna und der Papyros einander entgegen

und einten sich zu einem Spiele bläulichen Spinnwebs um den blassen Gelehrtenkopf und das Blondhaupt der jungen Frau.

„Verzeihe!“ sagte er endlich halblachend. „Ich bin ein armer Mann aus dem Urwald. Die Worte sind mir förmlich in der Kehle eingeroftet. Ich muß mich erst gewöhnen! In ein paar Tagen red’ ich schon wie andere Menschen!“

Sie schaute ihn groß an. „Warum solltest du das? Du hast doch ein Recht auf Eigenart!“

Dabei klang zum ersten Male eine stumme Bewunderung seiner Leistungen durch. Es erstaunte ihn nicht. Er war das gewohnt, bei Männern und bei Frauen. Aber diesmal freute es ihn.

„Ja, Eigenart!“ sagte er trocken. „Aber hier bei euch soll jeder Hinz so sein wie der Kunz und jeder Eckensteher ist meinesgleichen und ein Reichstagswähler! Lange halte ich es jetzt nicht mehr in eurer Kultur aus. Ich muß mal nach London, mal nach Brüssel zum König der Belgier — und dann . . .“ Er machte eine Handbewegung nach der Richtung zu, wo die Wintersonne müde durch das Fenster lugte. Da unten lag Afrika.

„Ja — und deine Gesundheit?“

„Meine Gesundheit ist gut!“

Sie verstummten wieder. Jutta hatte Angst, etwas Alltägliches zu sagen, und er fand keinen Gesprächsstoff gegenüber diesem ihm fremden, fast geheimnisvollen Menschenbild. Alle Frauen hatten für ihn etwas Rätselhaftes, so viel er sich auch mit ihnen

auf seinen Wanderungen über die Erde abgegeben. Sein tief in sich verschlossener, hart-männlicher Charakter war außer stande, etwas von ihrem innersten Wesen zu begreifen — aber trotzdem fühlte er: Auch bei der Frau seines Vaters da drüben war nicht alles so einfach und selbstverständlich, wie sie sich gab.

Die Uhr tickte. Der Diener trat geräuschlos ein, räumte ab und verschwand wieder. Jetzt bemerkte sie, daß Arvids Zigarre erloschen war. Mit einer raschen Bewegung bot sie ihm von neuem Feuer. Ihre Hand zitterte ein wenig, als sie sich berührten und er durch Ungeschick ein Aschenrestchen abstäuben ließ.

Er lachte. „Entschuldige, bitte! Ich bin wirklich der reine Wilde!“ Und sie lachte leise mit und blies sich die weißen Flocken vom Handrücken.

In diesem Augenblick erschien Herr von Braunschweidts mächtige Gestalt in der Türe. „Na, so vergnügt!“ sagte er befriedigt. „Habt ihr schon Freundschaft geschlossen, Kinder? Das ist recht!“

Er setzte sich schwer und seufzte. „O Gott — ist das ein Leben! Meine Amtsgenossen — die sind daran gewöhnt! Die haben sich allmählich in ihren Aktenhöhlen mumifiziert wie ein alter ägyptischer Geheimrat in seiner Pyramide. Aber ich — was tauge ich zu einer papierenen Vogelscheuche? Zu solch einem bureaukratischen Skelett mit einem Ordensband auf der siebten Rippe? O — man treibt Unfug mit mir — Mißbrauch!“

Er gähnte tief auf. In dieser Stunde nach dem

Essen, während der er sich auf ärztlichen Rat des gewohnten Mittagsschlafes enthalten mußte, fiel er täglich zu Juttas Schrecken ganz in sich zusammen. Er sah überaltert aus, müde, mit gefurchten Zügen. Und seine Gedanken wanderten unstill . . . weit . . . weit weg . . .

„O, Arvid, mein Sohn!“ sprach er schläfrig, mit halbgeschlossenen Lidern. „Sei froh, daß du nichts mit Stöffel-Stier zu tun hast! Wer Stöffel-Stier ist? Ein Mann, der eine große Zukunft hinter sich hat. Es gibt noch eine andere Sorte Schmocks — junge Leute, die ihren Beruf nicht verfehlt haben — vollsaftige, bodenwüchsige Giftpilze. Aber diese Reptile sind mir zu naiv in ihrer Niedertracht. Lieber ein Gentleman mit einer schmutzigen Weste, in dem noch ein Bodensatz von Anstand übrig ist. Solche angeknackste Charaktere kann man zu allem brauchen — auch einmal zum Guten . . . Man kann sie rechts und links wenden . . . wie einen alten Handschuh . . . sehr bequem . . .“

Er gab sich einen Ruck, fuhr auf und wurde wieder lebendig. „Also hör mal!“ sagte er schnell. „Stöffel-Stier hat mir Nachricht gebracht: Sie wollen also wirklich die Bellingschen Verleumdungen gegen dich im Reichstag zur Sprache bringen!“

„Meinetwegen!“

„. . . und schon in den nächsten Tagen kann die Bombe plagen! Ich werde dann also selber reden und dich weiß waschen, und zwar nicht mit Flöten-tönen reden — da verlaß dich drauf. Aber ich muß

Material haben! Ich muß deine Freunde sprechen! Notizen brauch' ich — Daten, Breiteregrade, unaussprechliche Negernamen — das Zeug imponiert heutzutage dem Bildungsschuster! Ein einfaches Manneswort — pah — das könnt' jeder sagen! Nee — Männeken! — O goldenes Zeitalter der Hausknechte und Gassenfeger!"

„Ich werde meine Freunde herbringen!"

„Wann?"

„Sobald du willst! Vielleicht heute abend zu Tisch!"

„Jamohl!" Der alte Herr nickte und rieb sich die Hände. „Sehr gut. Tutta — Sorge für die Fütterung der Raubtiere! Wieviel sind's? Drei? Schön! Na — und nun willst du schon gehen?"

„Ja! — Jetzt treffe ich sie noch sicher im Hotel!"

„Bist du denn nicht zu müde?" fragte Tutta.

Darauf zuckte er nur leicht hin die Achseln und reichte seinem Vater und ihr die Hand. Er drückte sie fest und sagte dabei: „Auf Wiedersehen!" Aber das Wort „Tutta" kam auch jetzt nicht über seine Lippen, obwohl sie ihn doch bei der Begrüßung geflissentlich gleich „Arvid" genannt.

Als er gegangen, wurde Herr von Braunscheidt wieder schläfrig. „Ich freu' mich auf die Afrikaner!" sprach er langsam aus seinem Schaukelstuhl heraus. „Leute wie die wilden Männer aus dem preussischen Wappen — die lieb' ich. Unsere moderne Kultur hier — das ist doch nur ein Nerventreibhaus. . . . Und die paar Muskel- und Latenmenschen, die wir noch

haben — mit denen treiben wir Raubbau! . . . Die opfern wir dem Skat- und Bräuphilister! . . . Aus dem machen wir auch heute noch deutschen Kraftdünger für Dankees und Angelsachsen . . . hör mal . . .“ Er sammelte seine schweifenden Gedanken, da er merkte, daß ihm Jutta nicht zuhörte, und seine Augen wurden hell. „Wie gefällt dir denn der Arvid?“

„Wir werden sicherlich gut miteinander auskommen! Mehr weiß ich noch nicht. Er gibt sich so schwer! Man kommt ihm nicht recht nahe!“

„Das haben andere auch schon gemerkt, meine Tochter!“ sprach der alte Herr trocken. „Glaubst du, ich hätt' ihm je ganz ins Herz gesehen?“

„Ich glaube: das hat überhaupt noch niemand!“

Er nickte. „Niemand. Sein Allerletztes — das gibt er nicht her und zeigt es nicht einmal! Genau wie du! . . .“

IV

„Sie meinen, es sei ungewöhnlich, Excellenz, daß ein Vater seinen Sohn von der Reichstagstribüne herab verteidigt?“ sagte der Hauptmann Werckenthien, als er und die beiden anderen Reisegefährten Arvids des Abends im Braunscheidtschen Hause zu Gäste waren und der Diener den Nachtsch servierte. „Mag sein! Aber er verdient es! Er ist der geborene Feldherr! Er hat uns durch Afrika geführt, daß es eine Freude war!“

Werckenthien sprach leichtthin, mit der weltmänni-

sehen Sicherheit des deutschen Offiziers, den auch sein Äußeres nicht verleugnete, das nicht sonnengebräunter, nicht abgezehrter, nicht verwilberter war, als wenn er das letzte Jahr in der Kaserne statt im dunklen Erdteil zugebracht hätte. Anders der stille Mann neben ihm, der mit seiner Brille, seinem graugesprenkelten Vollbart und ein paar grämlichen, tiefen Falten um den eingesunkenen Mund am ersten einem verbrauchten, kränkenden Schulmann glich. Ein Weltreisender und doch weltfremd, ein Eremit, der sein Leben tief in sich hineingelebt, saß der alte Ifenstädt da. Der Mann, der einst vier lange Jahre unter den Kongokannibalen kein weißes Antlitz geschaut, aber noch weniger es vermist hatte, war einer der paar Sterblichen auf der Erde, die keines Nächsten bedurften — keiner freundlichen Stimme, keiner warmen Hand. Ein vertrockneter alter Junggeselle des Urwalds, im Lärm und Gelächter des Negerdorfs so einsam und selbstzufrieden wie andere Hagestolze am qualmigen Stammtisch. Wenn er die Lippen einmal öffnete, war es immer, als müßte er seine, an die gurgelnden und schnalzenden Sprachen der Wilden gewöhnte Zunge erst wieder mühsam den deutschen Lauten anpassen. Auch jetzt murmelte er nur stoßend, in abgebrochenen Silben: „Mir sind viel Menschen über den Weg gelaufen in den dreißig Jahren, seitdem ich drüben zu Hause bin. Aber kein Tüchtigerer als Ihr Sohn!“

Der dritte im Bunde, der kleine, bartlose Georg von Schalcke, der mit seinem abgezehrten, leichtfinnigen

Glücksrittergesicht beinahe knabenhaft aussah, war unterwegs, während er als Elfenbeinhändler, im Dienst einer Hamburger Firma, wie ein Handwerksbursche von einem Negerhäuptling zum anderen strolchte, zur Expedition gestoßen und kurz entschlossen mitmarschiert. Hier fühlte er sich geborgen und so wohl wie noch nie seit dem Tage, wo er zwei Jahre zuvor, wegen dummer Streiche, aus der Armee mit dem Range eines Fähnrichs a. D. entlassen, als ein fiderler, kleiner Abenteurer, die Stummelpfeife schief im Munde, auf den Schultern eines Schwarzen durch die rollende Brandung nach Afrika hineingeritten war.

Bisher hatte er sich bescheiden zurückgehalten und verstoßen Jutta angehimmelt, die er wunderschön fand. Aber jetzt, wo ihm der Wein in den Kopf stieg, wurde der kleine Laugenichts gesprächig.

„Überhaupt . . . so jemand wie Ihr Sohn, Excellenz!“ sagte er lebhaft. „Verzeihen Sie, wenn ich auch von ihm anfangen! An mir ist ja freilich nicht viel! Weiß ich! Hör's auch alle Tage, für den Fall, daß ich's vergessen sollte. Ich bin schon zu sehr 'rumgestoßen in der Welt. Voller Beulen und Puffe und halb entzwei wie ein alter Zinndeckel — ich hab' zu viel durchgemacht in Afrika. — Afrika — das ist doch nicht so wie hier an Kranzlers Ecke, daß unter jedem Baum ein Schutzmann steht. Im Gegenteil: auf den Bäumen am Kongo sitzen kleine Zwerge und schießen in aller Stille mit Giftpfeilen! Bis man sie mit der Kugel aufs Blatt trifft! Das bringt sie gleich auf bessere Gedanken. Wie die Auer-

hähne segeln sie durch die Zweige 'runter und sagen nicht mehr, 'Mau'! Früher hat mir das Spaß gemacht und ich mag wohl auch ein paarmal mehr von den Leutchen abgeschossen haben als nötig war, Selbsterhaltung — lieber Gott — und ein bißchen Vergnügen am Raufen auch — das versteht man hier nicht, wo alles so merkwürdig muffig und tantenhaft ist wie bei 'ner alten Jungfer — aber verwildert war ich schon — das geb' ich zu. Und wenn ich jetzt ganz anders geworden bin und mich schämen würde, anders als im ärgsten Notfall Blut zu vergießen, so verdank' ich das nur Ihrem Herrn Sohn! Von dem hab' ich's gelernt! Der hat eine Art, mit den Wilden umzugehen — unerschütterlich ruhig, mit einer wahren Engelsgeduld, immer gelassen und human — und dann, wenn alle Stricke reißen und sie wollen kämpfen, von einer so fürchterlichen Energie — kurzum — er hat mich erzogen und gebessert! Und wenn sie mir auch nur mit Milch Bescheid tun, Herr von Braunscheidt — ich muß noch einmal voll Hochachtung und Verehrung einen Schluck auf Ihr Wohl trinken!"

Arvids Gesicht war finster. Es ärgerte ihn, daß man so viel von ihm sprach. Er hatte sich bemüht, nicht zuzuhören. Aber undeutlich schlugen doch Schalckes Worte an sein Ohr und riefen in ihm die Erinnerung an Afrika wach. Er fühlte sich wieder da drüben, in seiner Welt, als der Weiße, das gespenstige Wesen inmitten der schwarzen Halbmenschen, aus dessen Rohr der Tod sprühte, vor dessen Blick die

baumlangen, mit Pantherfellen und Kupferringen geschmückten nachtsfarbenen Krieger verlegen grinsten und von einem Bein aufs andere traten, bei dessen Einzug in das Dorf die Trommeln rasselten, die Hörner heulten und die Menge schrie, als sei ein Gott von den Höhen herabgestiegen.

Es war keine kleinliche Eitelkeit, die ihm diese Bilder vormalte. Es war das ganz natürliche Herrscherbewußtsein in ihm, eine selbstverständliche Empfindung von Jugend auf, daß er zu befehlen habe und die anderen zu gehorchen. Dies Gefühl hatte ihn eigentlich hauptsächlich hinaus in das Leben der Freiheit getrieben, wo er keinen Herrn über sich wußte als sich selbst. Und dieser Gebieter, den er sich frei gewählt, war der strengste und unnachsichtlichste von allen.

Es gab da eine Stimmung quälender Freude, die jedesmal über ihn kam, wenn er in Afrika im Begriffe stand, wieder einen Schritt ins Ungewisse hineinzutun. War da der Kompaß gerichtet und setzte er, an der Spitze des langen Gänsemarsches der Träger, den Diener mit der Büchse hinter sich, wiederum den Fuß vorwärts in den feuchten Schatten des Urwalds, die sonnenüberglühte, weitgedehnte Buschlandschaft, dann durchbebte ihn eine unbändige, be rauschende Erwartung, was ihm heute wieder das Neuland des Lebens und des Wanderns an Geheimnisse offenbaren würde.

Das war sein innerstes Dasein. Die Freiheit mit allem, was sie an Freud' und Leid barg! Sowie er

die Kulturzone wieder betrat, sowie die ersten stumpfsinnigen Zollwächter wieder sein Gepäck durchwühlten, die Finger schmutziger Subalternbeamter in seinen Pässen und Papieren blättern, versteinerte sich sein Wesen zu einer abstoßenden Gleichgültigkeit. Er haßte die europäische Zivilisation, die mit Schnaps, Schießpulver und Traktätchen, mit Kopfsteuern, verheerenden Krankheiten und Massenmord unter den wilden Tieren, die einfachen Lebensbedingungen der Naturvölker aufhob, und verschloß die Augen geflissentlich gegen die allgemeinen Fortschritte der Menschheit, die ihr folgten. Er sah, ohne sich dessen selbst recht bewußt zu werden, Afrika mit den Augen des Künstlers an. Wenn erst einmal dort statt der Urwälder Tausende von Schloten die Erde verfinsterten, wenn die Eingeborenen, statt in den weiten Parkebenen zu weiden, zu jagen und zu kämpfen, als zerlumpte Proletarier in den Bergwerken herumkriechen und Kohlen in die Maschineneffel schütten mußten, dann erschien ihm das als eine Entweihung von Gottes weiter Welt und ihrer Geschöpfe, und die schwarzen Söhne der Natur dünkten ihm augenblicklich in ihrem Analphabetendasein weit glücklicher als irgend ein halbgebildeter, haßerfüllter, verbitterter Fabrikarbeiter in irgend einem finsternen Hinterhof eines europäischen Kulturzentrums.

Und mit einem halben Lächeln sah er solch einen Krieger der Wildnis vor sich, glänzend ebenholzschwarz, sechs Fuß lang, mit bunten Federn und Raubtierzähnen geschmückt, in kraftstrotzender, stählerner Nacktheit, dem Europäer feind, statt winselnd in zer-

rissenem Kattunhemd vor dem Missionär zu knieen. Er hatte sich oft mit diesen schönen Raubtieren im Kampf gemessen und, wenn es „Nax zum Gesecht!“ hieß, beim ersten Aufkräuseln der Pulverwölkchen sich in einer rätselhaften Stimmung ganz der Welt entrückt gefühlt, vollkommen körperlos, von der Erde gehoben, da und dort, im Freunde hier und im Gegner drüben zu Hause — ein Ding, das überall lebt und stirbt und mit dem ganzen All eins ist. . . .

Eine ähnliche Verlorenheit war jetzt über ihm, seit er das Haus seines Vaters betreten hatte und bei ihm und Jutta zu Gaste war.

Unwillkürlich schaute er auf Jutta. Sie saß ruhig da und hörte dem kleinen Schalcke zu, der immer noch weiter sein Lob sang.

Das verdroß ihn und er sagte ziemlich scharf: „Hören Sie doch endlich einmal auf! Das ist ja tödlich langweilig!“

Sein Vater widersprach. „Langweilig? So was freut mich! Da weht 'ne andere Luft als in meinem Attenloch! Und Jutta — schau die nur an! Die weiß schon den ganzen Abend nicht — soll sie mehr auf dich sehen oder auf die, die von dir reden! Lassen Sie sich nicht stören, Herr von Schalcke!“

„Nun — dann werd' ich mich in dein Arbeitszimmer zurückziehen und dir inzwischen die Notizen für deine Rede aufschreiben!“

Arvid ging. Kaum hatte sich die Portiere hinter ihm geschlossen, da fing der bartlose kleine Desperado wieder eifrig zu berichten an.

„Nämlich anfangs —“ sagte er mit seinem vernünftigen Lächeln auf dem mageren, leichtsinnigen Gesicht. „Anfangs hielt ich Ihren Herrn Sohn nur für einen großen Gelehrten — wenn er so im Lager zwischen seinem Krimstrams von Käfern und Kieselsteinen saß oder gar so 'ne Breiteregradberechnung anstellte — aber was er für ein Mann war, das merkte ich eben erst bei dem Zusammentreffen mit den Wakikui!“

„Die Wakikui hatten heimtückisch ein paar von unseren Leuten niedergemezelt und tanzten zu Hunderten vor unserem Lager und forderten uns zum Kampf heraus — allen voran ihr Häuptling, ein baumlanger schwarzer Satan, eine Lanze in der Hand, von oben bis unten mit dem Blut unserer Träger bedeckt . . . Und da auf einmal sagt jemand neben mir zwischen den Zähnen: ‚Ich will das Vieft lehren, meine Boys totzumachen!‘ — und da schiebt sich Ihr Herr Sohn auch schon den Zwicker fester, nimmt die Büchse in die Hand und geht ganz allein der Schwefelbande entgegen. Und die liefen vor ihm wie die Schafe vor dem Hund. Bloß ihr Häuptling blieb! Der duckte sich hinter seinen Nashornschild, so daß man nur seinen Speer und seine Kopffedern sah. So schleichen sie umeinander 'rum und einer war nun schon zu viel auf der Welt. Auf einmal blitzt es, und da liegt das lange Laster und zappelt kaum mehr mit den Beinen! Das wirkte auf die übrige Gesellschaft! Famos war das!“

Er brach ganz begeistert ab, und Erzellenz von

Braunscheidt nickte. „Na — Jutta — heute bekommt man was anderes zu hören als auf unseren Gesellschaften mit dem schlapperigen Tee und den dünnen Brötchen und der allgemeinen Bildung. Was meinst du, meine Tochter?“

Sie erwiderte nichts und schaute unwillkürlich in das Nebenzimmer. Durch einen Spalt im Vorhang konnte sie Arvid erblicken. Er saß da, kitzelte ein paar Worte, sann dann eine Weile nach, finsterten Gesichtes, mit seinem strengen, durch die Augengläser die Ferne suchenden Blick und schrieb dann wieder. Dazwischen nahm er einen Schluck Milch aus dem Glase, das er sich von Tische mitgenommen und neben sich gestellt hatte. Und es kam ihr zu wunderbar vor, daß dieser blasse, einfüßige Gelehrte und der Mann, der, ohne mit der Wimper zu zucken, bluttriefende Kannibalen in den Staub streckte, ein und dieselbe Person sein sollten.

„Und daraufhin waren Ihre Gegner dann eingeschüchtert?“ fragte inzwischen der Hausherr.

„Das glaubten wir auch, Excellenz! Und bei Tag war auch alles ruhig. Aber des Nachts darauf — ich konnte nicht schlafen und krieche aus dem Zelt und seh' in der Dunkelheit Ihren Herrn Sohn sitzen mit dem Gewehr neben sich. Und er raucht und wie ich 'rankomme, sagt er tadelnd: ‚Immer die Unruhe, Herr von Schalcke! Immer die Nervosität! Wie im Mädchenpensionat! Die Kerle sind doch noch fünfhundert Meter entfernt!‘ Dabei weist er mit seiner Pfeife vor uns in die Steppe! Richtig — da

krabbelt und lebt doch alles am Boden von den schwarzen Teufeln — ganz lautlos rutschten sie heran.“

„Und dann . . .?“

Georg von Schalke lachte. „Gnädige Frau brauchen nicht so bleich zu werden! Wir leben ja noch! Dann gab der Chef eben das Alarmsignal — einen Revolverchuß — und dann hoben sich vor uns lauter schwarze Reihen aus der Erde und sprangen mit ihrem Kriegsgeheul heran — es ist das langsam anschwellende Gelächter der gefleckten Hyäne — so ungefähr: Uh—hu—hu—hu—hu—hä—ä—ä—ä—ääää—äh! — na, und auf unserer Seite knallte es dann ganz prompt aus den Magazingewehren entgegen und es wurde so schön gerauft wie nur auf irgend einer bayrischen Kirchweih! Ein paar von den Wakikuiu kamen bis ins Lager und einer von ihnen — schon ein ältlicher, rabiater Gentleman — hatte gerade die freundliche Absicht, mir seine Lanze durch den Leib zu rennen — da gibt ihm Ihr Herr Sohn einen fürchterlichen Fußtritt vor den Bauch und, wie er da strauchelt, eine Kugel hinterher! Dadurch hat er mir das Leben gerettet! Eigentlich uns allen! Ohne ihn hätte in der Nacht der Teufel die ganze Expedition geholt. Die Wakikuiu schlugen sich zu wütend. Half ihnen aber schließlich alles nichts! Sie purzelten in Massen unter unserem Feuer, und was von ihnen noch lebte, schlug sich bei Tagesanbruch still in die Büsche. Nun wollte ich ausrücken und ihnen zur Strafe die Dörfer anzünden! Ich dachte mir schon: das wird fein! Heute nacht muß

der ganze Himmel rot von Feuerschein werden! — Da sagt mir Ihr Herr Sohn, wie er da auf seinem Selbststuhl sitzt und sich rastert, ganz kühl — er kann nämlich so unangenehm dienstlich werden, als wäre man auf dem Potsdamer Exerzierplatz —: „Lassen Sie das gefälligst, Herr von Schalcke! Erstens hat es keinen Zweck, sondern ist Zeitverlust! Und zweitens wissen es die Wilden nicht besser! Sie halten, wenn sie nicht kennen, für ihren Feind und dadurch, daß Sie ihre Hütten einäschern, werden Sie sie nicht vom Gegenteil überzeugen. Bestraft sind die armen Teufel genug. Es liegen draußen ihrer hundert und mehr tot!“ Und nun wirft man einem solchen Mann Greuel in Afrika vor, weil er sich seiner Haut wehrte! Lächerlich!“

„Die wirklichen Menschenfresser leben eben hier!“ sprach der alte Recke grimmig. „Berlin hat gute Kiefern — das glauben Sie mir, Herr von Schalcke! Das zermalmt jeden Morgen, wenn die Blätter ausgetragen werden, ein halbes Duzend Zeitgenossen zum Frühstück und des Abends, zwischen fünf und sieben, wieder! Ein Krach — da ist er schon weg — mit Haut und Haar! Bitte — der Nächste!“

Während er redete, blickte Jutta wieder in das anstoßende Gemach. Arvid hatte inzwischen seine Stellung nicht geändert. Er hatte aufgehört, zu schreiben und sann vor sich hin. Und plötzlich traf sein Auge durch den schmalen Spalt im Vorhang das ihrige. Nur eine Sekunde. Dann wendeten

beide wieder gleichgültig, langsam, als hätten sie sich gar nicht bemerkt, den Kopf zur Seite.

Und wieder versank er in seine Gedanken. Ein paar Worte von den Wafikuiu waren von nebenan an sein Ohr geschlagen und mit ihnen wuchs die Erinnerung an den schwarzen Erdteil in ihm — an die lauwarme, dunkle Nacht des Urwalds drüben, von Gift und Fieber dampfende Sumpfspiegel unter düsterm Laubgewölbe, eintöniger Plätscherfall und Regentriefen in den Blätterkronen und dem undurchdringlich verfilzten Rankengewirr, in der Ferne, bei Tag und Nacht, zum Kampfe mahnend, der dumpfe Klang der Negertrommeln und überall, hinter jedem Baum, in jedem gurgelnden Stromwirbel und töckischen Dickicht, im Auge jedes Wilden lauend der Tod — der afrikanische Tod in jeder Form.

Er fürchtete den Tod nicht. Er hatte ihn bei Gelegenheit geradezu herausgefordert — nicht in heißblütiger Abenteuerlust, sondern mit der leidenschaftslosen, beinahe philiströsen Ruhe des Gelehrten, und sich oft mit innerlichem Staunen gefragt, warum gerade ihm so wenig am Leben liege.

Und heute zum ersten Male — nachdem er das Haus seines Vaters wieder betreten und statt der sonstigen trüben, schattenhaften, flüsternden Krankstimmung Lachen, Licht, Leben und Luxus, statt der schwarzgekleideten Pflegerinnen und alten Ärzte ein schönes junges Weib darin getroffen — ein Weib, das ihm schöner schien, je öfter er sie ansah —, heute dämmerte ihm die Antwort: Dir liegt am Leben nichts,

weil du so einsam bist auf Erden, daß du die Einsamkeit bisher nicht einmal empfunden hast!

Er erhob sich langsam und ging zu den anderen zurück. Als er den Vorhang zur Seite schlug, hörte er, wie der kleine Schalcke sprach: „Afrika ist doch das einzige anständige Land! Da kriegt man seine Feinde doch noch zu fassen. Hier aber ist ja der Mut bei fünf Mark Strafe polizeilich verboten! Hier werden Leute wie Ihr Herr Sohn einfach verleumdet und sollen sich das auch noch gefallen lassen!“

Arvid legte ihm die Hand auf die Schulter. „Seien Sie mal still, Schalcke — Sie reden Unsinn! Ich will Ihnen das erklären!“ Er schaute, vor dem Tisch stehend, die anderen an. Es kam eine jener plötzlichen Anwandlungen, sich mitzuteilen, über ihn, die zuweilen seine gewohnte Schweigsamkeit unterbrachen. Er redete auch dann schlecht, bald stockend, bald wieder in verhaltener Energie die Worte herausstoßend, daß sie sich übersprudelten, und dabei mit einem geistesabwesenden Blick und Gesicht, als spräche er nicht zu seiner Umgebung, sondern zu sich selbst oder unsichtbaren Hörern irgendwo in der Weite.

„Was beklagen Sie sich denn?“ sagte er halblaut. „Wenn alles hier anders wäre, als es ist, dann wär' es heutzutage keine Kunst, das Deutschtum drüben durch die Wildnis zu tragen! Aber es trotz dem tun — auch wenn man bei der Heimkehr von vielen mißverstanden wird — meinetwegen auch verleumdet und verurteilt — und es unverbittert tun — im

Gedanken, daß man ein besserer Mann ist als die anderen — das, meine ich, ist gerade echt deutsch! Denn das heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun! Ich bin nicht deutsch, um Orden zu kriegen und in den Zeitungen gelobt zu werden. Ich bin deutsch, weil ich muß! Bismarck hat auch gesagt: Wenn er schon einem Teufel verschrieben ist, dann ist es ein teutonischer! Das . . . das versteh' ich! Das ist mir aus der Seele gesprochen!"

Er beugte sich über Schalkes Stuhl, mit beiden Händen sich auf dessen Lehne stützend, und sprach leise, eindringlich: „Eines tut Not — das muß man die Leute hier lehren, das — das muß jeder sie lehren, der so denkt wie ich: Deutschtum — das heißt Herrrentum! Herrrentum heißt hart sein! Ich bin hart! Auch gegen mich! Ich schonen mich nicht! Ich weiß, daß ich einmal in Afrika zu Grund gehen werde — vielleicht bald — vielleicht später. Ganz einerlei! Ich hab' gelebt, wie ich's verstanden hab'! Für Deutschland! Dem hab' ich dann eben alles gegeben, was ich konnte und hatte, und bin stolz darauf. Und meinen deutschen Stolz — den laß ich mir von den Kerlen nicht vergällen, die mich hier anklaffen. Die reichen mir noch nicht bis zu den Fußspitzen. . . . So — das wollt' ich sagen . . . weiter nichts!"

Als er plötzlich, stoßweise mit seiner Rede innehielt, schwiegen alle. Er hatte ganz anders gesprochen als sonst. Das waren Naturlaute gewesen, ein jäher Ausbruch von Leidenschaft, der selbst die Gefährten

seiner Kämpfe und Mühen überraschte. Von dieser Seite hatten sie ihn kaum einmal drüben vor oder nach irgend einer großen Gefahr kennen gelernt, die ihn nach seiner Weise heiter und mittheilsam zu machen pflegte.

Herr von Braunscheidt sprach endlich das erlösende Wort: „Der Teufel soll alle deine Feinde holen, mein Sohn!“ sagte er mit seinem grollenden Bärenbaß. „Das wünsche ich dir als frommer Christ!“ Und dabei gab er seiner Gattin einen Augenwink, die Tafel aufzuheben.

Im Nebengemach setzte sich, während die anderen herumstanden und rauchten, zu Juttas Erstaunen Arvid an ihre Seite. Aber er blieb stumm. Teilnahmslos wie nur sonst immer.

Das Schweigen zwischen ihnen bedrückte sie und sie fragte halblaut: „Eines begreif' ich nicht, Arvid! All deine Freunde sind doch jeder vom anderen so verschieden! Wie kriegst du die nur alle in Afrika unter einen Hut?“

„Sie wollen eben alle das Gleiche!“

„Was denn?“

„Das, was ich will!“

„Müssen sie denn das?“

„Ja — sie müssen!“ Seine Sprechweise war langsam, schleppend. Er rückte mechanisch den Zwicker zurecht. „Das heißt: ich zwingen niemanden! Das ist nur so ein Einfluß — mehr innerlich . . .“

„Aber wie machst du denn das?“

Er zuckte die Achseln. „Man muß eben denken können: Ich will! Aber wirklich! Aus ganzer Kraft!

Das springt dann auf die anderen über! Sie folgen einem! Ich glaube, 's ist angeboren!"

So leise er gesprochen, hatte Erzellenz von Braunschweig doch die letzten Worte gehört und trat, die Savanna in der Hand, kopsnickend näher. „Ja — wer folgt dem nicht, Jutta!" sagte er befriedigt. „Du kannst mir glauben: der hat mir und aller Welt zu schaffen gemacht, mein Herr Sohn! Schon als kleiner Bengel — ja: der Hofmeister tat, was er wünschte! In der Schule: sämtliche Jungen erkannten ihn als ihren Herrn und Meister an — beim Militär: die größten Vorgesetzten hielten ihm gegenüber mit ihren Offenherzigkeiten zurück — jedermann hatte vor ihm eine heilige Scheu — und ohne daß er irgend etwas seinerseits dazu tat. Du siehst ja, wie wenig er sich mit Liebenswürdigkeiten befaßt. Recht wie ein Hinterwäldler sitzt er da! Aber was ist denn?" Er wandte sich um. „Sie wollen doch nicht schon gehen, meine Herren?"

Der alte schweigsame Urwaldläufer entschuldigte sich. Er sei müde von der Reise. Und dasselbe sagten auch die anderen.

Im Vorflur ließ auch Arvid sich vom Diener Hut und Mantel reichen. Sein Vater war erstaunt: „Nanu — du gehst auch noch mit aus? Ich denke, wir rauchen jetzt noch gemütlich eine Zigarre zusammen und schwätzen — am ersten Abend, wo wir dich hier haben!"

„Heute kann ich nicht! Ich hab' mit den Herren noch etwas zu besprechen!"

„Wie du willst!“ erwiderte der Hüne phlegmatisch. Aber innerlich war er doch etwas gekränkt.

Es kostete Arvid Überwindung, mit seinen Reisegenossen, die noch ein Glas Bier trinken wollten, das nächste Berliner Bräu zu betreten. Diese Luft, dick, trübe und verbraucht wie Kalksteinwasser, dies Gemisch von Bierdunst, Menschenbrodem, Zigarrenqualm, Speisengeruch und dem Dampfe nasser Kleider — diese eng beisammensitzenden Massen von Männern und Frauen, die dreimal so laut sprachen, als es in anderen Kulturländern Europas Brauch — das alles war ihm ein Grauen und er beeilte sich, mit seiner Angelegenheit ins reine zu kommen.

„Hier haben Sie die Adresse des Doktor Belling!“ sagte er zu dem Hauptmann von Werckenthien. „Also tun Sie mir den versprochenen Gefallen und stellen Sie den Herrn morgen vor die Wahl: Entweder öffentlicher Widerruf oder Auseinandersetzung mit der Pistole. Und zwar im Luxemburgischen. Außerhalb der Reichsgrenze. Zwei Jahre Festung ist er mir nicht wert!“

„Schön!“ sagte der Hauptmann. Er wußte, daß Arvid trotz seiner Kurzsichtigkeit ein tödlich sicherer Schütze war. „Was haben Sie denn eigentlich heute, lieber Braunscheidt?“

„Wieso?“

„Sie kommen mir so ein bißchen wunderlich vor. Zerstreut . . . oder mit irgend etwas beschäftigt!“

„Vielleicht plane ich schon wieder eine neue Expedition!“ erwiderte Arvid trocken. „Möglich, daß

ich bald wieder nach Afrika geh' — sehr bald sogar! Aber zunächst geh' ich aus diesem scheußlichen Bräu fort. Diese deutsche Bierbarbarei stimmt mich zu traurig.“

Vor dem Bräu trennten sie sich. Der alte Eremit ging in sein Hotel, der Hauptmann zu Kameraden in ein Kasino, der kleine Elfenbeinhändler in ein Ball-Lokal, aus dem er gegen Morgen nach reichlichem Sektverbrauch und einem wilden Boxerkampf mit dem als Türhüter bediensteten Neger an die Luft gesetzt wurde, und Arvid machte eine stundenlange einsame und planlose Wanderung in den dunklen, verschneiten Tiergarten hinaus, ohne recht zu wissen, wohin er in seinen Gedanken schritt. . . .

In der Wohnung seines Vaters war inzwischen noch Licht und die Fenster weit geöffnet. Die kalte Nachtluft wehte herein und kühlte die Stirne des Hausherrn, der in langen, schweren Schritten durch die Zimmer ging. Es war ihm in letzter Zeit immer zu heiß und besonders nach solch einem Abend mit Lärm und Wein und der Wüsten- und Wildnisstimmung, die die Afrikaner mitgebracht. Die hatte ihn angeregt und zugleich melancholisch gemacht. Das war ein Hauch aus der freien, ihm ewig versagt gebliebenen Welt, wie der Windstoß, der eben im Vorbeiwandern rasch einmal durch das Arbeitsgemach fuhr, die Lampen erschrocken aufflackern ließ, das blöde Schreibwerk auf dem Tische aufblätterte und im Husch wieder verschwand.

Er bückte sich seufzend und hob das Aktenstück

wieder auf. Leben — Freiheit — Jungsein in Arbeit oder Genuß — ach — zu allem war die Zeit vorbei! Der Zeiger der Wanduhr wies auf späte Stunde, ihr Tictack mahnte eintönig: Tu deine Pflicht! Tu deine Pflicht! vor ihm gähnten, seiner Unterschrift harrend, engbeschriebene Bogen und im Nebenzimmer saß Stöffel-Stier, der Offiziosus, den er für alle Fälle nach dem Besuche der drei Eideshelfer seines Sohnes noch einmal hierher bestellt.

Nichts war ihm jetzt unangenehmer, als dieses hinkende Gewissen seines dienstlichen „Ich“. Aber er bezwang sich. Er brauchte solch einen Vertrauten zu notwendig, gerade er, der trotz seiner schwerfälligen Hünengestalt weit mehr der Mann des spitzigen Stiletts als der deutschen Faust war.

„... 'n Abend, Liebster!“ rief er jovial. „Na — Sie machen ja so ein vergnügtes Gesicht! Was bringen Sie denn Böses? Nichts Besonderes? Nur neue Angriffe in der Presse? Kenn' ich! Kenn' ich! ... Sturm im Blätterwald — gedruckter Landregen — geht vorüber! Leider! Ach — wenn es meinen Feinden doch bloß gelänge, mich einmal von hier wegzugraulen wie einen mißliebigen Nachtwächter! Aber umsonst! Ich muß bleiben und weiter als Samiel in der Wolfschlucht fungieren! Diesmal gründlich! Im Falle Belling! Ich werde selber, von meinem schönen äußersten Eckplatz rechts aus, sprechen und die Blitz- und Donnermaschine ein bißchen derber handhaben als sonst die Wadenstrümpfler oben! Wir wollen mal der Wahrheit die Ehre geben, alter

Freund! Merkwürdig — was? Und Ihre kleinen Leute schweigen! Über allen Reptilen ist Ruh'! Es gibt diesmal keine bezahlte Druckerchwärze! Ich zaubere selbst!"

„Sehr wohl, Excellenz!“ sagte Stöffel-Stier mit unerfütterlicher Ruhe und ging.

Der alte Mephisto schaute ihm befriedigt nach, in jener belustigten Fronie, in der er sich zuweilen als den Herrn der Ratten und der Mäuse in der Wilhelmstraße fühlte. Freilich nicht als einer der ganz Großen, aber doch groß genug, um viel menschenverachtende Heiterkeit über seine Feinde in seinem Busen zu bergen.

Feinde überall! Der Gedanke machte ihm Spaß. Der Besuch aus Afrika hatte die Schläfrigkeit, die ihn sonst nach Tisch überfiel, gebannt. Er war in einer sonnigen, niederträchtigen Laune und sein Gesicht erhellte sich noch mehr, als er das leise Fegen eines Kleiderfaums über den Boden und die leichten, elastischen Schritte Juttas hörte, die aus ihren Zimmern zu ihm zurückkam.

„Ein netter Abend, meine Tochter! Nicht?“ sagte er, ohne sich umzuschauen. „Was haben diese Kerls doch erlebt! O — ich Esel! Das alles hätt' ich auch haben können, — wenn ich's gewollt und gewußt hätte! Jetzt hilft die Keue über so viel unnütze Jugend und unnütze Tugend nichts mehr! Jetzt sitzt man hier fest und ist allgemein mißlieblich wie der Schuhu auf der Stange und um einen lärmt und krächzt das Federvolk. Und wenn man sich auch

die Kette vom Wein streifte — umsonst . . . man ist alt . . . alt . . . alt . . .“

Seine Stimme war bei den letzten Worten gesunken, der greisenhafte Zug in seinem Gesicht trat jetzt, wo er allgemach doch müde wurde und gähnte, wieder deutlicher hervor und verstärkte sich noch durch eine unruhige Besorgnis, als er sich umbrehte und in Juttas Gesicht blickte.

„Was hast du denn?“ fragte er, die Brauen furchend. „Du siehst ja ganz entgeistert aus!“

„O — mir ist nichts!“ sagte sie unbefangen. „Vielleicht hat mich die Gesellschaft ein wenig angegriffen!“

„Na — sonst sind deine Nerven doch nicht so schwach!“ Er brummte etwas in seinen Bart, schüttelte den Kopf und wurde dann ärgerlich. „Und der Arvid! Statt mit uns noch gemütlich ein Stündchen beisammen zu sitzen, muß er mit diesen Leuten, die er doch seit Jahr und Tag in- und auswendig kennt, aus dem Hause rennen! Sonderbar von ihm — nicht?“

„Ich weiß nicht! Ich kenn' ihn doch noch viel zu wenig!“

„Das ist wahr!“ Herr von Braunscheidt setzte sich schwer aufseufzend an den Arbeitstisch. „Ihr steht mir jedes so nah, daß ich immer vergeß', daß ihr euch heute zum ersten Male im Leben gesehen habt! Na — gute Nacht, mein Kind! Da liegen die Aktentische! Schlaf wohl!“

„Gute Nacht!“ erwiderte sie und ging aus dem Zimmer.

V

„Hilft nichts — man wird alt!“ sagte Erzellenz von Braunscheidt am nächsten Spätnachmittag, als er mit Herrn von Neumeister, den er zufällig unterwegs getroffen, heimwärts ging. „Wir beide reden einander nichts mehr vor! Wir haben zu viel miteinander durchgemacht, als Akten- und Tintenmenschen im Staatsdienst und außer Dienst mit Wein, Weib und — na, am Gesang hat uns ja nun weniger gelegen und in den Rest müssen wir uns jetzt auf unsere alten Tage teilen, du den Wein und ich — hör mal: du kommst doch heute abend?“

„Ich hab' deiner Frau Gemahlin eigentlich ab- gesagt! Ich lieb' große Herrengesellschaften nicht . . .“

„Meine Frau ist doch da! Und was eine schöne Frau wie die meinige will . . . Aber — du hast recht: Es wird grimmig! Tutta hat siebenunddreißig Personen zusammengetrommelt — die reine Arche Noah! Nur offizielle Welt! Der Mensch fängt beim Mandarin an. Das Ganze ist die Aufstellung eines Rekords, wieviel Langeweile, Rotzspohn und Politik ein preußischer Geheimrat im Laufe eines Abends ertragen kann, ohne dauernden Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. Schmücke dein Heim! Ach, diese vermotteten, knißebeinigen Erzellenzen! — sie wirken so fossil in unserer Zeit, wo es nicht mehr altpreußisch nach der Kaserne, sondern neudeutsch nach der Nordsee riecht — und diese Bonzen mit bunten Sternchen und das weitere Berliner Allerlei

à la Wilhelmstraße — Landesälteste, Kirchenlichter, Stangenspargel, von denen ein halbes Duzend auf ein Pfund, und Staatssäulen, von denen sechs auf ein halbes Duzend gehen, Aустern, die stumm und nützlich, Reichstagsabgeordnete, die beredt und unnützlich sind — Wolgasterletts — eine törichte Durchlaucht — na — und ich in der Mitte und komme mir beinahe so dumm vor wie ein Teil meiner Gäste . . .“

Er blieb stehen und faßte seinen kleinen Begleiter am Rockknopf. „Hör mal!“ murmelte er unruhig. „Du bist ja ein niederträchtiger Kerl und stellst mir ein Bein, wo du kannst — aber wir sind doch nun mal so lange befreundet. Ich muß dich was fragen: Ich komm’ mir nämlich wirklich dumm vor!“

Aber das vertrocknete Fuchsgesicht des alten Herrn zuckte ein Lächeln. „Du? Sei unbesorgt! Du hast den Instinkt der Schlaueheit in allen Lebenslagen!“

„Ja — aber wie ich gestern so zwischen diesen Leuten aus Afrika saß — ich erzählte dir ja — die Freunde meines Sohnes — da erschien ich mir rein wie der gute Onkel aus dem Bilderbuch! . . . schon ’n bißchen taperig — ’n bißchen angeknackst — ziemlich unnützes Möbel — aber sonst ein lieber alter Mensch! Na — und mal kratzt er auch ab! Gott befohlen! Kein Verlust!“

„Wie kommst du denn auf den Unsinn?“

„Ja — hauptsächlich: da war so ein kleiner Galgenstrick — mager — ausgehungert — so ’ne Art Windhund der Expedition meines Sohnes —

ein Elfenbeinhändler und Fähnrich a. D. — na: ich will nichts weiter gegen den jungen Gentleman sagen. Aber ich würd' ihn ungern mit einem Tausendmarktschein über die Straße zum Wechseln schicken — na — und der Bengel sah versthohlen immer mich an und dann meine Frau und dann wieder mich. Das machte mich nervös! Was kann der sich nur gedacht haben?"

„Das ist doch ganz egal!"

„Ja — aber, Hand aufs Herz!" Sie gingen langsam weiter. „Lieber Neumeister: Hab' ich wirklich nichts Komisches an mir?"

Der kleine alte Herr warf einen Blick zu dem Koloss an seiner Seite empor und zwinkerte schmerzhaft mit den Augen, als hätte jener einen schlechten Scherz gemacht. „Du und komisch! — Feinde hast du genug! Natürlich! Schon deswegen, weil du ja viel zu faul bist, irgend eine bössartige Bemerkung unausgesprochen zu lassen. Für einen soliden Staatsdiener hast du wirklich ein bißchen zu viel Witz nach Tisch. Darüber lacht dein Nächster und nimmt es dir nachher krumm. Aber als eine Duelle unfreiwilliger Heiterkeit hab' ich dich noch nie erfunden!"

„Nicht wahr!" meinte der alte Hüne erfreut. „Zu was sich Gedanken machen? Gedanken sind unnütze Blutstauungen im Gehirn! Wir brauchen in Preußen keine Stauungen! Aber das kommt alles von dem elenden Stubenhocken. Dann überleg' ich immer wieder seit gestern: Ich bin doch ein alter Mann und dabei so verliebt und — ganz stimmt's

ja nicht — aber beinahe könnte meine Frau meine Enkelin sein!"

„Das geht doch niemanden an außer euch beiden!"

„Ja — ja!" sagte Herr von Braunscheidt trübe. „Wenn ich jetzt über meine Scholle draußen in Ostelbien schreiten könnt' mit dem Knotenstock in der Hand und den Wettermantel um, dann plagten mich auch die Grillen nicht. Aber hier leb' ich zu schwindlig! In einem Wirbel! Immerzu im Kreise, bis ich jetzt glücklich die moralische Seekrankheit gekriegt hab'! Tags über im Aktenloch, Abends das Haus voll Gäste — große Unbekannte, die mich in Hummermayonnaise schädigen und blindlings meinen alten Bordeaux hinunterspülen — und dann oft noch die Nächte durch wieder über den Akten — das reißt einen auf!"

„Dann schone dich doch mehr!"

„Wie denn? Jetzt bin ich schon mitten darin! Tutta hat sich nun einmal kopfüber in den Strudel gestürzt. Nur Menschen her! Menschen so viel wie möglich — so lange wie möglich — so oft wie möglich — ein Getümmel wie auf dem Zentralbahnhof — das ist ihr stilles Ideal!"

„Wenn es dir nur nicht zu viel wird!"

„Bah — mir!" Der Recke lachte. „Aber für Tutta — da kannst du eher recht haben! Sie treibt es zu wild. Ich hab' Angst, daß sie mir schließlich zu oberflächlich wird — zu fahrig und schuffelig wie die anderen Frauenzimmer! Die sind doch mehr Kanarienvögel als denkende Wesen! Und darum ist

mir's lieb, daß Arvid jetzt in meinem Hause ist! Er hat einen merkwürdigen Einfluß auf die Menschen, ohne es zu wollen. So jemanden braucht sie! Da kann sie sehen, wie man ernst und in sich hinein und aus sich heraus lebt, statt dieser Steeplechase vom five o'clock zum Rout und von der Matinee zum Bazar."

„Wohnt dein Sohn denn bei dir?“

„Ja natürlich! Wieso?“

„Mein Gott — ich fragte nur!“

„Und was meinst du denn damit?“

„Aber gar nichts!“

„Natürlich meinst du was, du alter Jesuiter!“

Herr von Neumeister zuckte die Achseln und lächelte. Sein fuchsschlaues Antlitz sah aufrichtig zu dem anderen empor. „Du wirfst wirklich ein bißchen nervös in letzter Zeit! Es ist doch selbstverständlich, daß dein Sohn bei dir wohnt! Wo sollte er denn sonst? Na — da ist dein Haus! Auf Wiedersehen! Vielleicht schaue ich doch mal heute abend bei euch herein!“

Die Hände in den Taschen seines Pelzes vergrabend, lief er fröstelnd mehr als er ging mit seinen gewohnten kurzen Schritten die Straße hinab, ewig im Trab, ewig die Augen im Kreise, ewig den Kopf voll Mißtrauen, List und Verdacht. Herr von Braunscheidts Gesicht verdüsterte sich, als er ihm nachschaute. Dann schüttelte er ärgerlich das Haupt, wie um einen lästigen Gedanken zu verscheuchen, und stieg die Treppen hinauf in seine Wohnung. Es

verdroß ihn, daß er sich dem alten Schleicher anvertraut und der ihm seinen Dank in Gestalt seines üblichen kleinen vergifteten Nadelstiches abgestattet hatte. Aber es zog ihn eben wider Willen zu Neumeister hin. Das war vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, vor dem er keine Geheimnisse haben konnte. Sie hatten sich in ihren Jünglingsjahren zu tief ins Herz geschaut und waren zu klug, um das zu vergessen, und geistig zu nahe verwandt, wenn auch äußerlich der eine ein gut aufgelegter Riese, der andere ein mißmutiger, leberleidender Zwerg war.

Oben in seinem Arbeitszimmer traf er Arvid allein. Er saß am Schreibtisch seines Vaters, über Briefe und Kartenpläne gebeugt. „Verzeihe, daß ich mir's ohne weiteres bequem gemacht habe!“ sagte er nach der Begrüßung. „Aber ich habe viel zu tun. Natürlich wieder ein Haufen Unannehmlichkeiten aus Afrika! Eigentlich müßte ich gleich wieder hinüber!“

„Aber das wirst du doch nicht!“

„Ich will nachher mal beim Auswärtigen Amt vorsprechen. Es ist ein Schreiben aus Brüssel, von der Regierung des Kongostaats, unterwegs! Vorher kann ich nichts entscheiden!“

Arvid verstummte, und sein Vater fragte nach einer Weile: „Wo ist denn Tutta?“

„Ich hab' sie noch nicht gesehen.“

„Heute den ganzen Tag noch nicht?“

„Nein. Ich ließ mich Vormittags bei ihr melden.“

Da war sie eben ausgefahren und hatte hinterlassen, sie käme erst gegen Abend zu Tisch zurück!"

Exzellenz von Braunscheidt zog die buschigen Augenbrauen hoch. „Nanu!“ brummte er. „Sehr freundlich ist das nun nicht. Das macht die große Gesellschaft heute abend! Da hat sie den Kopf voll. Wie immer. Du mußt ihr das nicht übelnehmen!“

„Aber ich bitte dich!“ sagte Arvid lässig über seinen Papieren.

Der Alte setzte sich neben ihn. Eine Weile sah er ungeduldig seinen Arbeiten zu. Dann begann er: „Tu mal die Geschichten da für einen Augenblick weg! Ich möcht' mal mit dir reden! Oder vielmehr etwas tun, was ich mir schon lange vorgenommen hab'.“

Der junge Gelehrte sah erstaunt auf und schob den Zwickel zurecht. Sein blaßes Gesicht war unbeweglich wie immer.

„Gib mir mal deine Hand!“ fuhr der greise Würdenträger fort. „So! Nun lasse sie in der meinen und höre: Sieh mal — der Mensch ist nun mal wie er ist und kann nicht anders! Ich auch! So bin ich! Das zu sagen, ist mein Recht. Aber früher war ich im Unrecht und sagte weiter: Und so sollst auch du sein! Ich könnte ja jetzt nachträglich behaupten: das war nur väterliche Liebe! Aber wo ist da die Grenze zwischen ihr und dem väterlichen Egoismus? Jedenfalls ließeß du dir das nicht gefallen. Du wehrtest dich. Du mußttest schließlich aus dem Hause. Einen großen Teil unseres Lebens

sind wir fremd nebeneinander hergegangen, durch meine Schuld! Und die Erinnerung daran tut mir jetzt, wo ich auf meine alten Tage noch einmal durch Jutta so unverdient glücklich geworden bin, von Herzen leid. Du siehst — ich bin weicher geworden, seit wir uns zuletzt gesehen haben, und sage jetzt ganz ohne Bitterkeit: Du hast im Kampfe zwischen uns gesiegt. Du hast durch die Tat bewiesen, daß du nicht nur anders, sondern auch besser bist als ich. Nun wollen wir Frieden machen für die paar Jahre, die ich noch leb'! Friede zwischen Männern wie wir — das muß Freundschaft sein! Arvid, mein Sohn: Willst du vergessen, was war? Willst du mein Freund künftig sein im Leben?"

Er schaute ihn erwartungsvoll an, immer noch seine Rechte festhaltend. Arvid stand auf und sagte einfach und ohne Erregung: „Ja — Papa!"

Sie schüttelten sich die Hände und dann beugte sich Herr von Braunscheidt über seinen Sohn und küßte ihn, zum ersten Male seit langer Zeit. Seine Augen waren feucht vor Rührung. Aber im Inneren hatte er dabei Angst: Wenn ich ihm nur nicht altersschwach und kindisch in meiner verspäteten Liebe und Güte erscheine. . . .

Arvids Gesicht verriet wie gewöhnlich nichts, was in ihm vorging. Er packte seine Papiere zusammen und begann dann im gewöhnlichen Gesprächston: „Aber nun muß ich fort, Papa!"

„Ins Auswärtige Amt?"

„Ja — und dann . . ." Er zögerte. „Nimm es

nicht übel: Gerade jetzt — nach dieser — ich weiß nicht, wollen wir's Ausföhnung nennen oder . . . aber — ich möchte mir nämlich gerne im Vorbeigehen in irgend einem Hotel ein Zimmer mieten und dorthin ziehen . . ."

„Es ist so furchtbar unruhig hier!“ fuhr er lachend fort. „Jutta lebt nun mal in einer lärmenden Welt! Den ganzen Tag geht das so durch! Besuche, Telephongeklingel, Lieferanten, was weiß ich! Und ich bin nun einmal ein stiller Mensch! Da räume ich lieber das Feld und komme, wann es sich macht, zum Besuch!“

Was er da sagte, war ganz richtig. Aber sein Vater antwortete nicht gleich. Er sah wieder Herrn von Neumeisters schläfriges Fuchsgeſicht vor ſich und hörte ſeine niederträchtige, leiſe Frage: „So? Dein Sohn wohnt bei dir im Hauſe?“

Und nun wollte der weg, freiwillig, am Tage nach ſeiner Ankuft! Ein unbeſtimmtes Bangen kroch ihm langſam vom Herzen zum Halſe. Er ſchaute Arvid ſcharf von der Seite an. Der ordnete ruhig, mit ſeinem ſtetem, in ſich verſunkenen Ernſt, ſeine Schriftſtücke zu Ende und ſchob ſie in die Taſche. „Alſo einverſtanden, Papa?“ fragte er.

Der alte Necke zuckte die Achſeln. „Wie du willſt!“

„Schön! Alſo Adieu!“

„Adieu!“

Als ſich die Türe hinter Arvid geſchloſſen, ließ Erzellenz von Braunſcheidt das mächtige Haupt auf die Bruſt ſinken, ſtreckte die Beine weit aus und

brütete, die Hände in den Hosentaschen, den Blick hartnäckig in einen Winkel des allmählich dämmern den Zimmers gerichtet, vor sich hin. Er rührte sich nicht. Nur die Zigarre unter seinem gesträubten grauen Schnurrbart glimmte und dampfte stoßweise und umhüllte schließlich seinen ganzen Oberkörper mit einem Flor von bläulichen Rauchsichten.

Plötzlich zerrissen diese Ringe und er schreckte, mit der Hand über die Augen fahrend, empor. Jutta stand vor ihm. Sie war eben nach Hause gekommen. Die Borse trug Hut, Muff und Mantel nach hinten.

„Wo hast du denn heute nur den ganzen Tag gesteckt?“ fragte er, mit einem lauern den Blick von unten herauf, aber ohne im Halbdunkel ihre Züge genau erkennen zu können. „Raum ist Arvid da — da läufst du aus dem Hause.“

„Wir waren ja gestern schon den ganzen Tag beisammen,“ sagte sie leicht hin. „Heute ging's wirklich nicht anders!“

Ihr Gatte erwiderte nichts. Er saß da und spielte mit seinen Gedanken Kage und Maus, während seine Augen die Bewegungen ihrer hohen, biegsamen Gestalt im Zwielflicht verfolgten. Es war nur ein Spiel. Er wußte ja genau: das alles war nichts als eine seiner mephistophelischen Anwandlungen, wie er sie an sich von Jugend auf kannte, das merkwürdige Behagen an der Zerstörung und Zersetzung der Dinge. Nur daß er diesmal den Teufel hinter der eigenen Türe suchte, statt wie sonst hinter fremden. . . . Und er überlegte sich immer wieder, wie Jutta gestern

zwischen ihnen, im Kreise der Männer gefessen, die seines Sohnes Taten rühmten. Sie hatte geschwiegen und zugehört und zuweilen ihr Auge auf Arvid ruhen lassen, mit einem scheuen, ernstern Ausdruck, wie man eben einen Mann betrachtet, der von der Schwelle des Todes, aus unbekanntem Reichen wie ein Gast von einem anderen Planeten in das langweilige Gleichmaß unserer Tage tritt und eine afrikanische Fieberluft mit sich bringt, die den Sinn verwirrt, so daß sie nachher, als jene sich empfahlen, wie eine Nachtwandlerin, ganz geistesabwesend, durch die Zimmer gegangen war. . . .

Blökölich ärgerte er sich und schüttelte die schwarzen Schatten von sich ab. Das war ja Wahnsinn! Ein Abdruck! Eine dumme Nervenspiegelung! Da stand sie doch vor ihm am Tische, gelassen und heiter wie immer, ordnete mit ihren schlanken Fingern die Tuberosen und Chrysanthemen, die sie mitgebracht, zu kleinen, neben jeden Teller des heutigen Herrendiners zu legenden Knopslochsträußchen und erzählte dabei von der Generalprobe zu der morgigen Matinee, wobei sie auf einem lebenden Bild die Hauptperson darstellte, die Katharina Cornaro, mit einer goldig-roten Perücke, in Venezianer Tracht. Es war das einzige Bild, bei dem heute alles geklatscht hatte, sowie der Vorhang aufging. Und bis sie sich dann wieder umgezogen und hierhergefahren, war eben der Tag herum.

Ihr Geplauder beruhigte ihn. Es wetterleuchtete wieder über sein Gesicht halb sarkastisch-heiter, halb

voll befriedigten Stolzes wie sonst, wenn er von den Triumphen seiner schönen Frau hörte. Der Diener brachte die Lampe. Und wie es hell im Zimmer wurde, ward es auch in ihm wieder licht und grollte, während er schwerfällig aufstand, in seinem Kopf nur noch fern wie ein abziehendes Gewitter.

„Dieser Arvid!“ brummte er zwischen den Zähnen. „Weißt du, was der Bengel mir antut? Sucht sich ein Zimmer im Hotel! Zieht einfach aus dem Vaterhaus fort, nachdem er kaum den Kopf hineingesteckt.“

Sie blieb ganz ruhig und fragte nur: „O — warum denn?“

„Ja — warum, meine Tochter! Warum sind die Menschen so und nicht anders? Frag ihn doch selbst. Vielleicht wird er es dir sagen! Mir erzählt er nur, es sei ihm hier zu viel Leben! Du machtest zu viel Lärm!“

„Ja — das mach' ich doch auch!“ Sie lachte, kurz und ein wenig gezwungen, wie ihm schien. „Jetzt — mitten in der Saison! Und er liebt, soweit ich ihn jetzt kennen gelernt hab', die Einsamkeit! Ich versteh' das schon!“

„So — du verstehst das!“ Er ging langsam um den Tisch herum, so daß er ihr Gesicht im vollen Lampenschein sehen konnte, und bemerkte mit Grauen: Sie war plötzlich blaß geworden! Ganz blaß!

Sie raffte inzwischen die Sträußchen zusammen. „Ich muß jetzt machen, daß ich zur Gesellschaft noch

fertig werde," sagte sie rasch, den Blick hartnäckig auf den Blumen. „Wer soll mich denn zu Tisch führen?“

„Der törichte Prinz — natürlich!“

Sie unterdrückte einen Seufzer, nickte nur: „Es ist gut!“ und verließ das Zimmer. Und er glaubte selbst ihrem schnellen Gange, dem hastigen Handgriff, mit dem sie die Portiere zurückschlug, die Angst anzusehen, noch länger in dieser Stunde mit ihm allein zu bleiben!

Und doch war nichts geschehen — gar nichts! Er wiederholte es sich im Kopfe: Eine boshafte, versteckte, in ihrer glatten Schlangenart unfaßbare Andeutung eines guten Freundes! Das war der Anfang! Das glimmende Streichholz, das ein Vorübergehender halb achtlos, halb aus Schadenfreude in die offene Korntenne wirft, und wenn er sich dann umbreht, ist der Nachthimmel hinter ihm schon dunkelrot und alle Glocken läuten Sturm, wie jetzt die Hammerschläge seines Herzens. Und doch konnte das alles reiner Zufall sein. Das war sogar das Wahrscheinliche! Das einzig Glaubliche! Das sagte er sich immer wieder vor. Aber dann wußte er plötzlich ganz genau: Es ist doch alles so, wie du dir es einbildest! Jutta war heute den ganzen Tag nicht zu Hause. Arvid geht aus dem Hause. Die beiden fliehen einander und wissen wohl, warum. . . .

Er trat in den Flur und nahm Gehpelz und Zylinder. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen. Er hielt es nicht aus in seinen vier Wänden. Es

trieb ihn hinaus ins Freie, in die Winterluft. Die kühlte und machte die Stirne klar.

Berlin lag im Schnee. Alles war weiß und weich und still. Kein Hufschlag, kein Wagenrollen. Nur ein ganz gedämpftes, unbestimmtes Huschen verummter Gestalten im Flockengewirbel und Lichterglanz. Es war alles schattenhaft. Wie in einem Krankenzimmer, in dem wunderliche Träume, halb Sinnestäuschung, halb Wirklichkeit durch die Dämmerung spuken und ihre Fragen schneiden. Vielleicht war er wirklich krank und lief im Fiebernebel durch die Straßen! Und hinter ihm immer etwas wie ein schwarzer Kerl mit hochgeklapptem Rockfragen, der ihm heiser ins Ohr raunte: „Paß auf! Sie nehmen dir deine Frau!“ Und wenn er sich dann grimmig umdrehte, erblickte er nur seinen schwarzen Schatten unter der Laterne und die Leute auf der Straße schauten neugierig auf den alten Herrn im Pelz, dessen Riesengestalt sie alle weit überragte.

Er beschleunigte seine Schritte. Rasch wechselte um ihn her das Bild der abendlichen Weltstadt — jetzt vornehme, majestätisch-stumme Willenstraßen, jetzt, um die nächste Ecke herum ein menschenwimmelnder, tagheller Platz, — da die frostige Weite der „Linden“, winddurchpiffen, im bläulichen Licht, und wiederum tiefes Schweigen, Paläste zu beiden Seiten — zuweilen der schwere Tritt einer Schildwache, Hufschlag und das lautlose Federn von Gummirädern — er war in der Wilhelmstraße, dem Wetter-

winkel Berlins, wo er tagsüber auch Sonnenschein und Nebel brauen half.

Aber heute war ihm das gleich. Das bißchen Weltgeschichte! . . . Er hatte nur einen Gedanken: Ich bin alt und die sind jung!

Und doch beruhigte er sich allmählich. Der verletzte Stolz in ihm — der setzte sich zur Wehr und erfüllte ihn ganz, bis er sich endlich sagte: Nein! Einen Mann wie mich entthront man nicht so leicht. Ich halte, was ich habe. Und will nichts anderes glauben, bis ich es mit Händen greifen muß! . . . Und das wird nie geschehen. . . .

Als er wieder vor seinem Hause stand, rollte durch den Schnee ein Wagen heran, den er, der scharfsäugige Landwirt, an dem verschämten Hahnentritt des alten Schimmels sofort als seinem Freund, dem Medizinalrat Winkler, zugehörig erkannte. Da kamen also schon die ersten Gäste! Er eilte, die Treppe zu gewinnen und sich in fliegender Hast umzuziehen.

Heute war er in anderer Stimmung als sonst, wenn er Menschen um sich sah. Sonst machte es ihm Spaß, inmitten der steifleinernen Geheimräte und ihres säuerlichen Damenflors den alten ehrlichen Ostelbier zu spielen und mit seinem dröhnenden Lachen eine Bresche in die herkömmliche, nüchterne Ledernheit einer Berliner Gesellschaft zu legen — aber an diesem Abend waren ihm seine Gäste nur eine Last. Diese faltigen und härtigen Gesichter dünkten ihm noch dienstlicher als gewöhnlich — dienstlich noch

auf dem Totenbett —, ihre Stimmen noch hölzerner und trockener, ihre Gespräche über Politik und Personalien noch mumienhafter. Und wieder fragte er sich, während er sich vom Diener ein Glas Wein nach dem anderen einschenken ließ, voll dumpfen Unbehagens: Wie kommt Saul unter die Propheten? Wie komme ich unter diese Poppträger und Zuchtmeister deutscher Nation? Warum tränke ich diese blutleere Versammlung, in der es zwei, drei ehrlich gut mit mir meinen, der größte Teil gleichgültig und der Rest mir heimlich feind ist, mit meinem roten Lebensaft? Offenbar, weil ich selber schon durchsichtig werde, dünn, zerschliffen und verbraucht, ein Papiermensch wie jene!

Rings um ihn saß die vielfach schattierte Ausstellung von bunten Orden auf schwarzem Fracktuch. Es war Feierlichkeit in allem — im Suppenschlürfen und versteckt dem Nachbar im Gespräch eine Falle stellen, im Kosten des Weins auf der Zungenspitze und dem Wägen fremder Gedanken im Ohr . . . Haltung . . . Haltung bis zum Grabe.

Weit vom Grabe waren die meisten nicht. Grauköpfe überall und spärliche weiße, tonsurähnliche Haarfränze um schimmernde Glazen. Ernste, leidenschaftslose Gesichter mit viel Falten und Runzeln, frostige Herbststimmung über dem schweren, süßen Duft der Tuberosen und dem in mutwilligen Bläschen flimmernden Sekt.

Und mitten in diesem Kreise der silberfarbenen und elfenbeinernen Häupter glänzte ein mattes Blond im

elektrischen Licht, in flüssigen Seidenwellen aufgesteckt, von einem schrägen Pfeil durchbohrt, und darunter das Antlitz einer schönen jungen Frau. Und aus dem schmalen Ausschnitt am Halse hob sich das weiße blühende Leben ihres jungen Körpers warm von der nachtschwarzen Tafelrunde der betrachteten greisen Würdenträger ab. Und ihren Gatten, der ihr gegenüber saß, durchfuhr plötzlich schmerzhaft wie ein Stich ins Herz die Erkenntnis: Wie kommt sie hierher? Sie gehört doch nicht zu uns Alten!

Sie plauderte ruhig und unbefangen, in der Schulung der tadellosen Gastgeberin, die ihre Nervosität zu unterdrücken weiß und anscheinend kein Auge für die Dienerschaft besitzt. Links von ihr saß ein Diplomat, der klug, aber wenig, rechts die Durchlaucht, die viel, aber töricht sprach, und sie hörte beides an, ohne mit der Wimper zu zucken. Und in einem tiefen Grauen dachte sich der drüben: Das ist Komödie! Das muß Komödie sein! Alles, alles um mich ist Komödie!

Seine Schweigsamkeit fiel allmählich auf. Man war gewohnt, daß Erzellenz von Braunscheidt sonst als aufmerksamer Hausherr gewissermaßen sich selbst als Hauptstück seines Menüs servierte und mit seinem gesalzenen und oft auch gepfefferten Witz die Speisen würzte, froh, Zuhörer genug und Gelächter am Ende jeder Pointe zu haben. Heute enttäuschte er. Und niemand vertrat ihn. Der einzige, der als Berühmtheit des Tages die ganze Gesellschaft hätte interessieren können, fehlte noch. Arvid hatte aus dem Aus-

wärtigen Amte telephonieren lassen, daß er erst später kommen könne. Sein Platz am Ende der Tafel war leer. Das Auge seines Vaters ruhte zuweilen darauf und dann versank er wieder in Brüten, und der Diener neigte sich über seinen Stuhl, um ihm das Glas wieder vollzugießen.

Darüber machte nach aufgehobener Tafel der Medizinalrat seinem Wirte Vorwürfe. „Erzellenz . . .“ sagte er, in dem Havannakistchen wählend. „Erzellenz . . . Ich hab' Sie bei Tisch wohl beobachtet. Bismarck meint, wir Deutsche brauchten eine halbe Flasche Sekt ins Blut — schön — aber wenn man wie Sie gleich mit zwei Flaschen Bordeaux anfängt . . .“

„Pah!“ sagte Herr von Braunscheidt zerstreut und hob sich in den mächtigen Schultern.

„Ja — pah! Es gibt mehr eingebilddete Gesunde als eingebilddete Kranke! Das weiß jeder alte Arzt. Sie haben jetzt schon wieder einen ganz roten Kopf! Wie soll denn das enden?“

„Wie alles in der Welt mal endet!“

„Aber möglichst spät! Das ist meine Pflicht! Und darum nochmals: Wenig Wein, wenig Ärger, wenig Arbeit, keine Aufregung . . .“

„. . . Kurz, ganz so, wie ich nun mal lebe!“

„So sollten Sie eben nicht leben! Überhaupt nicht hier! Wer zwingt Sie denn dazu? Ein Mann wie Sie gehört außs Land!“

Der andere nickte ihm zu. „Erzählen Sie das mal meiner Frau! Auf die Antwort bin ich gespannt!“

„Glauben Sie, Ihrer Frau Gemahlin würde etwas Ruhe schaden? Im Gegenteil! Vorhin, wie ich ‚Mahlzeit‘ sagte, kriegte ich unversehens ihren Puls zu fassen! Das reine Sturmläuten! Ohne jeden Grund!“

Herr von Braunscheidt schaute düster lächelnd auf ein Teppichmuster am Boden. Erst als sein Berater nochmals wiederholte: „Also gehen Sie in sich, Erzellenz! Es gibt wirklich sonst einmal ein Unglück!“ — hob er den Kopf und sagte gelassen, aber mit einer Stimme, durch die die Ungeduld durchdrang: „Ein Unglück wär' es, wenn man nicht sterben könnte, mein lieber Medizinalrat! Aber wir sind todbeglückt, wie der Dichter sagt. Darin liegt der Trost. Das ist das große Ereignis. Was liegt daran, ob die Duvertüre vorher — das bißchen Leben — nun zehn oder fünfzehn Minuten gedauert hat? Die meisten Menschen kommen bekanntlich zur Duvertüre zu spät. Ich bin auch zu spät gekommen. Nun will ich wenigstens den Rest gründlich genießen!“

Während er sprach, horchte er unruhig auf. Er hatte Arvids Stimme im Vorflur gehört; gleich darauf trat sein Sohn ein.

„Nochmals Verzeihung!“ sagte er. „Sie haben mich nicht losgelassen in eurer Wilhelmstraße. Der Brief von der Kongoregierung ist da. Da war nun des Herumstehens um den grünen Tisch und des Redens kein Ende. Die Leute wollen auch, ich soll sofort wieder nach Afrika zurück.“

„Und tuft du's?“

„Ich hab' mir Bedenkzeit ausgebeten!“ Er warf einen Blick durch die halboffene Türe. „Entsetzlich — da sind schon wieder dieselben Menschen, die ich eben verlassen hab' — wieder Geheimräte und Orden und . . . Wo ist denn Jutta?“

„Nach einem Herrneffen? Sie hat sich in ihre Gemächer zurückgezogen!“

„Dann entschuldige mich, bitte, bei ihr, wenn ich ihr nicht erst guten Abend sage. Ich muß gleich wieder weg!“

„Warum denn?“

„Wercenthien wartet unten!“

„Deswegen kannst du doch einen Augenblick zu Jutta?“

„Nein — es eilt! Es betrifft den Handel mit Belling. Der zweite Kartellträger, ein Freund Wercenthien's, will mich sprechen. Morgen muß sich die Geschichte entscheiden!“

„Wie du willst! Ich werde also Jutta einen Gruß ausrichten und du kämst morgen!“

„Ja — hoffentlich!“ sagte Arvid ruhig.

Sein Vater warf ihm einen scharfen Blick zu. „Hast du dir denn wirklich ein Zimmer im Hotel genommen?“

„Ja. Am Bahnhof Friedrichstraße!“

„So weit von hier?“

„Es liegt mir bequemer. Meine Sachen werden nachher geholt. Also gute Nacht, Papa!“

„Gute Nacht!“ sprach Herr von Braunscheidt

finster und kehrte voll erneuten düsteren Argwohns und Zweifels zu seiner Gesellschaft zurück. Unterwegs ordnete er seine Züge zu jener Mischung von Jovialität und schillernder Bosheit, durch die er sich von jeher überall im Leben Zuhörer und Feinde erworben. Und dabei graute es ihm, seine eigene Schwelle zu überschreiten. Sein Lieblingspruch fiel ihm ein, daß man sich vor zweierlei auf der Welt hüten müsse — vor engen Stiefeln und vor engen Seelen! Vor Leuten, wie die da drinnen! Wie viel lieber wäre er jetzt allein mit seinen Gedanken gewesen!

„Wo ich bleibe?“ sagte er. „Meine Herren — ich sorge als gewissenhafter Hausherr für das Amüsement meiner Gäste! Ich verschwinde und gebe dadurch die schönste Gelegenheit, ausgiebig über mich zu schimpfen! Das ist doch das größte Vergnügen an so 'nem Abend! Na — seien Sie nicht so ent-rüstet! Ich mein' es nicht böse! Ich bin mir nur meiner Minderwertigkeit bewußt. Ich selbst bin ja eine Null. Nur groß als Gatte und Vater! Ich hab' eine schöne Frau und einen berühmten Sohn. Ich wandle zwischen Sonne und Mond. Was meinen Sie, Durchlaucht? Ich taugte selbst noch was? Ich tanzte noch mit leidlicher Grazie auf dem gespannten Drahtseil der Wilhelmstraße? Ach: nichts Schlimmeres als ein alter Kunstreiter, dem schon alle Knochen weh tun! Hilft nichts: das Publikum hat gezahlt! 'rauf auf den lahmen Parteiklepper, 'rin in die Manege, los mit den unübertrefflichen Saltomortales. Na — die meisten von Ihnen können es

ja noch schöner wie ich! Bei mir dauert's nicht mehr lange! Man möchte doch mal seinen Mitmenschen 'ne Freude machen! Zu dem Zweck muß man abkrazen! Der Erfolg ist garantiert! Allgemeine Zustimmung — ehrende Nachrufe — gedruckte Krokobilstränen! Ach! 's ist keine Kunst, ein Mensch zu sein, aber eine Strapaze! Besonders wenn man alt ist wie ich! Die Naturvölker haben dagegen ein gutes Hausmittel! Dort schlagen die Kinder den Vater beizeiten tot, rein aus Pietät, um ihm den allmählichen Verfall zu ersparen. Hier tut einem keiner den Gefallen. Mein Sohn am wenigsten! Aber, meine Herren — Sie wollen doch nicht schon gehen?"

Doch — es trieb die Geheimräte heim. Sie verabschiedeten sich dankend, gaben im Flur den Dienern ihre Abschlagszahlung auf Speise und Trank und tasteten sich die Treppe hinab. Nur der kleine Herr von Neumeister, der schließlich doch gekommen, blieb noch einen Augenblick, um sich eine Zigarre anzuzünden.

„Schimpfst du schon wieder?“ sagte er mit seinem verschlafenen, listigen Lächeln. „Wenn dir das Leben hier und der Dienst und die geölten Male, wie du uns Kollegen nennst, so greulich sind — so pfeife doch auf den ganzen Krempel! Zieh auf deine Güter! Du kannst es ja! Du bist ein freier Mann!“

„Frei? Also sprach ein Junggeselle! Ich hab' eine junge Frau. Der hab' ich gelobt, hier in dieser Wüste von Backsteinen und Schutzleuten zu leben!“

„Und davon kommst du nicht los?“

„Nein!“ sagte Herr von Braunscheidt kaltblütig und geleitete seinen Freund zur Treppe. „Ich bin ein altfränkischer Mensch von Anno dazumal und finde es trotz aller Errungenschaften der Neuzeit ganz nett, wenn man sein Ehrenwort hält! Meine Frau weiß, was sie will. Ich tu', was sie will! Und damit ist meine Weisheit zu Ende — wenn nicht einmal ein Wunder geschieht. Und ich bin kein Freund von Wundern. Na — gute Nacht, lieber Neumeister! . . .“

VI

Am nächsten Morgen erschienen diese Zweifel, dies giftige Mißtrauen, diese quälende Angst des vergangenen Tages Erzellenz von Braunscheidt nur noch wie ein Traum. Das war ein Abdruck gewesen — unfassbar, schattenhaft und doch atemraubend mit seinem die Brust zusammendrückenden Bleigewicht, und verschwand jetzt vor der langsam über den schneebedeckten Dächern aufsteigenden Morgensonne und vor der ruhig zu Rechte kommenden Vernunft. Was lag denn eigentlich vor? Nichts — aber auch gar nichts! Hirngespinnste — Grillenfängerei — eine Furcht vor dem schwarzen Mann wie in den Ammenmärchen — mit solchem Altweiberkram — nein, mit solchem Altmännerkram hatte er sich unnütz herumgeschlagen und sich vor sich selbst

lächerlich gemacht. Er mußte sich besser im Zaum halten! Schon um Juttas willen! Was gab es Abgeschmackteres als Eifersucht in seinem Alter?

Ja — das war traurig. Alt sein! Am Ende! So weit, daß man tagelang verzweifelt mit Windmühlen sichts und noch froh sein muß, wenn man dabei kein schadenfrohes Publikum hatte. Und dankbar dafür, daß es eben schließlich doch nur Windmühlen gewesen! Er war in einem wehmütigen Galgenhumor, während er am Frühstückstisch saß — so ungefähr wie in seiner Jugend nach einer verlustreich durchspielten Nacht, wo er sich voll Arger, Beschämung und Reue oft innerlich gefragt: Wie konntest du nur so dumm sein? Wie konntest du dich nur zu so etwas hinreißen lassen? Und dann war damals, sobald die letzten Nebel vor den Fenstern draußen und im Kopfe drinnen sich lösten, allmählich der Trost gekommen: Es ist ja nicht so schlimm! Es läßt sich verschmerzen. Es geht noch nicht ans Leben! Und zum Schluß der feierliche Vorfaß: Aber nun nie wieder!

Hatte er sich so in jenen Tagen mit seinem inneren Menschen abgefunden, einem sonst in seiner Art sehr nachsichtigen Tyrannen, der nur gegen Dummheit unerbittlich war und alles, was lächerlich machte und verkleinerte, nie verzieh — dann kehrte rasch seine gute Laune wieder und ein ärgerliches Behagen, doch noch rechtzeitig den Kopf aus einer selbstgeknüpften Schlinge gezogen zu haben. Und dieses vergnügliche Buß- und Betgefühl, dies erquickende Bewußtsein,

einen neuen Menschen angezogen zu haben wie ein frisches Armesünderhemd, erwärmte ihn auch jetzt immer mehr mit Wohlgefallen, je weiter sein Frühstück fortschritt. Er nahm es heute einsam ein, zeitiger als sonst, weil ihn Mittags die Pflicht in den Reichstag und vorher zur Erledigung der dringendsten Akten in das Ministerium rief. So fehlte Jutta und mit ihr die sonstige Zuhörerin dieser Morgenstunde, in der er sich stets am wohlsten fühlte, alte und neue Bosheiten gegen seine Freunde, vergiftete Liebenswürdigkeiten gegen seine Feinde auf den Lippen führte und zwischen Teetasse und Schinkenteller plaudernd mit der Welt da draußen Fangball spielte wie die Katze mit der Maus.

Diesmal mußte er sich selbst Gesellschaft leisten, stumm, nur zuweilen mit einem belustigten Wetterleuchten über das Gesicht, das den blitzschnellen Blicksack seiner Gedanken verriet. Und mehr noch von diesem mephistophelischen Geist lebte in ihm auf, als er, ohne Jutta erst gestört zu haben, sein Haus verließ. In tiefen Zügen sog er die kalte Winterluft in die mächtigen Lungen. Seine Wangen röteten sich, seine Augen wurden scharf — und da kam auch das sicherste Zeichen der Genesung: der vollblütige Ärger und Hohn über sein Tagwerk!

Eine schöne Beschäftigung für einen freien alten Edelmann vom Lande! Von der Wilhelmstraße an das Reichstagsufer, vom Reichstagsufer in die Wilhelmstraße — hin und her — wie der Eisbär im Käfig, und ebenso unermülich und zweckreich wie

dieses Pelztier! Von den Schreibern im Ministerium zu den Schreibern im Parlament. Von den Vorgesetzten zu den Feinden! Feinde, so viel man wollte! Jeden Tag mehr! Sie entstanden ganz von selbst wie die kleinen Frösche nach dem Gewitterregen, über die er sich oft beim Spazierritt über sein Gut mißbilligend erstaunt. War das eine Welt — grüne Tische — grauer Staub — gelbe Amtsgesichter — o — er hatte wieder herzlich Ekel am Metier!

Dieser Widerwille gegen seinen papierenen Kerker wurde noch stärker, als er sich nun stöhnend und brummend an seinem Arbeitstisch niederließ und einen grimmen Blick auf die ihm kampfbereit entgegenleuchtenden Berichte, Denkschriften und Eingaben warf. Heute fühlte er sich diesem Froschmäusekrieg mit verbissenen Bittstellern, lederzähnen Behörden und rebellischen Stadtvätern nicht gewachsen. Er kam sich vor wie Gulliver unter den Zwergen. Alle Augenblicke zertrat man unversehens irgendwo irgendetwas in der kleinen Wimmelwelt unter sich und dann kam gleich darauf als Echo das tausendstimmige Summen und Surren aus dem Bienenkorb der öffentlichen Meinung.

Zu was sich Tag um Tag zerstechen lassen, zum Gaudium der Steuerzahler, die solche Märtyrer aus ihrer Tasche unterhielten? Mochten die Kollegen sich heute wie übers Jahr hinter den Aktenstößen die Leber anschoppen und für Karlsbad reifen lassen — er ging! Eigentlich hatte er von dem Ministerium direkt in den Reichstag fahren wollen. Aber nun

fiel ihm ein, daß er Jutta dann den ganzen Tag nicht zu Gesicht bekommen würde. Denn ehe er von der Sitzung nach Hause gelangte, war sie schon längst in ihrer Matinee. Dorthin, zu dem Teegelabber und den Schreiverfuchen am Klavier wollte er ihr nicht folgen. Aber wenn er heute einmal ganz ausnahmsweise, trotz seines gewissenhaften Altpreußenstums, etwas von seinen Dienststunden abbrach, dann fand er sie noch daheim. Und er hatte Sehnsucht, sie zu sehen! So zu sehen, wie all die Zeit bisher, das ganze Jahr seiner Ehe — es war noch nicht einmal ein ganzes Jahr. Er wollte ihr Bild vor seinen Augen wieder klären. Das trieb ihn, in einem wunderlichen, weichen Neubeugungen eines alten Mannes, — nach einigen kurzen Worten an seine Herren, daß er zu seiner heutigen Rede im Reichstag noch der Vorbereitung bedürfe — aus dem Tintenteich fort und nach seiner Wohnung.

In Wirklichkeit dachte er auf dem Heimweg gar nicht an das, was er zu Arvids Gunsten heute im hohen Hause sagen wollte. Die nötigen Notizen hatte er sich gemacht und im übrigen verließ er sich wie immer auf die augenblickliche Eingebung seines Temperaments. Dann ging's am besten. Dann saßen die blitzschnellen Dolchstiche rechts und links, Lärm und Gelächter hinterher. Das wußte er. Er war der rechte Stegreiffämpfer und stolz darauf als ein Erbteil uralten Raubritteradels, aus dem er stammte.

Ihn drängte es nur zu Jutta. Ungestimmt schlug er daheim die Portiere zurück und blieb betroffen

stehen. Jutta lag halb auf einer Chaiselongue, das Gesicht ihm abgewandt und ohne ihn zu bemerken. Sie bewegte sich nicht. Nur zuweilen durchzitterte es sie wie ein unterdrücktes Schluchzen.

Er legte ihr leise die Hand auf die Schulter. „Jutta!“ sprach er gedämpft.

Sie fuhr herum und schaute zu ihm empor, mit einem erschrockenen Aufatmen, einer Bewegung unwillkürlicher Angst. Und nun konnte sie die Tränen nicht verbergen, die über ihr blasses Gesicht geflossen waren und jetzt noch an ihren Wimpern hingen.

Sie hatte geweint! Nur einmal, seit er sie kannte, hatte er sie bisher in Tränen gesehen — damals, als sie nach dem Begräbnis ihres Vaters schwarzgekleidet und stumm neben ihm im kalten Sprühregen durch den Gottesacker den Rückweg in das Leben hinaus gesucht und unwillkürlich, Schutzbedürftig sich auf den Arm gelehnt hatte, den er ihr bot. Damals war ihm zum ersten Male fest und unerschütterlich der Gedanke gekommen, sie nicht mehr aus diesem Arm zu lassen sein Dasein hindurch. So war sie seine Frau geworden und ihre Augen waren kalt, heiter und trocken geblieben wie der Wintermorgen draußen, bis zu dieser Stunde. . . .

„Warum weinst du denn eigentlich, um Gottes willen?“ fragte er finster.

Sie stand langsam auf und strich sich das Haar glatt. Ihr schönes Gesicht verfärbte sich noch mehr.

„Es sind nur die Nerven!“ sagte sie halbblau. „Angstige dich nicht!“

„Deine Nerven waren doch bisher gut genug!“

„Es scheint doch, daß ich ihnen zu viel zugemutet hab'. Nun kommt einmal ein solcher Anfall — es ist nichts!“

„Mit so etwas soll man nicht spaßen!“ sagte er ganz mechanisch, mit einem leeren Blick durch das Fenster.

Sie nickte. „Weißt du, was das beste wäre? — Wozu ich jetzt Lust hätte . . .?“

„Nun?“

„Einmal ganz ausspannen! Vier Wochen aufs Land! Zu uns!“

Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. „Du aufs Land?“

„Nun ja!“

„Jetzt mitten im Winter? Aus der vollen Saison heraus?“

„Wenn mir die Saison mitten im Winter über geworden ist! . . . Du denkst dir das auch doch sonst immer so schön — Ruhe und Schnee und Eis und Wald um einen —“

„Aber nicht, wo Arvid eben angekommen ist!“

„Ach so — Arvid!“ sagte sie schnell, als fielen ihr der jetzt erst ein. „Freilich . . . obwohl: ich glaube, viel werden wir hier auch nicht von ihm haben . . .“

Dabei war sie ganz bleich geworden — gerade wie am Tag vorher. Er bemerkte es wohl und unterdrückte ein Stöhnen.

Wieder wälzte es sich ihm dumpf durch den Kopf: Sie flieht vor ihm — er flieht vor ihr — und

beide wissen, warum sie sich voreinander fürchten. Dann hörte er wieder ihre leise, halb fragende Stimme: „Schließlich — ich meinte ja nur so — es ist ja nur so ein Gedanke . . .“

„Mehr wird es auch nicht!“ sagte er. „Es ist keine Rede davon, daß ich jetzt mitten im Januar vier Wochen Urlaub krieg’! Also das schlag dir nur aus dem Kopf!“

„Schade!“

Sie versuchte zu lächeln. Aber das verstärkte nur den starren, leidenden Ausdruck ihres Gesichts. Er ging langsam im Gemach auf und ab. Er hielt an sich, mit all seinen Kräften, — wie die da drüben es ja jedenfalls auch tat. Nur daß ihr das Leben, obwohl sie Weib war, noch nicht so viel Verstellungskunst gelehrt wie ihm, dem alten Kämpfen. Aber trotz seiner Selbstbeherrschung fühlte er mit Schrecken: Es war alles wieder da — das tödliche Bangen, das nagende Mißtrauen, die ganze Qual des vorigen Tages.

Nein. Es war mehr wie Mißtrauen. Eine innere Stimme sagte ihm unerbittlich: Du irrst dich nicht!

„Geht’s besser?“ fragte er endlich.

„Ja.“

„Dann wird es aber Zeit zu deiner Matinee!“

„Ich hab’ abgesetzt!“

Er blieb stehen und warf einen scharfen Blick auf sie. „Abgesetzt?“

„Schon heute morgen!“

„Und die Katharina Cornaro?“

„Sie sollen sich ohne mich behelfen! Ich mag das nicht mehr alles mitmachen! Ich bin müde. Ich kann nicht!“

Er setzte seine Wanderung durch das Zimmer fort. Das Herz tat ihm weh. Endlich forschte er mit verändertem Ton, leichthin, aber ohne sie anzusehen: „Sag mal — war Arvid eigentlich heute schon hier?“

„Nein. Meines Wissens noch nicht!“

Wieder war es zwischen ihnen still. Dann richtete sich Jutta auf und ging langsam zur Türe. Er drehte sich nach ihr um. „Willst du dich hinlegen?“

„Ja. Ein bißchen! Verzeih — es ist ja wirklich kindisch von mir . . .“

„O — bitte!“ sagte er trocken und hörte am Fenster stehend, wie das leichte Fegen ihres Kleiderfaums weiter und weiter durch die Räume sich verlor. Da stöhnte er auf und ließ sich schwer auf einen Sessel sinken.

Die Hände auf die Lehnen gestützt, den Blick starr, saß er da. Er bemühte sich, seiner Gedanken Herr zu werden. Aber er bekam nichts zu fassen. Das drehte und wälzte sich da drinnen und überstürzte sich in schadenfroher Hast wie die wilde Jagd, allerhand Spul und Fragen, grinsende Zerrbilder seiner selbst und der Menschen um ihn im Wirrwarr nickend und raunend: Du bist verraten! Du bist verraten! Und wieder kicherte es schrill in seinen Ohren und tanzte rot vor seinen Augen; Du bist in

Gedanken verraten — von deiner Frau und deinem Sohn!

Er schaute verstört um sich, als stände da irgend jemand, der ihm das erklären könnte — dies Ungeheuerliche. Das Grauen in ihm wuchs. Es fiel ihm ein, was er Arvid bei seiner Ankunft gesagt: Ich bin alt und sie ist jung! — und höhnisch hallten ihm jetzt seine eigenen Worte zurück.

Es schwankte und wogte alles in ihm auf und nieder. Zuweilen fiel wieder ein Lichtstrahl der Überlegung in das Chaos und zeigte ihm den nichtigen Grund für einen so schweren Sturm — ein paar Tränen, die eine junge Frau ohne rechte Ursache geweint, ein paar Worte von Abreisen, die sie achtlos gesprochen. Was bewies das? An den Trost klammerte er sich. Er suchte ihn krampfhaft festzuhalten. Aber umsonst! Der Schrecken hatte ihn erschlafft. Er trieb willenlos auf den Wellen.

Und allmählich stieg ein bitterer Haß gegen den Mann in ihm auf, der ihm sein Einziges auf der Welt wegnahm. So lohnte sein Sohn die Liebe des Vaters, so die Hand der Freundschaft, die er ihm gestern geboten! Dazu war er über Länder und Meere herbeigereist, um einem alten Mann sein Letztes im Leben zu zertreten! Bei dieser Vorstellung wurde ihm bitter weh. Er fühlte in Hilflosigkeit das Wasser in die Augen steigen und in Scham und Gram darüber ballte er wieder die Fäuste und bewegte lautlos die Lippen.

Einmal dachte er: Was kann denn Arvid dafür?

Er geht nicht darauf aus, Herzen zu gewinnen. Frauenherzen am wenigsten! Wenn es geschah, geschah es ohne seine Schuld! Aber was hilft das? Zum Bettler macht er mich doch!

Zum Bettler in der Einbildung? Der Haß in ihm sagte: Nein! Der schlug immer wieder in dem gleichen Flammenspiel empor: Wäre Arvid nicht in das Haus gekommen! Wäre er drüben, im dunklen Erdteil geblieben! Wäre er dort — ihm graute. Er wagte nicht weiter zu denken. . . .

Da klopfte es. Arvid trat ein, hastig, zerstreut und ohne viel auf den Gesichtsausdruck des Vaters zu achten. „Wir haben den Kerl, den Belling, also glücklich festgemacht,“ sagte er. „Er steckt in der Sackgasse. Die Zähne zeigen oder zu Kreuz kriechen — eine andere Wahl hat er nicht! In zwei Tagen ist er tot oder ich.“

Die Worte klangen seltsam von den Lippen eines Mannes, der wie ein blasser, stiller Gelehrter aussah. Aber der kalte, grausam-harte Zug um die Lippen bewies, wie ernst er es meinte.

Herr von Braunscheidt wandte sich ab. Seine Gedanken waren gebannt durch ein unheimliches Bild: Eine Waldwiese. Morgengrauen. Ein Pulverwölkchen in der Luft. Schnee am Boden. Im Schnee ausgestreckt eine Gestalt, andere stumm daneben. Und dann ein gedämpftes Murmeln — ein Auseinander-treten — vorbei! . . .

Wer war der, der da lag und das Licht der Sonne nicht mehr sah? Ihm schauderte. Vielleicht

verließ der da drüben seine und Juttas Welt so rasch, wie er in sie eingedrungen, und alles war zu Ende. Alles wie zuvor. Die Ringe verzitterten über dem Wasserspiegel. Es gab ein Geheimnis mehr in einem Grab.

Und der, an dessen Tod er dachte — das war sein Sohn! Sein Fleisch und Blut! Der Erbe seiner Tage, der ihm und seinem alten Hause Ehre machte vor Gott und den Menschen, auf den er stolz war in seiner herrischen, steifnackigen Art, um dessen Freundschaft er gestern noch bittend, mit ausgestreckter Hand, geworben! Und von dem er nichts Böses wußte — nur ein Ahnen und Zweiseln, eine Art quälenden Hellsehens überreizter Nerven. . . .

Er bezwang sich, trat auf Arvid zu und legte ihm, einen inneren Widerstand überwindend, die schwere Rechte auf die Schulter. Dann räusperte er sich. „Na — die Sache wird schon gehen! Du bist schon mit anderen Leuten fertig geworden. So 'n Groschenlicht wie den Belling bläfst man einfach aus! Hast du anständige Pistolen? Sonst nimm meine! — Kannst es ruhig! Du hast ja nie daraus geschossen!“ Er öffnete die Flurtüre und schrie mit seiner alten, dröhnenden Stimme: „Friedrich! . . . Zum Teufel! Sitzt der Kerl wieder auf seinen Langohren? — Friedrich . . . bringen Sie mal das schwarze Kästchen oben von dem Uniformschrank!“

„Altes Familienerbstück!“ sagte er dann, die Kassette aufklappend. „Damit hat schon dein Großvater die Schlachtzigen drüben in der Wasserpolackei

im Zaum gehalten, wenn die seiner schönen Frau zu nahe kamen — sie war schön, meine Mutter — du hast sie ja nie gekannt — und mit den Dingen im Rutschlasten bin ich auch ein paarmal dreist und gottesfürchtig ins Morgenrot hinausgefahren und hab' unseren guten Landrat an der Wade gestreift — den alten von Anno dazumal! Gott hab' ihn selig! Er war noch von der richtigen Sorte. Im Kreis begütert und aufgewachsen, keiner von den frisch ausgekrochenen Berliner Affloren, die jetzt mit der gouvernementalen Eierchale auf dem Steiß bei uns herumlaufen! — Na — und nu nimm du die Pistolen und triff den Kerl und triff ihn gut! Das ist mein Kugelsegen!“

Er meinte es ehrlich. Aber kaum war der Klang seiner eigenen Worte ihm im Ohr verhallt, da beschlich ihn vor Arvids unbeweglich ruhigem Gesicht wieder der Drang: Köant' ich doch jetzt in deiner Seele lesen! Er hätte ihn packen mögen, ihn an den Schultern rütteln, ihn ins Nutlich hinein, Aug' in Auge, heischen: „Nun rede wahr — was ist mit dir? Was ist mit Jutta?“ Aber er wußte ja: auf solche Weise scheuchte man ein Geheimnis nicht auf den Markt hinaus! Nur noch tiefer hinab in seine Gründe! Da schlief es wohlverwahrt hinter undurchdringlichen Menschenmasken wie überall im Leben, und harrte der Zeit und des Zufalls, um sich zu entschleiern.

Ein Säbel klirrte draußen. Der Diener meldete den Hauptmann Werdenthien.

Der Kartellträger trat in Uniform ein, den Helm in der Hand. Aber sein Gesicht war nicht so ernst wie sein Amt. Ein verächtliches Lächeln ruhte darauf. „Guten Morgen, Erzellenz!“ sagte er „’n Morgen, Braunscheidt! Packen Sie nur ruhig Ihre Schießkolben wieder ein! Belling, der gute Mann, hält sich an den Paragraph elf: Es wird weiter gekniffen! — Pistolen keine Widerlegung — mittelalterlicher Ufug — Kampf mit geistigen Waffen — zwanzigstes Jahrhundert — na — wir kennen ja die Chosen! Und was sie auf Deutsch heißen, wissen wir auch! Also das Duell findet nicht statt! Da haben Sie das Protokoll und da den Entwurf der Zweikampfbedingungen zurück!“

Er warf die Papiere auf den Tisch neben die Pistolen, setzte sich und zündete sich eine Zigarre an, die Erzellenz von Braunscheidt ihm bot. Das Antlitz des alten Hünen war finstern. Die Aufwallung, in der er sich noch einmal seinem Sohne gendhert, der Gruft der Todesweibe, der Schauer vor dem Unberechenbaren war wieder einmal ein Schabernack des Alltags gewesen.

Nun kam bei ihm der gewohnte Umschlag in die Mephistolanne. „Also werde ich für dich allein in die Schranken reiten müssen!“ sagte er trocken. „Auf ungesatteltem Prinzipienrenner! In einer Stunde beginnt die Vorstellung am Reichstagsufer. Kinder und Soldaten die Hälfte. Heutzutage redet man und tut nichts! Der Mund schlägt die Faust statt umgekehrt. Die Schneidergesellen behalten recht. Alles

ist zweiter Aufguß! Alles mit einem Schuß ‚Bildung‘ verwässert. Überall der rote Schlips, überall das heilige ‚Ich‘ und ‚Det‘. Wo ist die Zeit, wo der Hutten von sich sagen konnte: ‚Ich bin der Niemand‘! Das heißt eben: Ich bin jemand. Ich bin ich! — ohne behördlichen Gebrauchsstempel auf der Rückseite. Einfach ein ganzer Kerl! Dazu haben wir nun den eisernen Kanzler gehabt! Eisen im Blut tut uns not. Und Eisen vor der Stirne! Nicht bloß ein einfaches Brett, womit sich jetzt unsere Zeitgenossen bis in die höchsten Stände hinauf begnügen.“ Er unterbrach sich und schüttelte zornig den Kopf. „Verzeihen Sie . . . meine Einfälle laufen wieder spazieren! Aber ich kann sie zurückpfeifen wie die Jagdhunde. Ich brauche ein paar davon nachher — im Reichstag. Das gibt Lärm. Da hören sie zu! Meine Mohrenwäsche wirkt! Ich haue dich heraus, Arvid, so schwer das ist, wenn man in eigener Angelegenheit das Wort ergreift! Einem anderen würden sie eine solche Donquichotterie vielleicht gar nicht erlauben! Aber ich gelte nun einmal als die bête noire der Partei und meine Torheit ist immer noch amüsanter als die Weisheit der anderen.“

„Ich danke dir!“ sagte Arvid. Seine Augen hatten wieder den unbestimmten, starren Ausblick in die Ferne. „Ich gehe inzwischen in das Auswärtige Amt. Und nachher möchte ich dich gerne in einer wichtigen Sache sprechen!“

„So hole mich im Reichstag ab.“

Sein Sohn nickte, in Gedanken verloren: „Also

auf Wiedersehen!“ murmelte er und ging, zusammen mit Werckenthien, den der Hausherr bis zur Flurtüre begleitete.

Nachdem sich die Pforte hinter den beiden geschlossen, atmete er schwer auf, wieder von dem alten Alb gedrückt, und in ihm wuchs das leidenschaftliche Sehnen: Nur eine Entscheidung — irgendwie! Eine Gewißheit — gleichviel um welchen Preis!

Als er in das Zimmer zurücktrat, sah er da Tutta.

Sie stand über den Tisch gebeugt, auf dem die Pistolen und Zweikampfprotokolle lagen. Ihre Augen waren starr vor stummem Schrecken. Bei seinem Nahen fuhr sie zusammen. „Verzeih!“ sagte sie halblaut. „Ich glaubte, du seiest auch mit den Herren fort!“

„Na — und weil ich weg bin, spionierst du da 'rum — was?“ Sein tiefer, behaglicher Haß zitterte kaum, während sein Auge unruhig von Tuttas verstörtem Antlitz zu den Waffen und wieder zurück glitt.

Sie stockte. „Ich sah Werckenthien in Uniform über die Straße kommen — und dann riefst du im Flur nach dem Pistolenkasten . . .“

„Vielleicht will ich nach der Scheibe schießen!“ Er ließ sie nicht aus den Augen. Sein Gesicht lächelte im Fieber des Spiels zwischen Katze und Maus.

„Oder sonst wer!“ setzte er hinzu. „Frage doch Arvid!“

„Er schlägt sich! . . .“

Raum waren diese Worte aus ihrem Munde, da trat sie, weiß wie die Wand werdend, einen Schritt zurück. Sie beide wußten: Jetzt war es offenbar! Der Schrecken hatte ihre Lippen entriegelt. Das war ein selbstvergessener Naturlaut gewesen — ein Auffahren des Herzens, das seine Last nicht mehr trug. . . .

Einen Augenblick war es still.

„Er schlägt sich nicht!“ sagte Herr von Braunschweig dumpf, in der ersten Regung des Mannes von Ehre, keine Lüge aufkommen zu lassen. Er wunderte sich selbst, wie unheimlich ruhig er war. Dann trat er vor sie. „Sieh mich an!“

Sie wich vor ihm zurück.

„Sieh mich an!“ wiederholte er.

Sie begann heftig zu zittern, die Augen am Boden. Kein Wort kam aus ihrem Munde.

Und zum dritten Male murmelte er, diesmal weicher, mit einer letzten, ersterbenden Hoffnung. „Sieh mich an!“

Da sank sie plötzlich an der Lüre, wo sie stand, auf den Boden. Neben einem Stuhl hingekniet, preßte sie das Gesicht in die Kissen und ihre Hände darüber, wie um sich vor der Welt zu verbergen. Ein verzweifelter Schluchzen erschütterte ihren Leib.

Da war es entschieden. Alles vorbei. Er ging still ins Nebenzimmer. Kein Aufbrausen jähler Wut nach seiner sonstigen Art war über ihn gekommen, nur eine tiefe Betäubung. In der lehnte er am

Fenster, Träne auf Träne lief über seine Wangen. Er weinte bitterlich und merkte es kaum.

Dann, nach langer Zeit, raffte er sich auf. Leise, auf den Fußspitzen näherte er sich wieder der Türe zum Seitengewach und schaute hinein. Jutta war weg. Und jetzt erst kam ihm eigentlich zur Besinnung, was geschehen war.

Er setzte sich schwer in einen Lehnstuhl, voll einer matten Genugthuung, sich nicht mehr aufrecht halten und beherrschen zu müssen.

Die Wohnung kam ihm wie ausgestorben vor in ihrer Stille. Einmal, als Jutta ein paar Tage verreist gewesen, da war auch auf Schritt und Tritt hinter ihm ein schwarzer Gedanke gegangen: Sie kommt nicht wieder! Du bist ganz allein! So war es auch jetzt! Er fühlte sich einsam und schwach und müde. Und alt . . . so alt! Von allen verlassen — den Fernsten und den Nächsten. Von allen verraten.

Dabei legte es sich zuweilen wie ein dunkler Schleier über seine Augen, wie eine Selbstvergessenheit, ein beruhigendes lautloses Wandern und Träumen in fernen Landen. Die Dinge verwischten sich. Die plötzliche Erschöpfung spiegelte ihm allerhand vor — Erinnerungen — Klänge — Bilder von einst. Er dachte daran, wie auf seinem Herrensitz im Osten jetzt der Schnee da draußen auf den Feldern lag, richtiger, weißer Weihnachtsschnee, nicht grau und schmutzig wie in dem verhassten Berlin, — wie die Schlittenschellen ferne klingelten und Nachmittags, beim Sinken

der blutroten Sonnenscheibe, der Rehbock scheu sichernd aus dem Stangenholz trat und der Fuchs auf der Wildspur die Schneisen entlang schnürte. Und weit über den Schnee, vom dunklen Walde her, tönnten Abendglocken. Alle Dorfkirchen in der Runde läuteten. Man trug einen einsamen Mann zu Grab. Viel Kränze, viel Kriegervereine, viel Erzellenzen und Große des Landes hinter dem mächtigen schwarzen Sarg. Aber alles kalte Gesichter. Alles frostig, schattenhaft, im Winternebel. Und am frostigsten eine schöne junge Frau im schwarzen Witwenkleid. . . .

Er fuhr mit einem irren Blick empor. Was träumte er da sein eigenes Begräbniß! Er lebte doch noch! Sie sollten ihn nicht so leicht haben! So kampflos gab er sich nicht! Er reckte sich empor, seine Fäuste ballten sich. Aber doch fühlte er sich gebrochen im Mark.

Es war gar kein Grimm in ihm. Sonst war er ein guter Hasser, aus voller Seele und ganzem Gemüt. Das war auch eine Kunst — schwerer und seltener als die Liebe, das Gänseblümchen, das jeder und jede am Wegrain pflückt und sich an den Hut steckt. Hassen konnte nur, wer stark und einsam war. Er hatte es Zeit seines Lebens bitter ehrlich mit seinen Feinden gemeint.

Jetzt nicht mehr. Er war hilflos. Und plötzlich fing er wieder krampfhaft an zu weinen. Nun hatte sich erfüllt, was er vorgestern, auf dem Weg vom Bahnhof im Geplauder mit Arvid gesprochen:

Es war ein alter König —
 Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;
 Der arme alte König,
 Er nahm eine junge Frau . . .

Der Diener trat ein. Herr von Braunscheidt drehte sich herum, so daß jener sein Antlitz nicht sehen konnte. Kein Mensch sollte ihn weinen sehen! Er hörte nur die Meldung: „Exzellenz — der Wagen ist vorgefahren!“

„Der Wagen?“ fragte er geistesabwesend. „Wohin?“

„Exzellenz haben den Wagen zum Reichstag befohlen!“

„Ach so — ja — Friedrich — wo ist meine Frau?“

„Exzellenz sind in ihren Gemächern!“

„Es ist gut.“

Er wollte hinzusehen: „Der Wagen soll warten!“ Aber er brachte das Wort nicht über die Lippen, bis der Diener wieder das Zimmer verlassen.

Er versuchte sich zu erheben. Seine Füße weigerten den Dienst. Sein Wille auch. Jetzt unter fremde Gesichter zu treten — zu reden — bei dem bloßen Gedanken daran sträubte sich alles in ihm. Das war wider die Natur. Das ging über Menschenkraft. Wohl hatte er sein Manneswort verpfändet, für Arvid einzustehen. Aber galt das auch jetzt noch? Gegenüber dem Zerstörer seines eigenen Lebens?

Er sollte jenem alles wiedergeben: die makellose Ehre, das Vertrauen der anderen für künftige Taten! Und vorher schon hatte jener ihm alles geraubt,

woran sein Herz auf Erden hing. Das war sein Dank und seine Liebe.

Er rang nach Luft. Der alte Redenzorn durchschüttelte ihn. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Bist du mein Feind, laß ich dich deinen Feinden! Dann sind wir quitt. Mögen sie dich zum Bettler machen wie du mich! Ich schaue mit verschränkten Armen zu. Rufe nicht: Ich bin dein einziger Sohn! Ich habe keinen Sohn mehr!

Das war der Mensch in ihm, der so dachte und fühlte — der verbitterte, gebrochene, mitten ins Herz getroffene Mensch. Aber etwas anderes regte sich dagegen. Das war das Vermächtnis des Blutes, der Ahnen. Das, was seit sechshundert Jahren eine lange Reihe von Bögten und Kriegskleuten, von Landjunkern und Staatsdienern im alten nüchternen Preußen so heilig gehalten wie das „Amen“ in der Kirche — der Glaube an eines Edelmannes Wort und Art. Solch Erbe wiegt zu schwer. Das rief ihm zu: Deine Pflicht bleibt! In dem alten Studentenlied steht es geschrieben: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht — der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!“ Öffne die Lippen und gib der Wahrheit die Ehre! Für deinen Sohn!

Er erhob sich. Er fühlte: In ihm wohnte in diesem Augenblick ein fremder Mensch! Auch ein Braunschneider! Aber nicht er! Vielleicht einer, der bei Borndorf für den großen König gefallen, oder ein anderer mit schwarzem Kreuz auf weißem Ordensmantel, den im Bregelsumpf ein Litauerpfeil gefällt —

einer derer, denen er alles verdankte — Name, Reichthum, Wappen, Wuchs und Kraft — und die nun ihren Lohn heimforderten, daß er sein solle wie sie!

Er ging in den Flur und nahm Zylinder und Pelz. Die Stimmen der Vorzeit waren stärker als er. Er hatte früher oft in seinen frivolen Nachtitischgesprächen, wenn seine Laune zwischen Sektperlen und Havannawöllchen in allen Regenbogenfarben über die Tafelrunde hin spielend blickte — er hatte da trocken behauptet: Heutzutage, in der allgemeinen Verbrüderung und Verpöbelung, ist es für uns Männer vom alten Schlag doch ein großes Glück, daß unsere Vorfahren noch am Leben sind, weit lebendiger als wir! Wer gute Augen hat, kann sie am hellen Mittag Unter den Linden im Helm und Schuppenpanzer oder im Zopf und Dreispitz herumgeistern sehen. All die Leute, die je vom Kremmer Damm bis Gravelotte ins Gras gebissen haben, sind unser moralisches Rückgrat. Von denen haben wir den steifen Nacken und sehen uns durch.

So redete sonst seine Weinlaune. Aber jetzt merkte er: Die Geister, die er rief, waren Tyrannen. Die duldeten keine Halbheit! Bist du unser, sei es ganz!

Er stieg die Treppe hinab. Es war, als gebe der altpreussische kategorische Imperativ seinen zögernden Schritten den Takt: „Du mußt! Du mußt! Du mußt!“ wie der Trommelschlag im Gefecht den vorwärts marschierenden Reihen. Eine fremde Hand zog ihn weiter und öffnete ihm das Haustor. Und schon stand er auf der Straße und befahl dem Kutscher mit heiserer Stimme: „In den Reichstag!“

VII

Es war Erzellenz von Braunscheidt, als ob er träume, während er jetzt da drinnen in dem hohen Halbkreis der Lederbänke sich von seinem Sitz auf der äußersten Rechten des Reichstags erhob und zum Reden räusperte. Um ihn her tiefe Stille. Das Haus war fast leer wie immer. Überall gähnten unten die unbefetzten Reihen, hinter der Balustrade verloren sich die vereinzelt Würdenträger des Reiches, zu denen er hier nicht als preussischer Kollege, sondern als Mann des Volkes sprach. Und oben auf den Tribünen saßen spärliche kleine Gruppen von Fremden und Neugierigen und musterten ihn mit ihren Operngläsern wie einen auf Engagement gastierenden Heldentenor.

Das alles kannte er von früher. Und wie früher ging er auch diesmal nicht zum Rednerpult, sondern stützte sich lässig auf seinem Platze mit den Händen auf die Tischplatte. Er plauderte immer mehr als er eigentlich Sachliches vortrug. Das entsprach seinem Wesen. In nachlässiger Form einen tödlichen Streich führen — einen Giftpfeil mit einem trockenen Bonmot beflügeln — alles, nur keine Förmlichkeit, nichts, was an den hinter hohen Vaternördern diplomatisch die Worte käuenden vormärzlichen Geheimrat erinnerte.

Dafür war man ihm dankbar. Wie immer hatten sich die paar Duzend anwesenden Abgeordneten eng um ihn gedrängt. Eine Kunde von Grauköpfen und kahlen Schädeln bedeckte im Schatten seiner Hünen-

gestalt die nächsten Bänke. Er war einer der wenigen Redner, auf die man um ihrer selbst willen hörte. Er amüsierte die Männer der Rechten wie die der Linken mit seinen kaltblütigen Bosheiten, die giftig wie aus einem wimmelnden Schlangennest voll Einfällen nach allen Seiten zuckten und die Widersacher links und oben am Regierungstisch mit tödlicher Sicherheit in ihre Achillesfersen stachen.

Derlei erwartete man von ihm, dem wohlbekannten, würdevollen Mephisto der Reaktion. Nicht nur die Handvoll Zuhörer — was kam es auf die an? Das war schließlich eine Komödie! Aber oben, in der einzigen gedrängt vollen Loge der Tribünen, saßen die Journalisten mit gespitztem Bleistift bereit. Dort war der eigentliche Schallboden seiner Rede — dort verwandelte sie sich in krause Federzüge und dann in Druckerchwärze und sprach in ganz Deutschland zu den Augen der Millionen von Wählern statt zu den Ohren der dreihundertsiebenundneunzig Gewählten, die wieder einmal nicht da waren. Aber heute fehlte ihm die vergnügliche Pech- und Schwefelstimmung, die ihm sonst mit tausend Flämmchen um den Mund zuckte. Die Worte hielten sich ihm in der Kehle fest — sie kamen trocken, hölzern heraus. Er mußte sie sich einzeln abringen, statt daß er, wie in seinen guten Tagen, Mühe hatte, das Gedränge dieser kleinen Fackelträger auf seinen Lippen zu bändigen und zu ordnen. Und zudem mangelte auch noch der rechte Anlaß zu beißendem Hohn. Die Interpellation wegen der angeblichen Greuel in Afrika war außerordentlich

maßvoll gewesen, mehr eine Anfrage, wie sich das wohl verhielte, als ein Angriff — vom Regierungstisch war schon kurz und bündig im Sinne Arvids geantwortet worden —, wenn er, der Vater, jetzt noch das Wort ergriff, so machte man sich nur noch auf etwas Persönliches gefaßt, etwas voll heiterer Bosheit und äzenden Hohnes.

Das sollte er — der Mann, in dem innen alles ausgebrannt und verwüftet war, wenn auch das grimmige Antlitz unverändert blieb, so wie die noch stehenden Quadermauern eines eingestürzten Gebäudes den Schutt im Innern verbergen? Das konnte er nicht! Seine Stimme klang leiser wie sonst — schleppend — langsam — mühsam gab er die Notizen, die er sich gemacht, als Ergänzung und Erwiderung der vorhergegangenen Debatten — und dann war er damit zu Ende — er stockte — es schien, als ob er sich niedersetzen wollte — zum ersten Male ein Redner ohne Erfolg und Beifall. . . .

Da auf einmal lebten seine Augen auf, sein Daß stählte sich, die Sätze quollen mächtig, in geschlossener Phalanx, hervor und die Hörer vernahmen mit Erstaunen aus seinem Munde einen bisher nie gekannten Ton: Exzellenz von Braunscheidt, der greise Spötter, der listige Riese, der für alle Dinge der Welt ein tiefes, bröhnendes Lachen übrig hatte — sprach ernst! Ergriffen bis ins Innerste. Voll Wucht und Wärme.

Weit über Arvids Einzelfall und die Frage des Tages hinaus, über die Köpfe der Umstehenden hinweg schickte er seine Worte ins Land, in die Zukunft, wie

die letzte Mahnung eines alten Reden: Mißachtet nicht die Stärke! Sucht nicht hinter jedem Werk die Schuld — hinter jedem Gelingen das Verbrechen. Kränkelt nicht jedes trotzige „Es werde“ schon im Entstehen mit eures Gedankens Blässe an! Ehrt unser bestes Erbteil, die deutsche Kraft! Die *gosta Dei per Germanos!* Sucht es zu verstehen, daß es auch im zwanzigsten Jahrhundert noch Männer gibt, in deren Hirn der Gedanke lebt: Was schwach ist, schweige! Und Tat sei mehr als Wort! Sie schreite gepanzert über die Erde und die Zeit möge kommen, wo keine Tat auf Erden mehr ohne ein Körnlein germanischen Salzes gedeiht. . . .

Er pries die Kraft und wußte dabei: Ich predige meinen eigenen Untergang! Ein Stärkerer hat mich verdrängt und stößt mich ins Grab, ohne es zu wollen, fast ohne es zu wissen. Arvids kurzes Leben war bisher Tat auf Tat, eine in die andere gehämmert und untilgbar. Mein langes Leben war Rede und wieder Rede. Die schwindet hin wie der Schatten am Abend. Und aus dieser letzten Erkenntnis heraus kämpfte Exzellenz von Braunscheidt seinen letzten Kampf. Gegen sich. Und nicht für den Sohn, nein: für den Mann, dem er sich seelenverwandt fühlte . . . trotz alledem. . . .

Als er geendet hatte und hinausging, hörte er hinter sich eine Stimme erstaunt sagen: So hat der noch nie gesprochen! — und dachte sich: So werde ich auch nicht mehr sprechen! Ich werde überhaupt nicht mehr sprechen und nicht mehr hier erscheinen. Meine Zeit ist um!

In der großen, fast leeren Wandelhalle sah er schon von weitem Arvid, lange ehe dessen kurzschichtiger Blick ihn erkannte. Er schritt ihm nicht entgegen. Er blieb starr stehen, wo er war, und hatte, als sein Sohn endlich auf ihn zukam, nur das Wangen: hoffentlich gibt er mir nicht die Hand. Ich kann sie nicht nehmen!

Arvid tat es nicht. Sein Gesicht war finster und bleich wie das seines Vaters und er fragte nur: „Nun — wie war es?“

„Es ist alles in Ordnung!“

Herrn von Braunscheids tiefer Bass klang so hohl und leise, daß Arvid für einen Augenblick beunruhigt zu ihm aufsaß. Es war, als schwebte eine Frage auf seinen Lippen. Aber er hielt an sich und sagte gleichgültig, in seiner zerstreuten Weise: „Papa . . . was ich dir vorhin nicht definitiv mitteilen wollte, ehe nicht die Geschichte mit dem Belling und hier im Reichstag erledigt war — also jetzt ist's entschieden! Ich war inzwischen wieder im Auswärtigen Amt. Die Verhandlung mit der Kongoregierung eilt. Es ist schließlich das beste, wenn ich umgehend wieder nach Afrika zurückreise — und dann schon lieber heute als morgen!“

Und nach kurzer Pause setzte er hinzu: „Ich möchte jetzt gleich den Gotthardzug nach Genua benutzen!“

Der kleine Herr von Neumeister ging bei diesen Worten vorbei, winkte mit der Hand und rief zu Czjellenz von Braunscheidt herüber: „Ich komme nachher mal zu dir! Ich hab' dir was zu sagen!“

Und während jener nickte und Arvid mechanisch grüßte, wußten Vater und Sohn: Nun ist es zwischen uns klar! Und noch einmal wandelte den alten Recken ein wilder Drang an, den da vor ihm an den Schultern zu packen und ihm ins Gesicht hineinzustöhnen: „Du! Du! . . . Du mein Fleisch und Blut — was hast du mir getan?“

Aber was tat denn jener? Doch nur, was er mußte! Das einzig Mögliche! Das einzige, eines Ehrenmannes Würdige! Er ging. Er legte Länder und Meere zwischen sich und die kleine Welt hier, die er zerstört. Die halbe Erde legte er dazwischen und vielleicht ein ganzes Menschenleben. Denn jetzt kam er nicht so bald aus Afrika zurück. Vielleicht nie mehr. Und eines war sicher: Jutta sah er nie wieder und sie nicht ihn. Man brauchte nur die eiserne, kalte Energie seines Gesichts zu schauen.

„Ich werde mit auf den Bahnhof kommen!“ sagte Herr von Braunscheidt endlich dumpf.

Aber Arvid lehnte gleichgültig, wie er die ganze Zeit über blieb, sein Anerbieten ab. „Wozu? Ich komme doch erst im letzten Moment! Und meine Freunde warten unten. Wir können ebenfogut hier voneinander Abschied nehmen!“

„Also leb wohl, Arvid!“

„Leb wohl, Papa!“

Jetzt reichten sie sich noch einmal die Hände, mit einem müden Druck, und blickten sich stumm ins Antlitz. Dann wandte sich Arvid ab und ging.

Und der Alte, der ihm, einsam in seiner ragenden

Sünengestalt inmitten der breiten Halle stehend, nachschaute — der wußte: Jetzt habe ich meinen einzigen Sohn verloren. Verloren fürs Leben, so gut wie wenn ihn drüben in Afrika der Tod ereilt hätte. Er wird Jutta und mir nicht mehr vor Augen treten. Er darf ja nicht.

Langsam, mit schweren Schritten, flog er über die Marmortreppen des Reichshauses hinab in den verschneiten, kahlen Tiergarten und wandelte, den Blick am Boden, auf einsamen Waldpfaden seiner Wohnung zu.

Und in der tiefen, schläfrigen Winterruhe um ihn her dachte er sich immer wieder: Nun hab' ich keinen Sohn mehr! Der Gedanke schmerzte ihn nicht einmal. Es lag gleichgültige Ergebung gegen das Schicksal darin. Er hatte verloren, was er eigentlich nie besaß. Mochte das alles dahinfahren, wenn ihm nur der letzte Rest seines Reichthums, seines Glückes blieb. . . .

Jutta! — Verzweifelnd flüsterte er den Namen vor sich hin. Jutta! Dies Wort — das war der Stoß mitten ins Herz. Das raubte ihm, was ihn bisher, den Jahren zum Spott, aufrecht gehalten — das unbändige, trotzig Selbstvertrauen. Das fraß am Mark der alten Eiche. Er empfand, wie langsam etwas in ihm zusammenbrach. Seine Augen waren glanzlos. Auf seinem Gesicht trat ein greisenhafter Zug hervor, und er beschleunigte seine Schritte in der Richtung, wo er seine Wohnung wußte und sie darin, als müsse er eilen, um sie nicht ganz zu verlieren.

Und eine innere Stimme sprach dumpf dagegen: Nimm nur deine Laterne und geh und suche Menschen

auf dem Markt des Lebens! Umsonst! Sie versagen sich dir, dem Manne, der tausend Feinde und keinen Freund hat! Alle wenden sich von dir und deinem steinernen Alter! Auch sie!

Unermüdblich ging das durch seinen Kopf: Ich habe keinen Sohn! Ich habe keinen Freund! Ich habe keine Frau. Ich habe mich selbst nicht! Alles geht an mir zu Grunde! Und ich mit! Durch meine eigene Faust. Sie ist zu schwer. Sie erdrückt, was sie liebt. . . .

Und über mich drängt die Jugend: Mach Platz! mach Platz! deine Uhr ist abgelaufen! Und umso rascher, je bittender du dich zu uns gefellst! Wir können dich nicht brauchen! Wir schieben dich zur Seite! Wir haben genug an unserem eigenen Leid und Lust. . . .

Er erschrak! War das noch er, der so dachte? Er fühlte sich um viele Jahre gealtert — ein Mensch, der fertig war für sich und alle Welt! Eine tiefe, zornige Beschämung erfaßte ihn. Aber bald gewann die Gleichgültigkeit wieder die Oberhand: Es war ja alles eitel! Es führte ja alles zum selben Ziel. Der Tod löschte alle Taten aus. Mochte der Rest seines Lebens nun still im Sande verlaufen, draußen, in der Einsamkeit — fern von dieser Stadt — fern von allen Menschen.

Mit Jutta in der Einsamkeit . . . Plötzlich begann sein Herz zu klopfen. In seine Züge, in seinen Gang kam die alte Spannkraft wieder. Noch hatte er sie ja! Noch war sie ihm nahe und mußte ihm nahe bleiben, wohin er sie führte.

Eine stürmische, herrische Sehnsucht kam über ihn: Du bist mein! Und ganz mein sollst du werden — abgeschieden von der Welt — draußen auf dem Lande, auf meinem eigenen Grund und Boden! Jetzt hielt er sich an sein Wort, in der verhaßten Stadt zu bleiben, nicht mehr gebunden — jetzt erschien es ihm auf einmal ganz selbstverständlich, daß er seinen Abschied nahm und sich auf seine Güter im Osten zurückzog. . . . Er sagte sich mit troziger Genugtuung über seine eigene Schwäche: Kerle wie mich kann der König nicht mehr brauchen. Die schnüren am besten ihr Bündel und gehen still wie ein entlassener Knecht heim in ihr Dorf.

Er lächelte düster. Seine Brust weitete sich bei dem Gedanken! Und in ihm erwachte wieder das steifnackige Herrenbewußtsein: Mögen sie tun, was sie wollen: Sie können mir dort das Meine nicht nehmen — die väterliche Scholle — den uralten Stammbaum, das eigene höhnisch-starke Ich!

Und vor allem, dort konnten sie ihm Jutta nicht nehmen! Dort, in dem großen einsamen Hause, wo seine erste Frau gelitten und gestorben, dort hielt er sie fest. Keiner kam hin, dem er mißtraute. Überhaupt niemand. Er brauchte niemand, wenn er sie hatte, sein einziges Glück, und mit Demut und Innigkeit um ihr erstes schwaches Lächeln warb. . . .

Er spielte weiter und weiter mit diesem Traum, Jutta ganz allein für sich in der verschneiten Winterwelt da draußen zu haben, in der Angst des Geizhalses, der seinen Reichtum gar nicht sicher genug

vor fremden Blicken bergen kann. Dann dräng kein Unberufener mehr in sein verschlossenes Reich. Dann konnte er sagen, wie der Drache im Heldenlied: Ich liege und besitze! Und niemand raube mir meinen Hort!

Aber dann erwachte wieder der Schrecken: Da draußen war sie seine Gefangene — trotz aller scheuen Liebe, die er ihr bot. Sie verblaßte und verkümmerte. Und schließlich wurde sie still und saß den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend da und wartete. Auf das Letzte, das sie wieder frei machen konnte! Der einzige Mensch auf Erden, den er liebte, wartete dann auf seinen Tod. . . .

Und diese Todeserwartung und Todesbereitschaft erschien Erzellenz von Braunscheidt plötzlich als die Quintessenz, als die letzte Rätsellösung des Lebens. Das Haupt gebeugt, in tiefen Gedanken, aber äußerlich ruhig, betrat er sein Haus und fragte, als ihm der Diener den Pelz abnahm, mechanisch, so wie schon früher: „Friedrich . . . wo ist meine Frau?“

„Erzellenz sind schon vor zwei Stunden weggefahren!“

Einen Augenblick zuckte er zusammen. Aber sein Gesicht blieb unbewegt. „Davon wußt' ich ja gar nichts!“ sagte er trocken.

„Das meinten Erzellenz auch und haben einen Brief hinterlassen. Er liegt auf dem Schreibtisch.“

„Na — schön!“ Er nickte und ging in sein Arbeitszimmer. Da schimmerte zwischen den düsteren Altentischen, gerade vor seinem Sessel, ein blaßblaues Kuvert. Und ehe er es in die Hand nahm, wußte

Rolläden aufzuziehen. Es war ganz dunkel darin. Und im Schreibzimmer, aus dem er kam, dämmerte es auch — rascher, immer rascher — unversehens brach die Nacht herein — mit rauschenden, schwarzen Schwingen. . . . Er griff um sich — er murmelte etwas . . . Und plötzlich stürzte er schwer wie eine gefüllte Eiche in sich zusammen. . . .

* * *

„Zu spät!“ sagte zehn Minuten darauf der Medizinalrat zu Herrn von Neumeister, den er auf der Treppe getroffen. „Herr von Braunscheidt ist tot.“

Der kleine Herr stand stumm neben seinem alten Jugendfreund, der jetzt still, feierlich-ernst auf dem Lager ruhte. Behutsam zog er aus seiner Rechten ein zusammengeballtes Blatt Papier, warf einen Blick hinein und zuckte zusammen.

„Wo ist denn eigentlich seine Frau?“ fragte der andere gedämpft.

„Verreist! Ein unglücklicher Zufall!“

„Es wird sie hart treffen. Die Ehe war so glücklich.“

„Das war sie,“ murmelte Herr von Neumeister. Er ließ den Brief unauffällig, während der Arzt sich abwandte, in das Kaminfeuer gleiten und nickte dem friedlich schlafenden Hünen zu. „. . . glauben Sie mir, lieber Doktor: Dem wird da droben auch viel vergeben! Denn in seiner Art — da hat auch er viel geliebt. . . .“



Der böse Geist

.....

Als der Zug im Bahnhof Friedrichstraße einfuhr, war ihr beklommen zu Mut. Sie hatte Angst, daß sie, allein in Berlin, sofort belästigt werden würde. Aber ein alter Dienstmann nahm sich ihrer an, besorgte ihr Gepäck und geleitete sie ins Zentralhotel. Dort wurde sie dunkelrot, als sie mit unsicherer Stimme ein Zimmer mit einem Bett verlangte, und wollte noch erzählen, daß Verwandte nachkämen oder daß sie erwartet würde — oder sonst etwas, was nicht wahr war, und fand sich, ehe sie noch wußte, wie ihr geschah, schon im Lift unterwegs nach der Nummer, die ihr der Portier angewiesen. Der war ein Menschenkenner. Ein Blick auf die Dame . . . hellblond . . . sehr groß und hübsch . . . unmoderner Hut . . . dunkler Mantel . . . derbe Stiefel . . . dicke Reisehandschuhe . . . gar keine Eleganz . . . viel Harmlosigkeit im Auftreten — er wußte schon: also etwas vom Lande . . . aber erste Klasse . . . gute Gesellschaft . . . aus einer der alten Familien . . .

Und in der Tat schrieb das Fräulein oben in ihrem Gemach auf den Notizblock, den der Kellner ihr bot, mit festen Bleistiftzügen: Anne-Marie Freiin von Wackerode, Gut Wackerode. Dann ordnete sie

ein wenig ihre Toilette, stieg wieder die Treppen hinunter und offenbarte, schon ruhiger geworden, dem Portier ihren Wunsch nach einem Taxameter.

Mit dem fuhr sie, aufrecht dastehend und sehr hübsch anzusehen, in das Berliner Leben hinein. Es begann schon zu dämmern. Überall blitzten die Gasflammen auf, die Fluten des elektrischen Lichtes übergossen die Menschenmassen, die Schaufenster strahlten, es lärmte und wogte in ununterbrochenem Strom, und Anne-Marie hatte die Angst: Allein in Berlin! Wenn mich jetzt ein Bekannter sähe — ein Gutsnachbar oder einer von den Freunden meines Bruders! Die müssen denken, ich sei verrückt geworden!

Gott sei Dank, nun war sie aus dem ärgsten Trubel heraus. Der Wagen rollte die Tiergartenstraße entlang und bog dann in die stille, vornehme Hohenzollernstraße ein. Da hielt er. Anne-Marie zahlte, stieg aus und ihre erste Regung, als sich auf ihr Klingeln die Türe öffnete und sie das prunkvolle Stiegenhaus sah, war eine neue Empörung über ihren Bruder. Verwünschter Bengel! So wohnte vielleicht ein Minister, aber nicht ein verbummelter, kleiner Referendar.

Oben öffnete ein Kammerdiener, glattrasiert, pausbäckig und frech. Er wußte im ersten Augenblick nicht, sollte er respektvoll oder ironisch-höflich aussehen. Dann entschied er sich für das letztere und erklärte, fast ohne Anne-Maries Frage abzuwarten und nur einen Spalt der Türe offen lassend: „Der Herr Baron sind nicht zu Hause!“

Aber zu gleicher Zeit wurde innen eine zum Flur führende Portiere zurückgeschlagen und es rief jemand: „Sind Sie's, Henning?“

Daraufhin trat Anne-Marie ohne weiteres an dem Lakaien vorbei, warf ihm Muff und Mantel hin und sagte mit ihrer tiefen, energischen Stimme: „Nein — der ist es nicht! Bloß deine Schwester!“

Von drinnen kam keine Antwort. Also schob sie den Kelim zurück und fand sich in dem hell erleuchteten „Arbeitszimmer“ des Referendars.

„Guten Abend, Benno!“

Ihr Bruder war sehr betroffen. Blond wie sie, aber viel kleiner und schwächer, mit aufgedrehtem Sabybärtchen und durchgezogenem Scheitel, peinlich korrekt nach englischer Mode gekleidet stand er da, ließ mechanisch das Monocle aus dem linken Auge in die hohle Hand fallen und forschte schließlich dumpf: „Wie kommst denn du hierher?“

„Bis Berlin mit der Bahn. Dann mit dem Taxameter.“

„Und warum denn eigentlich?“

„Benno — das kannst du dir wohl denken!“ sagte Anne-Marie in einem unheilverkündenden tiefen Alt und einen Augenblick war es still zwischen den Geschwistern.

Der Referendar war so verblüfft, daß er seiner Besucherin zunächst nicht einmal einen Stuhl anbot. Er sah sie an, wie sie mitten im Zimmer stand, hellbeleuchtet, mit roten Backen und klaren Augen, groß, stark und kerngesund, und dachte sich unwill-

fürlich: Wenn man das Mädel ordentlich anzöge — nicht diesen fürchterlichen Hut vom vorigen Jahr und dies Kleid von Provinzialschnitt und überhaupt ein bißchen mehr Chic, ein bißchen Berlin W — sie wäre weiß Gott direkt eine Schönheit — so eine Art moderner Wallüre.

Die Schwester hatte andere Gedanken. Sie setzte sich, streifte die Handschuhe ab, musterte den Hausherrn und sagte dann einfach: „Du siehst nett verbummelt aus!“

Und da er darauf nicht antwortete, fuhr sie unbarmherzig fort: „Noch schlimmer als ich mir's gedacht! Rote Augenränder, blaue Ringe darunter, der ganze Mensch matt wie 'ne Leiche auf Urlaub — man merkt, daß du Gott weiß wie viel Nächte nicht ordentlich ins Bett gekommen bist. Natürlich! Du hast ja Wichtigeres zu tun! Du mußt ja spielen!“

Jetzt, da das entscheidende Wort fiel, hatte sich der Referendar gefaßt. Zunächst zündete er sich eine Zigarette an, dann fischte er in der Westentasche nach dem Einglas, um es wieder in der Augenhöhle unterzubringen, und so gewappnet begann er scharf und bestimmt: „Sag mal: Was . . . was fällt dir denn eigentlich ein? Wie kommst du denn überhaupt auf die Idee, allein hierherzufahren? Allein nach Berlin! Und womöglich gar,“ er zögerte förmlich, es auszusprechen, „allein im Hotel . . .“

„Im Zentralhotel!“ erwiderte sie gelassen.

Benno von Wackerode straffte unwillkürlich sein dürftiges Körperchen, um der hochgewachsenen

Schwester Aug' in Auge sehen zu können, streng, mit der Autorität des Bruders, wenn auch des jüngeren. Denn Anne-Marie war schon Mitte der Zwanzig.

„So? Na also . . . derartige Scherze verbitt' ich mir! Aber dringendst! Oder genauer! Ich untersage sie dir, ein für allemal! Ja . . . schau mich nur so an! Ich untersage dir solche Extravaganzen. Als das Familienoberhaupt! Das bin ich, seit Papas Tode! Der einzige Mann in der Familie!“

Anne-Marie warf ihren Blondkopf in den Nacken. Der Unmut rötete ihr ohnedies gesundes, frisches Antlitz und sie sagte mit ihrer tiefen Stimme ganz ruhig: „Ich glaube — der einzige Mann in der Familie, das bin ich! Und du bist einfach ein dummer Junge!“

Der Referendar fuhr einen Schritt zurück, Entsetzen in den matten, blauen Augen. Eine Majestätsbeleidigung! Von der eigenen Schwester! Er traute seinen Ohren nicht. „Was?“ fragte er leise und tonlos.

„Ich sage, daß du ein dummer Junge bist!“ erklärte Anne-Marie unbeirrt. „Und das ist noch milde! Du bist mehr! Du bist ein Spieler, ein ganz gewissenloser Mensch! Darum bin ich nach Berlin gefahren. Das hältst du für unpassend. Aber wenn du erst unser Leztes durchgebracht hast, wird mich niemand mehr fragen, ob es mir paßt, allein in die Welt hinauszufahren und mir eine Stelle als Gouvernante zu suchen. Und nun erst Mama! Und

unsere jüngeren Schwestern! Betteln werden sie noch gehen . . . dank dir! O — es ist eine Schande! Ein Verbrechen ist es! Verstehst du! Das sag' ich dir ins Gesicht!"

Bürnend trat sie vor ihn hin, ihn in ihrer blonden Länge überragend, um sie ein Hauch vom Lande, von Kraft und Gesundheit und urwüchsigter Empörung.

„Immer hast du gespielt! Schon als Schüler. Und als Student und Einjähriger erst recht. Und nun, wo sie dich als Referendar auch gerade noch nach Berlin gesteckt haben und du das Familiervermögen geerbt hast . . . nun ist überhaupt kein Halten mehr. Nun muß es sinnlos weg, die Nächte durch, fort mit Schaden, alles was unsere Vorfahren mit Müh' und Not zusammengespart und gehamstert haben, damit du nur recht bald Kellner in Newyork wirfst und ich Gouvernante in England und Mama und die Schwestern irgendwo bei Verwandten das Gnadenbrot essen müssen. Es ist so dumm . . . so unsäglich dumm! Hat nun so 'n Mensch alles, was er zum Leben braucht — hat es besser wie tausend andere . . . nein . . . er ruht und rastet nicht, bis er sich und seine Familie unglücklich gemacht hat!"

„Wart's doch erst ab!" sagte der kleine Referendar höhniſch. Aber seine Lippen waren bleich.

„Ich warte lange genug. Aber nun ist's höchste Zeit. Du spielst dich um Kopf und Kragen. Wir sparen daheim, wie wir können — ich schufte mich ab — schlimmer wie der Inspektor. Wellermann ist ja auch schon zu alt. Er kann kaum mehr aufs

Pferd. Eigentlich muß ich alles thun! Frühmorgens, wenn du vom Kartentisch heimtrottest, dann bin ich schon im Stall und beaufsichtige das Melken, und dann im Hühnerhof, und dann reite ich über die Felber, und Nachmittags sitze ich mit Bellermann über den Büchern und rechne mit ihm — und spät Abends schau' ich als letzte noch nach, ob alle Lichter gelöscht sind und die Schafe daheim — gerade um die Zeit, wenn du in deinen Klub gehst — und bin todmüde — wie zerprügelt. Und dann steht so ein kümmerlicher, kleiner Bummelfrise da vor einem, übernächtlich, wie das wandelnde schlechte Gewissen, und redet was vom Familienoberhaupt. O — es wär' zum Lachen, wenn es nicht so bitterernst wäre!"

Benno von Wackerode rauchte seine Zigarette, starrte den Dampfiringeln bis zur Decke nach, um nicht seine schöne Schwester ansehen zu müssen, und sprach endlich spöttlich: „Du wirst doch nicht leugnen, daß das Gut mir gehört. Ich hab' es von Papa geerbt und übernommen, mit bestimmten Verpflichtungen gegen Mama und euch Schwestern!"

„Und eines schönen Tages wirst du diese Verpflichtungen nicht mehr erfüllen können! Wenn du erst einen fettigen, alten Frack anhast und den Leuten in Neuyork das Bier servierst! Von deinen Trinkgeldern werden wir dann nicht leben! Darum bin ich hier, um für uns jetzt noch zu retten, was zu retten ist!"

„Ach — was verstehst denn du davon?" Ihr Bruder hatte seine Fassung wiedergewonnen. Er

setzte sich, schlug ein Bein über das andere und betrachtete aufmerksam seine überlangen, glänzend polierten Nägel.

„Ich verstehe nichts davon. Aber wie es mir vor sechs Wochen zu unheimlich wurde mit deinem Treiben, hab' ich an unseren Welter geschrieben, an den Generalstäbler . . .“

„Bah — der Tintenfisch!“

„Ja. Er ist ein Esel,“ sagte Anne-Marie, „und wird aller Wahrscheinlichkeit nach einmal kommandierender General sein, ehe du es drüben zum Oberkellner gebracht hast. Also der hat daraufhin Erkundigungen eingezogen — ganz sachlich und präzise, wie es seine Art ist, und da schreibt er mir:“

„Ach, bitte — verschone mich mit dem Zeug!“

„Da schreibt er mir, nach ein paar einleitenden Worten: ‚Dein Bruder Benno steht auf dem Punkte, eure ganze Existenz seiner Spielwut zu opfern. War er früher schon immer vom Spielteufel geplagt, so hat ihn dieser mit Haut und Haar ergriffen, seit er voriges Frühjahr in den hiesigen Residenzklub eintrat, einen geschlossenen kleinen Spielzirkel, der im Verborgenen blüht. Einer der Hauptmatadore dieses Klubs ist ein Herr Horst von Henning . . .!‘“ Sie brach ab und fragte: „Mir scheint, eben diesen verwünschten Henning hast du erwartet, wie ich kam?“

„Ja!“ sagte der Referendar verdrossen.

„Und wird er noch erscheinen?“

„Vermutlich!“

„Und wann denn?“

„Ich denke, bald. Er kommt oft in Geschäften zu mir. Und nun habe die Güte und stecke den Wisch ein. Ich mag nichts mehr hören!“

Aber Anne-Marie las unbeirrt weiter: „... ein Herr Horst von Henning, der seit zehn Jahren oder länger in Berlin als Klubmann lebt und als einer der kaltblütigsten und zähsten und darum erfolgreichsten Spieler bekannt ist. Schon so mancher unerfahrene junge Mensch mag ihm zum Opfer gefallen sein. Jetzt hält er sich an Deinen Bruder. Er ist buchstäblich sein böser Geist — hörst du, Benno — sein böser Geist ...“

Der Referendar zuckte nur die Achseln und lächelte.

„... Henning, der Sohn eines bankerotten Gutsbesitzers ist es, mit dem Dein Bruder hauptsächlich seine sinnlosen und wilden Kämpfe auf dem Kartentisch aussucht. Soviel ich auf Umwegen aus dem Klub höre, haben Bennos Verluste bereits eine beunruhigende Höhe erreicht, so daß die Gefahr nicht ausgeschlossen erscheint, daß eines schönen Morgens euer ganzer Grundbesitz diesem Herrn von Henning als Erträgnis einiger Duzend durchspielter Nächte mühelos wie eine reife Frucht in den Schoß fällt ...“

Das junge Mädchen konnte nicht weiter lesen. Zum ersten Male zitterten verhaltene Tränen durch ihre Stimme und feuchteten ihre klaren, fröhlichen Augen. „Benno ... das kann doch nicht wahr sein! Du bist ja ein leichtsinniger Mensch! Aber so gewissenlos, daß du uns schon beinahe an den Rand

des Abgrunds gebracht hast ... das ist doch nur ein Gerede? Das ist übertrieben? Nicht wahr?"

Der kleine, blonde Referendar schwieg. Er saß verstockt da und rauchte.

„So rede doch!“ drängte seine Schwester.

Und da er wieder nur verächtlich und verbissen die Achseln zuckte, erfaßte sie plötzlich ein heiliger Zorn. „O du elender Mensch! Weißt du, was ich möchte? Ohrfeigen möcht' ich dich! Rechts und links! Das hättest du verdient! Das ist nun ein Mann! Da sitzt er! Wie ein Häufchen Unglück! Und rührt sich nicht und antwortet nicht und ich soll, weil ich nur eine Frau bin, zusehen, wie unser Gut in fremde Hände kommt ... unser altes, liebes Backerode ... der alte Park ... der See ... das gemütliche Haus ... alles voll von Jugenderinnerungen ... jeder Baum ... jeder Strauch ... wo Papa gewohnt hat und Großpapa ... und alle vor uns ... zwei Jahrhunderte lang ... es trägt doch unseren Namen ... wir und das Gut gehören doch zusammen. Nein ... er fährt nach Berlin und wirft es weg wie einen schmutzigen Lappen ... Antworte jetzt!“ Sie faßte plötzlich mit ihren starken, weißen Händen die schmalen, abfallenden Schultern des Referendars und zog ihn in die Höhe. „Schau mir ins Gesicht und antworte jetzt: Wieviel hast du schon verspielt? Wieviel ist vom Gut noch unser?“

Benno von Backerode machte sich ungestüm los. Seine wässerigen, durch die Leidenschaft des Spiels glanzlos gewordenen Augen sahen an der erzürnten

Blondine vorbei nach der Türe, die sich leise und langsam öffnete. Die Haltung kehrte ihm wieder und er sagte, noch vor Erregung bebend, aber doch schon wieder mit schläfrig korrektem Antlitz und in der schleppenden, die Worte nachlässig fallen lassenden Sprechweise des Klubs: „. . . 'n Abend, lieber Henning! Darf ich Sie mit meiner Schwester bekannt machen: Herr Horst von Henning.“

Anne-Marie fuhr herum. Vor ihr stand ein Herr, der an Wuchs gut zu ihr paßte. Denn er war noch einen halben Kopf größer als sie, straff, mager und breitschulterig, mit langem Schnurrbart, dunkel und unauffällig angezogen. Auf seinem offenen, männlichen Gesicht waren eine Menge vergilbter Narben von der Universitätszeit her und drüber spielte ein gutmütiges, ein bißchen ironisches Lächeln.

Eigentlich sah er ganz anders aus, als sich Anne-Marie solch eine Hyäne vom grünen Tisch vorgestellt hatte. Gar nichts vom Lebemann. Kein kahler Schädel, kein stechender Blick, keine pergamentene Haut, sondern ein gesundes Braun auf den Wangen. Am ersten ähnelte er einem Gutsbesitzer vom Lande, der sich von einem ersten Berliner Schneider in einen englischen Anzug hatte stecken lassen, ohne doch die vornehme Schwerfälligkeit seines Wesens mit der weltstädtischen Kleidung in Einklang bringen zu können.

Er verbeugte sich und sagte dann ganz unbefangen und heiter: „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich hier so plötzlich stehe. Aber der Diener öffnete mir

ohne weiteres die Türe ... Gnädiges Fräulein sind erst heute in Berlin angekommen?"

„Ja.“ Ihr Herz hämmerte. Sie war ganz verblüfft durch das plötzliche Auftauchen des bösen Geistes.

„Und gedenken Sie längere Zeit hier zu bleiben?"

„Nein.“

„So? Schade! Nun — und wie finden Sie denn Ihren Herrn Bruder?"

Das Fräulein von Wackerode wollte nichts antworten. Aber der Zorn behielt die Oberhand. Fast ohne es zu wollen, stieß sie heraus: „Ich finde ihn, wie ich gefürchtet hab', — in schlechter Gesellschaft!"

Dabei sah sie ihrem Gegenüber fest ins Gesicht. Das veränderte sich nicht. Höchstens wurde das Lächeln ein wenig ironischer und ein kaum merklicher müder Zug erschien um die Mundwinkel. Dann wandte sich Herr von Henning von ihr ab und sagte leichtthin, mit einer beruhigenden Handbewegung zu Benno: „Nun — ich will ja nicht weiter stören ... bloß — des Geschäftlichen wegen: haben Sie unsere Angelegenheit von voriger Nacht geordnet, lieber Freund?"

Der bleiche, kleine Referendar nickte und wies auf seinen Schreibtisch. Dort lag ein Kuvert. Ein Päckchen saß darin. Außen war etwas darauf geschrieben. Als der Besucher es nach einem flüchtigen Blick kopfnickend einsteckte, schaute Anne-Marie ihm ohne jede Rücksicht auf den guten Ton über die Schulter und schrie laut auf vor Schrecken.

„In Worten neunzehntausendfünfhundert Mark!"

stand da. Sie hatte es deutlich gelesen. Noch tanzten die Ziffern vor ihren Augen. Sie fuhr auf ihren Bruder los, der unwillkürlich vor ihr zurückwich. „Venno!“ keuchte sie. „Das hast du verspielt! In einer einzigen Nacht! In einer Nacht neunzehntausend Mark! Und so geht das Abend für Abend! Großer Gott! Großer Gott! So steh nicht so da wie ein Stück Holz! Gib wenigstens Antwort! — O — es ist ja eine Schande! Es ist eine Schmach!“

Dabei drängte sie den kümmerlichen, kleinen Herrn vor sich her, als wollte sie sich an ihm vergreifen. In die Enge getrieben, faßte der endlich Mut. „Ach, sei still!“ murmelte er heiser und unwirsch. Aber sie hörte ihn gar nicht an. „Es ist eine Schmach! Da sparen wir zu Hause, wie wir nur können — ausgekochtes Suppenfleisch essen wir zu Mittag — die ganze Sahne verkaufen wir in die Stadt — die jungen Hühner — alles — wie die Bauern leben wir — ich arbeite wie eine Magd — nur um ein bißchen zu sparen, weil Bellermann jeden Tag sorgenvoll sagt: Der junge Herr braucht Geld! — Der junge Herr braucht Geld! — Und unterdessen sitzt solch ein Taugenichts hier und mischt die Karten und verpußt, was wir haben . . .“

„Und Sie,“ sie wandte sich an Herrn von Henning. „Sie nehmen das dankend in Empfang. Sie heimfen es ein und fragen nicht lange, ob Sie eine Witwe und Waisen damit unglücklich machen! Sie saugen meinen einfältigen Bruder aus wie ein Vampir — Sie . . .“

Sie kam nicht weiter. Horst von Henning war in den Vorflur getreten und hatte seinen Mantel von dem als Hafen dienenden Firschgeweih genommen.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er ruhig, und dann etwas lauter in das Zimmer hinein: „'n Abend, lieber Freund!“

Aber da war der Referendar schon an seiner Seite. „Warten Sie — ich komm' mit! Ich ... ich hab' die Geschichte satt! Führ' du deine Szenen hier bitte allein auf, Anne-Marie — die Wohnung steht zu deiner Verfügung. Aber ich geh'!“

Ehe sie sich's versah, war er hinaus und die Treppe hinunter, Herr von Henning langsam hinter ihm her. Ihr Ruf: „Benno — du bleibst!“ verhallte ungehört. Wohl setzte sie sich in fliegender Hast den Hut auf und stach die Nadel durch das Blondhaar und knotete mit zitternden Fingern die Schleierzipfel und suchte Muff und Mantel — aber eine Minute war doch verstrichen, bis sie atemlos unten vor dem Haustor auf der Straße stand. Eben rollte ein Wagen davon und bog in scharfem Trab um die Ecke der Tiergartenstraße. Und kein zweiter war weit und breit zu sehen. Um diese Zeit fuhr alles aus Berlin W. nach den Theatern.

Es war ganz dunkel geworden. Die Laternen brannten trübe. Ratlos und verlassen stand sie in der kalten Nachtluft, und ging dann langsam, schleppend der Richtung des Taxameters nach, der schon längst in der Ferne verschwunden war.

Da trat jemand neben sie und grüßte. Es war

Herrn von Hennings hochgewachsene Gestalt. „Ich habe Ihren Bruder für sich fahren lassen,“ sprach er ruhig. „Sie können doch nicht allein nach Hause. Wohin darf ich Sie bringen, gnädiges Fräulein?“

Sie schaute gar nicht nach ihm hin, sondern verstärkte ihre Gangart. „Gute Nacht!“ sagte sie haßerfüllt zwischen den Zähnen.

„Aber gnädiges Fräulein —“

„Gute Nacht!“

Und da er immer noch neben ihr blieb, lief sie rasch entschlossen quer über den Fahrdamm und in den nächsten Waldpfad des Tiergartens hinein. Der Weg war völlig menschenleer und hell von elektrischen Lampen erleuchtet. Sie schritt ihn atemlos dahin, in der Richtung nach der Stadt zu. Aber bald merkte sie, daß all diese Fußsteige in Schlangellinien ineinander führten. In kurzem mußte sie überhaupt nicht mehr, wo sie sich befand. Da war plötzlich ein großer, stiller See, scheinbar uferlos sich in die Nacht erstreckend, schwarze, unheimliche Baumriesen über ihn geneigt — und rings Todesstille.

Und jetzt Schritte! Sie erschrak. Ein Strolch ging hinter ihr. Wenn sie stehen blieb, blieb er auch stehen. Wenn sie den Weg fortsetzte, tat er's auch. Immer mit zehn Schritt Abstand.

Zu Hause war sie nichts weniger als ängstlich. Sie war gewohnt, selbst mit den im Hochsommer aus Polen gekommenen Erntearbeitern umzugehen — aber hier — in dieser doppelten Gefahr — allein mitten in Berlin und zugleich allein mitten im nächt-

lichen Walb — ihr bangte sehr. Und plötzlich atmete sie auf. Sie hatte hinter dem Pennbruder einen breitschulterigen Herrn im Zylinderhut bemerkt. Henning war ihr gefolgt.

„Sie haben einen guten Schritt am Leibe, meine Gnädigste!“ sagte er trocken, als er neben ihr war. „Bevorzugen Sie immer dies Marschtempo oder galt das nur mir? Oder dem Kerl da hinten?“

Sie warf einen scheuen Blick nach der Wasser-
mannschen Gestalt zurück und frug dann, halb wider
ihren Willen: „Glauben Sie, daß er mir etwas hat
tun wollen?“

„Ich weiß nicht! Aber der Tiergarten ist Nachts
im allgemeinen kein Tummelplatz für unsere Damen-
welt.“

Sie erwiderte nichts. Stumm schritt sie neben
ihm her, bis sie nach kurzem wieder an der Tier-
gartenstraße waren. Aber kein leerer Wagen war
zu sehen. Sie mußten ihren Weg zu Fuß fortsetzen.

„Ich glaube, Ihre Empfindungen zu schonen,
wenn ich nichts Überflüssiges rede!“ bemerkte Herr
von Henning endlich.

Zuerst erwiderte sie nur schroff: „Jawohl!“ Aber
dann kam jetzt, nachdem das Abenteuer im Tier-
garten vorbei war, wieder die Wut über sie und sie
brach los: „Ich kenne keinen Menschen auf der Welt,
neben dem ich in diesem Augenblick nicht lieber ginge
als neben Ihnen!“

Ihr Begleiter hob schweigend seinen Hut, und
sie konnte nicht anders — sie mußte ihrem gepreßten

Herzen weiter Luft machen. „Ich habe früher noch nie einen Menschen gehaßt, bis ich Ihren Namen gehört hab'! Seitdem haß' ich Sie — wie wahrscheinlich eine Menge anderer Menschen, die Sie unglücklich gemacht haben. . . .“

Es kam keine Antwort und so sprach sie aus ihrer Verbitterung heraus noch mehr. „Derlei sind Sie wohl gewohnt! Aber es ist mir doch ein wahrer Trost, eine Freude, Ihnen ins Gesicht zu sagen, wie ich Sie haße — dafür, daß Sie dem verwünschten, einfältigen Bengel, dem Benno, unser Vermögen im Spiel abnehmen und meine arme alte Mutter und mich und meine Schwestern zu Bettlern machen. Ich wollt', ich wär' ein Mann! Nur um Sie fordern zu können . . . Da würd' Ihnen die Luft vergehen, uns unser Gut zu rauben, wo wir so nett und friedlich beisammen wohnen! Aber einmal wird Sie doch noch Ihr Schicksal ereilen. Das hoff' ich von Herzen.“

Horst von Henning blieb stehen. Sein Gesicht mit den vielen Narben auf Stirne und linker Wange war unbeweglich. Aber ein seltsam müder Ausdruck lag darauf. Er hob den Stock und winkte einem im Schritt kommenden Taxameter. „Endlich ein Wagen! Wohin darf er Sie bringen, gnädiges Fräulein?“

„Nach dem Centralhotel.“

„Also, Kutscher: Centralhotel!“

Sie fuhr stumm, kaum seinen Gruß erwidern, davon, aber nicht mehr aufrecht und kampflustig wie auf dem Hinweg. Matt stieg sie, im Hotel angekommen, die Treppen hinauf in ihr Zimmer und

warf sich weinend aufs Bett. Ihr graute vor dem einsamen Abend, der lang und öde vor ihr lag. Allein konnte sie ja nicht ausgehen. Und wo sollte sie auch hin, in dieser verzweifeltsten Stimmung? Am besten: sie versuchte den Generalstäbler zu treffen! Jetzt galt es, keine Stunde zu verlieren, in der Benno weiter jeuen konnte.

Draußen klopfte es. Sie fragte: „Wer da?“ Und an dem „Ich“ erkannte sie die Stimme ihres Bruders.

Der Referendar war bleich, aber gefaßt. Er hatte sich etwas Mut getrunken und die Sache überlegt. Den Hut in der Hand stand er mit zurückgeschlagenem, kostbarem Biberpelz mitten im Zimmer, schaute auf Anne-Maries herumliegende paar Habseligkeiten und befahl dann kurz und bestimmt: „So — nun packe mal die sieben Zwetschen da zusammen! Aber 'n bißchen dalli! Um neun Uhr geht der Zug!“

Und da sie ihn mit großen Augen ansah, erläuterte er heftig: „Morgen früh bist du wieder zu Hause! Glaubst du denn, ich werde dulden, daß du eine Nacht hier in Berlin allein im Hotel zubringst? Also bitte . . . mach dich reisefertig. Ich warte draußen auf dem Flur!“

Aber Anne-Marie rührte sich nicht. „Nein, mein Sohn!“ sagte sie mit einem grimmigen Spott auf ihren sonst so offenen und heiteren Zügen. „Da unterschätzt du mich! So leicht wirst du mich nicht los! Ich bleibe hier in Berlin — das schwör' ich dir!“

„So? Und was willst du hier machen?“

„Dir das Handwerk legen! Ich bringe dich mit Gottes Hilfe doch noch unter Kuratel!“

„Unverschämtheit . . .“ brauste der Referendar auf. Aber Anne-Marie lachte nur. Der Mut der Verzweiflung hatte sie erfaßt. „Ach — sei still! Mir imponierst du nicht! Die Zeiten sind vorüber! Und wenn du zehnmal der letzte Mann in der Familie bist. Lieber gar kein Wackerode mehr als so einer! Ich gehe noch heute abend zum Bettler, um zu beraten, was wir mit dir anfangen. . . .“

„Er ist gar nicht in Berlin!“ Benno lächelte höhnisch und zündete sich eine Zigarette an. „Ich hab’ mich schon erkundigt! Er kommt erst morgen von einer Dienstreise zurück.“

„Und inzwischen schleichst du dich in deinen Klub und verspielsst, was noch da ist!“ Sie schrie förmlich auf vor Angst.

„Nun — und wenn ich in den Klub gehe?“

„Dann werde ich mir erlauben, vor der Haustüre zu stehen und dich nicht hineinzulassen! Schlimmstenfalls mit Gewalt. Den ganzen Abend werd’ ich heute dastehen, wie eine Schildwache!“

Benno sah sie groß an. „Ich glaube, du bist verrückt! Auch noch Skandal willst du machen?“

„Auch Skandal! Mir ist jetzt alles gleich! Mögen sich die Leute nur herumstellen . . . mag nur ein Schutzmann kommen! Dem werd’ ich sagen: ‚Da oben werden anständige Familien an den Bettelstab gebracht. Da oben ist eine Räuberhöhle . . .‘ Dann wird doch einmal euer Treiben bekannt. . . .“

Der bleiche, junge Mann nahm seinen Hut und knöpfte den Pelz zusammen. „Also einfach übergeschlappt!“ sprach er. „Ich werde jetzt gleich an Mama telegraphieren, wie du dich hier aufführst. Weiter weiß ich wirklich nichts mehr!“

„Du, was du willst! Aber lasse mich wenigstens allein!“

„Das werd' ich!“ sagte Benno finster und ging.

Raum waren seine Schritte im Flur verhallt, so machte sich auch Anne-Marie zum Ausgehen fertig. In ungestümer Eile. Sie wollte die Zeit, während er die Depesche aufgab, benutzen, um auf alle Fälle vor ihm am Eingang des Klubs zu sein.

Erst, als sie auf die Straße treten wollte, fiel ihr zu ihrem Schrecken ein, daß sie ja die Adresse des Residenzklubs gar nicht kannte. Sie fragte den Portier. Der wußte es nicht, aber er schickte einen Pikkolo hinüber in die nächste Bar, und in der That: Die eine Barmaid, eine rothaarige und sommersprossige blasse junge Dame, vor der Berlin W und Potsdam keine Geheimnisse mehr hatten, nannte, während sie mit geübter Hand eine „Prärieauster“ mischte und mit ein paar Stammgästen plauderte, dem Kleinen aus dem Kopf die Wohnung — ein Haus in einer jener stillen Seitengassen, die die Friedrich- und die Wilhelmstraße verbinden.

Anne-Marie triumphierte. Nicht nur über die Auskunft. Sie hatte auch, auf der Straße stehend, als der Pikkolo die Türe der Bar öffnete, von der Ferne einen Augenblick in diese fremdartige Welt

hineingesehen und unter den Gentlemen, die da, die Hüte im Genick und farbige Getränke aus Strohhalm saugend, rittlings auf hohen Stühlen saßen wie die Kontoristen auf ihren Drehstuheln, sofort ihren Bruder Benno erkannt. Offenbar hatte er, mit seinem schlechten Gewissen, den Gedanken an die Depesche schon wieder aufgegeben und stärkte sich vorerst durch Nachguß von Alkohol zu neuen Taten. Sie hatte einen Vorsprung vor ihm.

Eine Droschke brachte sie bis zu einer Straßenecke in der Nähe des Klubs. Dann schritt sie zu Fuß den spärlich erhellten, wenig von Menschen belebten Bürgersteig entlang und suchte die Hausnummer. Sie verspürte nicht einmal mehr Herzklopfen. Sie hatte in den paar Stunden in Berlin schon so viel erlebt, daß ihr die Vorstellung, hier Abends um acht Uhr mitten in der Weltstadt herumzulaufen, ganz selbstverständlich vorkam. Nur eine zornige Neugier fühlte sie, wie wohl dies Gebäude aussehen möge, in dem, wie in einem schwarzen Schlund, stückweise ihr Vermögen verschwand.

Sehr enttäuscht blieb sie stehen. Es war ein nüchterner, dreistöckiger Zinsbau, wie seine Nachbarn zu beiden Seiten. Zur ebenen Erde rechts war das Firmenschild einer Immobilienbank, links eine Porzellantafel mit den Namen zweier Rechtsanwälte. Das erste Stockwerk schien unbewohnt. Die Fenster waren dicht verhängt. Kein Lichtschimmer drang hindurch. Darüber waren weiter oben da und dort ein paar mattleuchtende Scheiben mit Gardinen dahinter wie überall.

Wie das eigentlich hätte aussehen sollen, mußte sie auch nicht. Sie hatte, nach den landläufigen Beschreibungen von Monte-Carlo, nur unbestimmte Begriffe von einer „Spielhöhle“. Aber trotzdem betrachtete sie das Gebäude vor sich mit zweifelndem, dumpfem Unbehagen. Es war ihr ein unsäglich widriger Gedanke, daß gerade in diesem alltäglichen, schmutzigen Raften das Glück und Gut der Wackerode verspielt und vertan werden sollte.

Am Ende war es gar nicht das richtige Haus! Die rote Dame am Büfett hatte, angestiftet durch Benno, dem Pittolo absichtlich eine falsche Auskunft gegeben! Sie begann vor Empörung zu zittern.

Stumm und verstört stand sie da, von Vorübergehenden neugierig betrachtet. Da hörte sie hinter sich schwere Schritte. Ein hochgewachsener Herr kam langsam heran und ging an ihr vorbei, straff ausgerichtet, aber die Augen, offenbar in Gedanken verloren, am Boden, so daß er sie, die im Schatten stand, gar nicht sah. Aber sie erkannte ihn wohl. Es war schon wieder der Herr von Henning. Wo sie auch in Berlin hinwollte, sie fand ihn auf ihrem Weg. Und richtig: da bog er, mit der Sicherheit eines Mannes, der in sein eigenes Heim zurückkehrt, in den offenen Eingang des Hauses vor ihr ein und verschwand darin. Es war also doch die Höhle des Residenzklubs und da oben im ersten Stockwerk — jetzt plötzlich begriff sie — da, wo die Fensterreihe so unheimlich dunkel dalag, da hatte er seinen Schlupfwinkel. Da hauste allabendlich Herr von Henning

und drehte, immer mit seinem ironisch-gutmütigen, ein wenig müden Lächeln all den Gimpeln die Häse um, die dem Glanz der Kerzen auf den Spieltischen zuflatterten.

In ohnmächtigem Grimm und Gram die Hände ballend, schaute das Fräulein von Wackerode auf die drei Steinstufen, die jener emporgestiegen. Sie haßte diesen Mann aus ganzen Kräften — ehrlich — rückhaltlos, wie es in ihrer Natur lag. Und mehr noch: sie fürchtete sich vor ihm. Er war kein alltäglicher Feind. Ein anderer Mann als dieser einfältige, schlappe Benno. Er g e w a n n doch wenigstens beim Spiel. Dann sah die Sache schon anders aus, wenn man sie auch nicht billigen konnte. Aber man konnte doch wenigstens zu so jemandem Zutrauen haben. Man fühlte sich geborgen in seiner Nähe.

So war es ihr vorhin im Tiergarten ergangen. Seltsam: der einzige Mensch in Berlin, der ihr bisher freundlich begegnet und kaltblütig zu Hilfe gekommen war, das war gerade ihr bitterster Feind. Und unwillkürlich dachte sie: Wenn der mein Bruder wäre, statt Benno — der würde unser Gut nicht durchbringen, sondern vermehren. Denn er ist ge-scheit und die anderen sind dumm. . . .

Aus ihren Sorgen erwachend, schaute sie um sich und bemerkte, daß ihr Aufenthalt hier vor dem Hause auffiel. Ein Student oder junger Leutnant in Zivil war stehen geblieben und betrachtete die große, stattliche Blondine prüfend und ging dann langsam, ungeschlüssig weiter und kehrte wieder um.

Auf der anderen Seite der Straße wandelte auch solch eine Schildwache zögernd auf und nieder. Und die Frau, die den Grünframkeller neben ihr versperrte, und die zwei alten Droschkenkutscher, die unter der Laterne standen, und der Trupp Arbeiter, die vorbeikamen, alle schauten ihr dreist ins Gesicht.

In plötzlicher Todesangst flüchtete sie in das Haus und durch den Flur hindurch in den anstoßenden dunklen Hof. Hier war alles leer und still. Die Bank und das Bureau waren längst geschlossen, kein Mensch zu sehen. Hier konnte sie Benno erwarten. Sie war überzeugt, daß er in kurzem kam. Aber ihr war doch bang und jammervoll zu Mut in der fremden, unheimlichen Umgebung. Nur ihr fester Wille, ihr verzweifeltes: Es muß sein! hielt sie an Ort und Stelle.

Das Schlimme war, daß, wer ins Haus ging, sie von dem Hausflur aus, wenn auch nur in unbestimmten Umrissen, im Hof erkennen konnte. Und ein jeder der Herren, die in langen Zwischenräumen erschienen, blieb einen Augenblick stehen und schaute neugierig, oft auch lächelnd in das Dunkel, ehe er weiter die Treppe hinaufflieg.

Oben schellte keiner. Die Türen wurden von einem sich verbeugenden Diener geöffnet und als der Rechtsanwalt Ostermeier, ein quecksilberner, nervöser kleiner Herr, der seit dreißig Jahren das Problem löste, ohne Schlaf auszukommen, indem er bei Tag plädozierte und Klienten empfing, den Abend bei Biergartendiners oder Premieren verbrachte und die

Nacht durch bis zum Morgengrauen spielte — als Ostermeier von dem nächsten Sakai in braunem Frack, Kniehosen und Schnallenschuhen sich den Pelz hatte abnehmen lassen und, sich fröstelnd die Hände reibend, in das Lesezimmer trat, waren seine ersten Worte: „Henning . . . gilt das Ihnen? Da unten steht ein feuchtes Weib im Dunkeln! Vielleicht schon 's Vitriolfläschchen in der Hand! Sache — was? Bekennen Sie sich schuldig?“

Horst von Henning war bisher der einzige Gast in diesem Raum gewesen. Eine Zigarre rauchend, lag er träge in einem der mächtigen ledernen Klubstühle. Jetzt drehte er den gebräunten Kopf und fragte langsam: „Wie sieht sie denn aus?“

„Schleier, Verehrtester! — Pst, Diener! 'n Kognak! — Nichts zu sehen! Aber sehr groß . . . walfärenhaft . . . lauert stumm . . . aufregende Chose . . . haben Sie 'ne Ahnung, woso . . .?“

„Nein!“ sagte der andere kurz. Er hatte Mühe, gleichgültig zu erscheinen.

Unschlüssig rauchte er weiter, während der kleine Rechtsanwalt, in dessen Kopf die Gedanken stets miteinander Haschen spielten, schon längst bei etwas Neuem war und, im Savannafistischen kramend, irgend eine wilde Geschichte vom Maskenball des Metropolitantheaters erzählte. Vielleicht war das da unten doch nicht das Fräulein von Wackerode! Man mußte jedenfalls Gewißheit haben, ehe man hinunterging und womöglich eine wildfremde Dame anredete.

Der nächste, der kam, der stumpffühnige junge

Pipke, sagte, wie gewöhnlich, überhaupt nichts, sondern blieb auf der Schwelle zwischen dem Lesezimmer und den anstoßenden Spielräumen stehen, um zu sehen, ob sich nicht schon wenigstens eine Partie Écarté zusammenbringen ließ. Aber, als Ostermeier ihn nun fragte: „Na, Pips — haben Sie unten nichts gesehen?“ bejahte der junge Mann mit dem bleichen, sorgenvollen Gesicht und den großen Ohren voll ungewohnter Lebhaftigkeit. „Ja. Unten im Hof haben wir 'nen Ehrenposten!“ Und sein Begleiter, der kleine polnische Graf aus Warschau, der als internationaler Kartenspieler in allen Klubs Europas heimisch war und eben, auf der Durchreise nach der Riviera, in Berlin ein achttägiges Gastspiel am grünen Tische absolvierte, zwinkerte listig mit den Augen. Das Abenteuer da unten hätte ihm schon gefallen. Aber er konnte zu wenig Deutsch. Und vor allem: die Pflicht rief! Die Karten lagen schon bereit, und jetzt kam die Zeit, wo so allmählich die Feuratten, eine nach der anderen, vom Bureau und Berufsgeschäften, vom Mittagessen und Nichtstun her in das Lokal tröpfelten.

Und außerdem, wer konnte wissen, wer das da unten war! Henning verriet es nicht. Der tat, als ob ihn die Geschichte weiter gar nicht interessierte. Mißmutig stand er mitten im Lesezimmer und schaute in die lange Flucht der anstoßenden Gemächer hinein. Grüne Tische und Tischchen in jedem, runde und viereckige, große und kleine, im dritten Raum, alles andere erdrückend, eine lange Tafel in Grün, der

Wappenfarbe all der Leute hier vom grünen Tuche und vom grünen Rasen. Jetzt war noch alles kahl und leer. Unbelebt, schläfrig still lag diese Welt des Spiels, der Mitternacht harrend, im grellen Glanz des elektrischen Lichts. Nur fern, in der äußersten Ecke, klebte schon, vom Nachmittagskaffee her zurückgeblieben, ein Häuflein von dreien oder vieren stumm und schwärzlich an dem grünen Rund wie ein Kranz von Fliegen an der Zuckerschüssel. Und ebenso geräuschlos schichtete in der Ecke der übernächtlige Klubsekretär seine buntenfarbigen Spielmarken zu Häufchen, und schlich zuweilen ein Diener, mit feinen Schnallenschuhen tief in dem weichen Teppich versinkend, auf und ab. Horst von Henning kannte das alles nun schon seit dreizehn Jahren. Er sah die Leute kommen und gehen. Jeden Winter neue Gesichter um den Stamm der alten, erprobten Kämpen, Gesichter, die meist nach kurzem wieder verschwanden, zurück nach trüben Erfahrungen auf den Exerzierplatz, das Rittergut oder Kontor, ein paar tot, andere drüben, jenseits des großen Wassers, noch andere deklassierte Gentlemen in Berlin oder in Potsdam geworden, Turfagenten und Schlepper dunkler Geldmänner, denen man auf der Straße auswich. Aber der Klub verödete nicht, wenn diese tauben Früchte von ihm fielen. Immer frischer Nachwuchs drängte heran. Es war wie ein ewiger Schattenzug durch den fast nur Nachts belebten Raum, durch diese kleine Welt, die die eisernen Rolljalousien von der draußen trennten, von dem Stoßgebet der Tausende, die da auf

den Straßen hasteten: Unser täglich Brot gib uns heute!

Und von der auch, die jetzt unten im Nebelgeriesel des Hofes stand, mit dem Bangen im Herzen: Unser täglich Brot gib uns morgen und laß uns nicht zu Bettlern werden, durch den da oben . . .

Bei dem Gedanken, daß das Fräulein von Wackerode wirklich vor dem Hause Wache hielt, als letztes Mittel der Verzweiflung eines unerfahrenen Mädchens, um ihrem Bruder den Eintritt zu wehren, kam Horst der Klub noch viel dumpfer und öder, noch viel abgeschmackter und abstoßender vor als die ganzen letzten Jahre, wo ihm doch schon jeden Abend vor der Lebenslust, die er atmete, gekelt hatte, sobald sein Fuß diese Schwelle überschritt. Und von einem plötzlichen unbefiegbaren Widerwillen ergriffen, trat er, ohne daß die anderen, die über die Rennen in Nizza stritten, sich um ihn kümmerten, auf den Korridor hinaus.

Während er sich da unter den auf dem Tisch des Hausmeisters liegenden Bettelchen seine Rechnung für Kaffee und Kognak herausuchte und sie zahlte, kam der alte Baron Wydenau.

„Na — Sie gehen, Henning?“ sagte er gedehnt.

„Ja. Es ist hier stumpfsinnig!“

Der grauköpfige Junggeselle bejahte lebhaft. „Stimmt! Kinder — was ihr eigentlich an den Karten findet . . . na — vielleicht komme ich auf meine alten Tage doch noch auf den Geschmack! Aber hören Sie mal!“ Er dämpfte seine Stimme,

so daß die Diener ihn nicht verstehen konnten. „Schauen Sie doch mal im Vorübergehen der Dame im Hof untern Hut! Ich glaube, es lohnt sich!“

„Meinen Sie wirklich, daß was darunter ist?“

„Ich halte mich an den Hut!“ sagte der alte Roué und Klubgreis nachdrücklich. „Dieser Hut ist apart! Er stammt aus der Zeit Albrecht des Bären — oder doch mindestens vom vorigen Mai. Provinz! Niemand in Berlin würde ihn mehr tragen. Also nun ist die Frage: Was hat eine Dame vom Lande Abends um acht Uhr allein im Hof des Residenzklubs zu tun?“

Der andere setzte seinen Zylinder auf. Jetzt hatte er keinen Zweifel mehr. Er sah den Hut des Fräulein von Wackerode förmlich vor sich. Wydenau nickte beifällig. „Na ja — trösten Sie mal die große Unbekannte! Ach . . . ich wollt', ich könnt' noch einmal mitmachen! Und wenn ich um neun Uhr Abends mit 'nem Fünzigpfennigsträußchen in der Hand unter der Normaluhr am Potsdamer Platz auf 'nen unpünktlichen Selbstern von Manheimer oder Gerson warten müßt' — ich täte auch das! Man hat doch was vom Leben — während so . . .“

Er brach kummervoll ab und Horst von Henning ging hinunter.

Beim ersten Blick erkannte er Anne-Marie von Wackerode und sie ihn! Sie wich vor ihm zurück, in das Dunkel hinein. Aber er folgte ihr, bis sie an der Mauer stand und nicht weiter konnte. Da küßte er den Hut und fragte: „Nun sagen Sie um

Gottes willen — was machen Sie hier, gnädiges Fräulein?"

„Was kümmert das Sie?"

Ihre Stimme schwankte. Der alte Troß war nicht mehr darin. Eher Bangen und unterdrückte Angst. Sie fühlte sich offenbar zu Tode einsam und bekümmert in diesem finsternen Hofe inmitten der nächtigen Weltstadt unter fremden Menschen und einem schwarzen Himmel, von dem schon seit einiger Zeit ein Wechsel von kalten Regenschauern und schmelzenden Schneeflocken niederging.

Er sah sie kopfschüttelnd an, von dem merkwürdigen Gut bis zu den ländlichen Schuhen, mit denen sie achtlos mitten in einer Wasserlache stand, und meinte dann: „Und wie lange wollen Sie denn noch hier bleiben?"

„Bis mein Bruder kommt!"

„Das kann Mitternacht werden . . . und später!"

„Und wenn es Mitternacht wird . . ." Aber es war keine Entschlußkraft mehr darin, wie sie das zwischen den Zähnen hervorstieß. Sie zitterte vor Nässe und Kälte wie im Fieber. Und um ihr Glend voll zu machen, sagte Horst von Henning immer mit seinem gutmütigen Lächeln: „Ich will Ihnen ein Geheimnis verraten, gnädiges Fräulein: Der Klub hat zwei Eingänge! Auf beiden Seiten zugleich können Sie unmöglich sein."

Sie fuhr auf. „Gut. Dann gehe ich zur Polizei! Jetzt gleich! Ich zeige Sie an."

„Kommen Sie doch endlich aus dieser Pfütze

heraus, Fräulein von Wackerode!" sagte ihr Gegner kaltblütig und ging neben ihr wieder auf die Straße zurück. „Die Polizei hat hier gar nichts zu suchen. Das da oben ist ein geschlossener Verein — stille Menschen, die nichts weiter wünschen, als in Ruhe gelassen zu werden!"

„Dann gehe ich auf eine Zeitung und sage es dort den Leuten . . .“

„. . . daß im Residenzklub gespielt wird? Das weiß jeder! Die Zeitungen bringen nur Neuigkeiten.“

„Aber es muß doch ein Mittel gegen Sie geben!" Sie schlang verfürzt die Hände ineinander und starrte ihn aus ihren großen, treuherzigen Blauaugen an.

Horst von Henning dachte eine Weile nach. Dann meinte er einfach: „Ich glaube nicht.“

„Also das ist erlaubt!" Sie rief das in ihrer Empörung so laut, daß sich ein paar Vorübergehende nach dem hochgewachsenen, auf dem einsamen Bürgersteig stehenden Paar umwandten. „Sie dürfen da Jahr um Jahr sitzen und wie ein Räuberhauptmann haufen? Ja, lachen Sie nur so belustigt: wie ein Räuber! Oder tun sie das etwa nicht? Leben Sie nicht vom Gelde fremder Menschen?"

Wieder schwieg ihr Gegenüber eine Zeitlang. Dann sagte er tiefsinnig, als habe er eine wichtige Entdeckung gemacht: „Die meisten Menschen sind furchtbar dumm!"

„Das weiß ich! Der Benno, mein Bruder, ist immer ein Spazekopf gewesen und wird es bleiben

bis an sein seliges Ende. Aber Sie sind doch weiß Gott nicht dumm! Sie wissen doch ganz genau, was sie tun! Antworten Sie mir, bitte: Halten Sie sich wirklich für berechtigt, solch ein armseliges Wesen, das Ihnen in die Hände gelaufen ist, bis aufs letzte auszubeuteln?"

Er zuckte die Achseln. „Wenn ich nicht mit ihm spiele, findet er genug andere.“

Sie lachte höhnisch auf. „Wahrhaftig . . . ein schöner Grund, Herr von Henning! Eines Edelmanns von so altem Namen, wie Sie ihn tragen, recht würdig! O freilich . . . wenn der eine kein falsches Geld macht, tut's der andere! Wenn der eine keinen Raubmord begeht, wird sich schon ein anderer dafür finden. Damit kann man alles in der Welt entschuldigen! Aber daß Sie sich nicht schämen, mit derlei auf den Lippen vor mir dazustehen und mir ins Gesicht zu schauen . . . das . . . das ist . . .“

Sie fand nicht gleich das Wort. Im Schein der Straßenlaterne sah sie wieder den seltsamen, müden und beinahe traurigen Ausdruck auf seinen Zügen. Das verwirrte sie.

Dann meinte er ruhig: „Genug davon, Fräulein von Wackerode! Ich kenne jetzt nachgerade Ihre Ansicht über mich! Geben Sie mir lieber an, wohin ich Sie bringen darf. Sie können doch nicht hier übernachten.“

Der Regen fiel stärker, der Wind pfliff um die Ecke, Anne-Marie klapperte mit den Zähnen vor Frost und plötzlich verlor sie ganz den Halt in ihrem

Elend und ihrer Verlassenheit, und fing an, laut zu weinen. „Bringen Sie mich an die Spree. Da spring' ich hinein! Das ist das Beste! Und dann erzählen Sie den Leuten, wer daran schuld ist.“

Sie fühlte, das Taschentuch vor dem Gesicht, wie er ihren Arm ergriff und sie seitwärts die Straße entlang führte, ehe sich Neugierige ansammelten. Sie ließ es geschehen. Sie war ganz willenlos und erschöpft. Und dann hörte sie, immer noch krampfhaft schluchzend, wie er, eigentlich mehr zu sich als zu ihr sagte: „Ja — was machen wir nun mit Ihnen? Ins Hotel zurück? Nein — heute abend darf man Sie nicht mehr allein lassen! Haben Sie denn keine Verwandten hier?“

„Die sind verreist! Gerade heute! Das muß ja so sein!“

Sie lehnte sich an die Mauer und weinte immer stärker. Und von oben spendete der Nachthimmel immer eifriger seine Regentropfen zu ihren Tränen.

Horst von Henning faßte einen raschen Entschluß. Er hielt eine vorüberfahrende Droschke an und sagte zu Anne-Marie kurz: „Bitte, steigen Sie ein!“

„Wohin?“

„Unter Dach und Fach. Ich bin doch schließlich dafür verantwortlich, daß Sie sich hier nicht Schnupfen und Influenza holen. Also verleben Sie, bitte, den Abend in meiner Familie!“

Sie hörte mit Schluchzen auf, nahm das Tuch von den Augen und wiederholte ganz verblüfft: „Bei Ihrer Familie?“

„Nun ja, bei meiner Mutter und Schwester.“
Er schob sie förmlich in den Wagen. Aber immer noch sträubte sie sich: „Und inzwischen kommt Benno hierher . . . und fängt an zu spielen . . .“

„Ach, kein Gedanke!“ sagte er beinahe ärgerlich. „Vorwärts, Kutscher! Mit wem soll er denn spielen, wenn ich nicht da bin? Bei den anderen holt er seine Verluste nicht herein! Und mich haben Sie jetzt unter Ihren Augen, so wie man im Mittelalter den Teufel in einem Fläschchen bei sich führte. Da ist er gut zugefokt und kann kein Unheil anstiften.“

Dabei lachte er ganz harmlos. Anne-Marie wollte scheu zur Seite rücken, so weit weg wie nur möglich. Aber sie brachte es nicht über sich. Es war doch ein tröstendes Gefühl, in diesem Strudel von Not und Elend solch einen unerschütterlich kaltblütigen Begleiter neben sich zu wissen.

Dabei dachte sie immer: Überhaupt — das träume ich ja alles! Gleich wache ich in Wackerode in meinem Bett auf und fasse mir an den Kopf und bin noch ganz wirblich von dem Unsinn, daß ich im Schlaf in Berlin war und gerade mit dem Herrn von Henning, diesem nichtswürdigen Menschen, diesem bösen Geist meines Bruders Seite an Seite Nachts in die Dunkelheit hinausgefahren bin, als ob sich das von selbst verstände. Und ohne irgend welche Angst vor ihm zu haben! Das ist das merkwürdigste.

Ihr Gefährte erriet ihre Gedanken und sagte plötzlich in die Finsternis um sie hinein: „Sie können ruhig sein. Ich tu' Ihnen wirklich nichts!“

Davon war sie überzeugt, ohne selbst zu wissen, warum. Und ebenso davon, daß es doch kein Traum war. Denn sie fühlte auf einmal mitten in ihrer Kummernis einen ehrlichen Hunger. Sie hatte seit dem Morgen nichts gegessen. Und wieder versetzte der neben ihr tröstend, als hätte sie ihm das anvertraut: „Wir sind gleich da! Dann kriegen Sie heißen Tee und Abendbrot!“

Der Wagen hielt. Sie ließ sich von ihm heraushelfen, sie ging mit ihm ins Haus und durch die Türe zu ebener Erde, die ein greiser, verschrumpfter Diener öffnete, hinein in die Wohnung.

Die richtige Berliner Zinswohnung, im Maurermeistergeschmack, mit buntem Stuck und aufbringlich bemalten Decken und schreiend eleganten Tapeten. Aber in wunderlichem Gegensatz dazu stand das Hausgerät. Uralte, geschwärzte Möbel im Stil Ludwig XIV. mit verschliffenem, kostbarem Samt, ein paar vergilbte Teppiche, an den Wänden Kupferstiche aus dem Lagerleben Friedrich des Großen, und stockig und fleckig gewordene Niedingersche Jagdbilder, einige große nachgedunkelte Ölgemälde, Potsdamer Generale in Zopf und Dreispitz, den Knauflstock in der Hand darstellend, über dem Schrank in der Ecke ein Hirschgeweih von einer Größe, wie man sie jetzt kaum mehr fand mit einer verwaschenen Inschrift auf der Schale — all dieser ehrwürdige Kram paßte so gar nicht zu diesem neuen Haus und der neuen Weltstadt Berlin. Es war, wie wenn Schiffbrüchige das bißchen, was sie von ihrer

Habe gerettet, im ersten besten Winkel aufgehäuft hätten.

Im Wohnzimmer war eine kleine, alte Dame, mit ihrem schneeweißen Haar, ihrem altmodischen Kleid, ihrem feinen, freundlichen Gesicht wie eine zierliche, greise Marquise aus dem ancien régime anzusehen. Sie saß in einem Rollstuhl, eine Decke über den Knien, und erhob sich nicht, als Anne-Marie eintrat. Aber sie streckte ihr mit einem sonnigen weltfremden Kinderlächeln und kaum ein wenig erstaunt die Hand entgegen, noch ehe Horst von Henning erklärt hatte: „Mutter — ich bringe dir hier für ein paar Stunden Fräulein von Wackerode, die Schwester eines meiner Freunde. Sie wollte Verwandte in Berlin besuchen. Die sind verreist. Allein kann sie den Abend doch nicht bleiben. Also nimmt sie hier vorlieb.“

Zugleich war noch ein älteres Fräulein erschienen. Die stellte er als seine Schwester vor. Sie war gar nicht hübsch. Aber sie hatte schöne Augen. Und in der Art, wie sie ihn damit ansah und wie die Züge der alten Dame sich bei seinem Anblick erhellt hatten, lag so viel Liebe und Vertrauen, daß es Anne-Marie ganz weh und bang ums Herz wurde. Das verdiente dieser Mensch doch wahrlich nicht!

„Fräulein von Wackerode ist erfroren, müde und hungrig!“ sagte der. „Also seht, daß sie nicht ganz umkommt. Sie hat heute schon eine lange Reise hinter sich. Sie kommt vom Lande.“

Das freute die alte Dame und sie fing, während sie Anne-Marie auf einen Sessel neben sich niederzog,

zu plaudern an. Sie hatte auch den größten Teil ihres Lebens auf dem Lande verbracht, bis vor dreizehn Jahren. Da war es, nach dem Tode ihres Mannes, doch besser gewesen, das Gut zu verkaufen. Horst, der einzige Sohn, fühlte nun einmal keinen Beruf zum Landwirt in sich.

Anne-Marie schaute zu ihm hinüber und dachte sich: Das glaub' ich! Du befindest dich natürlich hier als Räuber in Zylinder und Glacéhandschuhen viel wohler!

„Ich kann's ihm auch nicht verdenken, daß er lieber in Berlin lebt,“ fuhr Frau von Henning fort und nickte ihrem Sohn mit einem mütterlichen Lächeln zu. „Er hat hier seinen großen Bekanntenkreis . . .“

„Ja — der mag gewiß sehr groß sein!“ sagte das Fräulein von Wackerode feindselig.

„Er hat seine Beziehungen nach allen Seiten . . .“

„O freilich! Das kann ich mir denken!“

„Er hat seine Tätigkeit, die ihn ganz in Anspruch nimmt . . .“

Anne-Marie stutzte. Horst von Henning saß ruhig da, das Auge fest auf sie gerichtet. Sie hielt seinen Blick aus und meinte dann kalt: „... Allerdings ... interessant ist ja solch eine Tätigkeit in ihrer Art ...“

„Nicht wahr!“ bestätigte die alte Dame lebhaft.

„Ich verstehe ja nicht viel von dieser modernen Sozialpolitik und der agrarischen Frage. Aber mein Sohn hatte gewiß recht, daß er damals auf den Staatsdienst verzichtete. Nun steht er ganz unabhängig da, kann seine Ansichten gegenüber der Re-

gierung vertreten, wie er will, und ist niemandem Rechenschaft schuldig. Das ist doch ein großes Glück!"

Anne-Marie nickte nur mechanisch. Sie war ganz verblüfft. Die Frage lag ihr auf den Lippen: Ja — wissen Sie denn nicht, wer Ihr Sohn ist? Ein Spieler, seit vielen Jahren — ein kaltblütiger, gewissenloser Spieler und alles weniger als ein unabhängiger Gentleman, der mit gefinnungsverwandten Standesgenossen Sozialpolitik treibt?

Nein. Die alte Dame wußte das offenbar nicht. Still vor sich hinlächelnd saß sie da, wie ein Kind mit weißen Haaren. Und als nun der greise Familiendiener den Tisch gedeckt hatte und ihren Rollstuhl ohne weiteres hinschob, da merkte Anne-Marie, wie diese Weltfremdheit möglich war. Frau von Penning war gelähmt. Sie kam, außer vielleicht auf einer kurzen Spazierfahrt täglich, kaum mehr unter die Menschen. Sie lebte hier in ihrer eigenen verstaubten und umspinnenen Welt, die mit der Wirklichkeit draußen nichts gemein hatte.

Und mit einer leisen Sehnsucht auf dem feinen, kleinen Gesicht hob sie wieder an. „Ich beneide Sie, liebes Fräulein. Sie kommen vom Lande, aus der frischen Luft. Die muß ich nun hier entbehren. Aber ich will mich nicht von meinem Sohn trennen. Er besucht mich hier doch jeden Tag. Und wenn man schon einmal sein Gut verkaufen will, dann war es damals, vor dreizehn Jahren, doch noch vorteilhafter wie jetzt. Ich höre, jetzt bekommt man gar nichts mehr für Grund und Boden.“

Anne-Marie neigte bejahend das blonde Haupt. Sie begriff auch das nicht. Der Generalstäbler hatte doch ausdrücklich von Horst von Henning geschrieben: der Sohn eines bankerotten Gutsbesitzers. Also wieso war da etwas von dem Verkauf übrig geblieben? Wieso lebte die alte Dame hier anscheinend von ihren Renten?

Über ihre Teetasse hinweg sah sie mit großen Augen nach dem Klubmann und bemerkte wieder in seinem Gesicht den merkwürdigen ernstesten Ausdruck. Und als sie sich abwandte, fand sie in den Augen seiner Schwester denselben stummen, vielsagenden Blick wieder, und plötzlich begriff sie: durch dieses altfränkische, behagliche, den Stürmen der Welt entrückte Zimmer wehte eine große Lüge, eine heilige Lüge, die alle kannten, außer der einen, der sie galt — der freundlichen kleinen alten Dame in dem Rollstuhl.

Die glaubte an ihren Sohn. Felsenfest. Die hätte jeden verlacht und ihm die Türe gewiesen, der ihr die Augen hätte öffnen wollen. Das fühlte das Fräulein von Wackerode deutlich und ihr Herz wurde immer schwerer von einem unbestimmten Ahnen und Grauen, daß die Welt doch nicht so einfach sei, wie sie es sich noch diesen Morgen auf der Fahrt nach Berlin gedacht.

Inzwischen war noch ein Mitglied der Familie eingetreten, ein junger Mensch in der Uniform der kaiserlichen Marine, und Horst stellte vor: „Mein Neffe — der Sohn meiner verstorbenen Schwester!“

Und mit einer Betonung, die sie wohl verstand, setzte er hinzu: „Nächste Woche geht er nach Westindien! Je ferner von Berlin, je besser!“

Der Fähnrich zur See setzte sich und aß und trank, und Frau von Henning knüpfte das Gespräch wieder an. „Sie kommen wohl nach Berlin, um sich einmal recht ordentlich auszutanzen?“ fragte sie freundlich und änderte dann, da ihr Gast trübe den Kopf schüttelte, den Ton. „Oder . . . ich will doch nicht hoffen, liebes Fräulein, daß etwas Unangenehmes Sie hergeführt hat . . .“

„Leider doch, gnädige Frau!“ sagte Anne-Marie mit einem festen Blick auf den Feind ihr gegenüber. „Ein ungeratener Bruder!“

„O — mein Gott — was tut er denn?“

Der alte Grimm kam über sie. „Der Bengel spielt!“ sagte sie in ehrlicher Empörung mit ihrem tiefen Alt.

An dem plötzlichen Schweigen umher merkte sie, daß sie da etwas ausgesprochen hatte, woran man hier im Hause nicht rührte. Auf Horst konnte es sich nicht beziehen. Der stand ja hier in anderem Lichte da. Aber eine lähmende Stille lastete über der Tafel, bis endlich Frau von Henning sich zu ihrem Enkel wendete und mit leise zitternder Stimme sagte: „Da siehst du wieder, Paul, was bei dem Spiel herauskommt. Vergiß nie, daß du Onkel Horst dein Ehrenwort gegeben hast, nie eine Karte anzurühren!“

„Nein. Das vergeß ich natürlich nicht!“ erwiderte

der Fähnrich zur See ernsthaft und sah dabei von seinem Teller auf und respektvoll zu Horst von Henning hinüber.

Anne-Marie hatte Mühe, ein Lachen des Hohns zu unterdrücken. Da saß der, immer mit seinem halben, ironischen Lächeln, das stets zu sagen schien: Wir sind allzumal Sünder! — und er, der Spieler, ließ sich von dem jungen Menschen, an dem er Vaterstelle vertrat, das Wort geben, zeitlebens das grüne Tuch zu meiden, und er, der böse Geist, verschaffte hier seiner Mutter durch eine fromme Lüge einen frohen Lebensabend, und er, der Räuber, sorgte für seine Schwester, und dieser ganze kleine, harmlos heitere Kreis von Menschen lebte von ihm und seinem Spiel. Und ein Hauch der Behaglichkeit wehte durch die altfränkischen Räume, ein träumerischer Frieden, wie ihn nur das gute Gewissen verleiht. . . .

Die greise kleine Dame war froh, wieder einmal in ihrer Einsamkeit eine neue Zuhörerin ihrer alten Erinnerungen zu haben. Sie plauderte angeregt und umso eifriger, je einsilbiger, in immer tieferes, ratloses Sinnen verloren, das Fräulein von Wackerode neben ihr saß.

In ihrer Jugend war sie Hofdame gewesen. In irgend einer kleinen sächsischen Residenz. Davon sprach sie unermüdblich. Vergilbte, längst verschollene Jahrgänge des Gothaer Almanachs zogen da vorbei, Landesväter, die seit einem Menschenalter in ihrer Ahnengruft schliefen, altjüngferliche Prinzessinnen, von denen keine Seele mehr etwas wußte, Erbland-

marischälle und Hofjägermeister, Stiftsdamen und Kammerherren, die längst der grüne Rasen deckte, — ein versunkenes Duodezreich, das nur noch hier, in diesem warmen, dämmerigen Stübchen in dem Gedächtnis einer Greisin fortbestand. Und je mehr sie von den Toten erzählte, desto mehr belebte sich ihr feines Kinder Gesicht mit den weißen Lächeln und der weißen Haube darüber. Sie verirrte sich immer weiter in das Labyrinth der Vergangenheit — in das Werden und Vergehen der schönen Familien von damals, und dabei stockte sie — sie sann eifrig nach — wie war ihr doch? — ja, richtig ... ja ... ganz gewiß ... damals war doch auch eine Wackerode am Hofe vorgestellt gewesen, die Frau eines höheren Offiziers, der seinerseits wieder mit ihrem seligen Mann in zweiter Linie verwettet gewesen. Jawohl. So war das. Und auf diese Weise waren eigentlich ja die Wackerodes und die Hennings miteinander verwandt.

„Na — aber ein bißchen weit her!“ sagte ihr Sohn lachend. Er hatte die Zeit über in der dunklen Ecke des Zimmers im Schaukelstuhl bei einer Flasche Wein gefessen, zuweilen verstohlen gegähnt und dazwischen mit tiefem Interesse den goldig flimmernden Widerschein betrachtet, mit dem das Lampenlicht auf Anne-Maries blondem Kopfe spielte. Jetzt stand er auf und füllte ein zweites Glas.

„Wußten Sie denn etwas von dieser sagenhaften Cousine?“ fragte er. „Nicht? Na ja — ich werfe auch immer all die Sachen durcheinander. Aber es

stimmt schon! In derlei irrt sich Mama nie! Also stoßen wir auf gute Verwandtschaft an!"

Und Anne-Marie tat fügsam, was er wollte, und berührte mit dem Rand ihres Glases das seine, und während sie tranken, suchten sich über die dunkelrote Flut des Weins hinüber ihre Augen und blieben ineinander haften. Er leerte das Glas bis zur Nagelprobe. Also machte sie es auch so und dachte sich dabei mit gramvoller, hilfloser Bitterkeit: Dazu bin ich nun nach Berlin gekommen, um mit diesem Verderber meiner Familie zu Abend zu essen und gute Kameradschaft zu halten und beinahe schon Brüderschaft zu trinken! Und das machte sich alles von selbst, ohne ihr Zutun, gegen ihren Willen, einfach als ob es so sein müßte.

"Und nun bringe ich Sie nach Hause!" sagte er. "Sie sind müde! Morgen ist auch noch ein Tag!" Und abermals ließ sie sich ohne ein Wort der Widerrede den Mantel umhängen und setzte den Hut auf und küßte Frau von Henning die Hand und dankte und wünschte allen gute Nacht und versprach wiederzukommen und lachte dabei sogar ein wenig. Und die anderen lachten auch. Es war ein ganz herzlicher und unbefangener, bis zum Treppenhaus sich fortsetzender Abschied.

Erst draußen in der kalten Winterluft schlug ihre Stimmung wieder um, in ein dumpfes Erstaunen. Eigentlich war sie doch verheert! Kein Zweifel! Da neben ihr wandelte heute schon den ganzen Tag, sie gebieterisch überragend, etwas, was jetzt im Dunkel

nur wie ein schwarzer Schatten ausfah, und was der wollte, das geschah.

„Wollen Sie gehen oder fahren?“ fragte er.

„Gehen . . . bitte.“

Er nickte. „Mir ist's auch lieber. Da kann man besser reden!“

Sie zuckte nur die Achseln, und er hub nach kurzem wieder an. „Sehen Sie: Sie sagen mir nun schon den ganzen Tag Ihre Meinung. Offenherzig. Ein Mißverständnis ist kaum möglich. Räuber ist noch das mindeste. Ich war still. Natürlich. Sie haben ja recht von Ihrem Standpunkt. Es gibt nur so eine unglaubliche Menge Standpunkte in der Welt. Vielleicht haben Sie das heute abend bemerkt.“

„Ich weiß nicht!“ erwiderte das Fräulein von Wackerode matt. „Mir dreht sich schon alles im Kopf.“

„Eben! Sie fangen an, zu merken, daß die Welt rund ist. Und daß deswegen alles auf ihr wechselt! Das glauben die meisten Leute nicht. Die stehen breitbeinig da und erklären: Von hier aus allein taxiert man die Geschichte richtig. Das ist aber eben der Irrtum.“

„Vorhin,“ fuhr er fort, „— als Sie so entrüstet, mit Ihren großen Augen, sagten: ‚Der Bengel spielt!‘ — da haben Sie an unser Skelett im Hause getippt. Nicht an mich, sondern an meinen Vater. Der jeute sein Leben lang — und anders als ich — planlos, blindlings. So wie Ihr Bruder! Er fuhr mit Bierem lang vom Gut in die Kreisstadt und dann

los. Und wie es immer schleifer ging, wollt' er's mit Gewalt zwingen, bis endlich die große Unglücksnacht kam. In der verlor er alles, was er hatte. Und wie er im Morgengrauen nach Hause fuhr und das Schloß und die Felder vor sich sah, die ihm nicht mehr gehörten, erschloß er sich im Wagen. Er war gleich tot."

Anne-Marie blieb stehen und schaute entsetzt ihren Begleiter an. Der war ganz gelassen wie bisher, ja, er holte sich eine Zigarre heraus und zündete sie sich an.

„Darf ich rauchen? Ja? Danke! Ja — also, was nun, Fräulein von Wackerode? Das war vor dreizehn Jahren. Ich hatte eben einen Strich unter eine glorreiche Korpsstudentenzeit gemacht — zwei Jahre erster Chargierter in einem Bonner Feudalkorps — wenn ich links von Ihnen ginge, könnten Sie noch meine Wetterseite von Schmissen sehen — und wollte eben anfangen, Jus zu studieren — da — mit einem Hieb . . . alles vorbei . . . vis-à-vis de rien! Und nicht ich allein. Da war meine Mutter — die hatte vor Schrecken einen Schlaganfall erlitten und ist seitdem gelähmt. Da war meine Schwester. Die konnt' ich doch nicht umkommen lassen!

„Amerika — das war natürlich Unsinn! Das ist nur für die Dummen! Nur nicht sich deklassieren lassen! Ich ging nach Berlin! Da waren eine Menge meiner alten Korpsbrüder. Einige davon ein bißchen verbummelt — aber sonst tip-top. Taten eben nichts, sondern spielten. Ich wollte nichts davon

wissen. Ich suchte mir eine Tätigkeit. Ja, bitte — versuchen Sie das mal, wenn man nichts Besonderes gelernt hat oder von Haus aus kann. Monat um Monat hab' ich gerungen und gekämpft. Mein bißchen Geld und mein bißchen Hoffnung wurde von Tag zu Tag weniger. Und ich merkte: so ging das nicht. Jeder Schulze und Müller schob sich rücksichtslos an einem vorbei. Ich mußte, um vorwärts zu kommen, mit dem operieren, was Schulze und Müller nicht hatten, mit meinem Namen und meinen Verbindungen. Die öffneten mir, jetzt noch — ehe ich endgültig in irgend einer kümmerlichen Tätigkeit unter die Schulze und Müller versunken und nicht mehr gesellschaftsfähig war, die Türen der großen Klubwelt. Da wurde hoch gespielt — da saßen die Dummen förmlich und warteten — da lag das Gold auf den Tischen — man mußte es nur zu nehmen verstehen. Und zu mir kam es. Und kommt es jetzt noch. Ich schreibe es meinen guten Nerven zu. Kaltblütigkeit ist beim Spiel die Hauptsache. Wer einen ganz klaren Kopf behält, kann nie an einem Abend so viel verlieren, daß er sich ruiniert, aber er wird am nächsten die günstige Chance bis zum äußersten kritischen Wendepunkt ausnützen. Als ein in die Enge getriebener Mann fing ich an, vorsichtig mein Letztes auf die Karten zu setzen, und hatte gleich anfangs ein unglaubliches Glück. Und als ich nach ein paar Wochen eines schönen Morgens mit einem kleinen Vermögen in der Brieftasche nach Hause ging, wurde es mir klar: Was die Karten verdorben haben, müssen die

Karten wiederbringen. Einen anderen Weg gibt's nicht!

„Nun — es sind ja auch Fehlschläge nicht ausgeblieben. Aber im allgemeinen hab' ich mich doch herausgearbeitet. Ich hab' mich nicht nur selbst über Wasser halten können, sondern auch für die Familie sorgen. Meine Mutter hat ihren friedlichen Lebensabend — denn sie ahnt in ihrer Weltabgeschlossenheit gar nicht, woher das Geld stammt. Man hat eben Geld — lieber Gott — das war sie immer gewohnt — darüber denkt sie gar nicht weiter nach, sondern überläßt alles ‚Geschäftliche‘, wie sie es nennt, mir — meine Schwester ist bei ihr und pflegt sie — kurz — es ist alles in Ordnung. Sie haben ja selbst das stille, gemütliche Heim gesehen. Das kommt alles aus der ‚Spielhölle‘, um mit den Philistern zu reden. Und darum sag' ich: Es gibt so viele Standpunkte auf der Welt! Ihrer ist unansehnlich! Aber meiner hat doch auch einige Entschuldigungen für sich — finden Sie nicht?“

Anne-Marie stockte und sprach dann unsicher: „Und das soll bei Ihnen immer so weitergehen?“

„Das geht nun schon dreizehn Jahre so!“ sagte Horst von Henning melancholisch. „Und glauben Sie mir: Es ist kein leichtes Brot. Jede Nacht bis zum Morgengrauen am grünen Tisch. Jede Nacht die äußerste Nervenanspannung, um kaltes Blut zu behalten, und dabei die ewige Sorge, daß doch einmal eine Pechserie all die Mühen von so viel Jahren zu nichts macht. Sobald meine Nerven einmal nachlassen,

tritt das ein. Und ich fange an, müde zu werden. Ich sehne mich nach Ruhe. Für meine Mutter und Schwester ist gesorgt. Die haben genug auf Lebenszeit. Nun möchte ich auch einmal an mich denken. Ich habe dies Dasein gründlich satt!"

"So?" sagte Anne-Marie rauh und höhnlisch. „Und was für ein Dasein würde Ihnen denn genügen?"

Ihr Gefährte lachte. „Ich bin ein ganz bescheidener Mensch. Ich will nur das, was mir eigentlich vom Schicksal bestimmt war — ein bißchen eigenen Boden unter den Füßen — ein eigenes Dach über dem Kopf — Frau und Kinder — und dann in Frieden meinen Kohl bauen. Ich bin ja eigentlich der geborene Landjunker. Ich passe so wenig nach Berlin wie Sie. Haben Sie das noch nicht bemerkt?"

„Und um dies Ziel zu erreichen, ist Ihnen jeder recht, der Ihnen in den Wurf kommt — wenn Sie nur Geld von ihm gewinnen!"

„Um zu verlieren, spielt kein Mensch!" versetzte Horst von Henning.

„Und es regt sich wirklich nichts, gar nichts in Ihrem Gewissen, wenn Sie mit diesen elenden Karten fremde Menschen zu Bettlern machen?"

„Nein!" sagte er kaltblütig. „Mit diesen elenden Karten hat man mir mein Erbe genommen, jetzt nehme ich mit eben den Karten anderen wieder ihr Erbe ab. Das ist doch nur ausgleichende Gerechtigkeit. Und da ich ein guter Sohn bin, ist es mir natürlich lieber, wenn fremde Menschen betteln gehen,

als wenn das meine Mutter und meine Schwester tun müßten."

Sie drehte den Kopf zur Seite und antwortete nichts. Sie hatten inzwischen schon die Friedrichstraße erreicht. Um sie war das lichterhelle Gewühl des abendlichen Berlins.

"Früher bin ich mir übrigens selbst manchmal als Verbrecher vorgekommen!" begann der neben ihr plötzlich. "Man hat natürlich noch so Anwandlungen. Es steckt einem noch im Blut. Was alle Leute glauben, denkt man, das muß doch wahr sein. Erst allmählich wird's einem klar: Es kommt gar nicht darauf an, was geschieht — sondern wer's tut! Ist das ein Esel — dann ist's schlecht! Ist's ein ganzer Kerl, dann ist's gut. Im ersten Fall verspielt er das Vermögen seiner alten Mutter — im zweiten gewinnt er es ihr zurück. Es hat jedes Ding seine zwei Seiten — schwarz und weiß. Sie sehen bei mir eben nur die schwarze . . ."

"Ich soll Sie wohl auch noch bewundern?" sagte Anne-Marie erbittert und ratlos in ihrer Hilflosigkeit gegenüber diesem gelassen lächelnden bösen Geist zu ihrer Linken. Da lachte er: "Nein. Aber wissen Sie, wer ein ganzer Kerl ist?"

"Nun?"

"Seien Sie nicht böse: Sie, Fräulein von Wackerode! Um Sie ist's schade! Sie sind eigentlich der Mann in der Familie! Während Ihr Bruder — ach, lieber Gott . . ."

Anne-Maries Antlitz hatte sich leicht gerötet.

„Der verwünschte Bengel!“ sagte sie wieder einmal in ehrlichem Zorn, und dann schaute sie mit einem plötzlichen Entschluß rasch, stehend zu ihrem Begleiter auf. „Lieber Herr von Henning — es gibt doch noch so viele dumme Jungen auf der Welt — mein Bruder Benno ist doch nicht der einzige — es wird Ihnen doch schon wieder ein anderes Schaf über den Weg laufen, das Sie scheren können — ich bitte Sie recht herzlich, so inständig, wie ich nur kann: Lassen Sie doch von ihm ab! Lassen Sie uns am Leben! Spielen Sie nicht mehr mit ihm!“

„Ja — wenn das nur hülfel!“ Er schüttelte den Kopf. „Aber das ist einer von denen . . . die müssen ihr Geld los werden — um jeden Preis! Der spielt doch, bis er nichts mehr hat.“

„Fünfundzwanzig!“ sagte das Fräulein von Wackerode beinahe weinend vor Wut und mit geballten Fäusten. „Fünfundzwanzig verdient der Bengel — weiter nichts! Und man muß dabeistehen! Man kann nichts tun! Man weiß nicht einmal, wie weit das Unglück schon vorgeschritten ist. Oder können Sie mir das wenigstens verraten?“

„So ziemlich, ja! Wie Ihr Bruder voriges Frühjahr nach Berlin versetzt wurde und in den Klub kam, da scheint es, daß er etwas Familienvermögen auf der Bank liegen hatte . . .“

„Ja.“

„Na — das hat er verjeut. So den Sommer über — Ostende — Baden-Baden — was weiß ich. Dann im Herbst, wie hier die Kampagne ernsthaft

wieder anfing, da nahm er eine große Hypothek auf das Gut Wackerode auf."

"Ja — wie wir da einen Schrecken kriegten, behauptete er, das sei zu Verbesserungszwecken — das käme zehnmal wieder heraus und . . ."

"Nun — das hat er im Lauf des Winters so ziemlich verspielt!" sagte Horst von Henning.

"An wen?"

"Zumeist an mich! Er kann höchstens noch ein paar tausend Mark übrig haben nach den letzten Nächten."

"Und dann?"

Er zuckte die Achseln. „Schließlich wird er zu Wucherern laufen, Ehrenscheine ausstellen — na — und so weiter . . . solange es geht . . ."

Eine Handbewegung ergänzte seinen Satz. Sie blieb stehen, die blauen Augen weit offen, am ganzen Körper zitternd. „O Gott!" sprach sie halblaut.

"Ja. So ist es!"

"Und Sie wollen ihm nicht helfen?"

"Geben Sie mir mal den Arm!" sagte er. „Und kommen Sie mit mir weiter. Wir können in dem Gedränge nicht stehen bleiben! So!"

Und als sie in ihn eingehängt, mit niedergeschlagenem Blick und ganz betäubt den Weg fortsetzte, hub er wieder an: „Warum soll ich denn Ihrem Bruder helfen? Würde er mir's denn danken? Verdient er's denn? Ich glaube nicht! Aber I h n e n will ich helfen, Fräulein von Wackerode!"

Sie erschraf ein wenig und machte sich von ihm

frei. Sie waren vor dem Hotel angekommen. „Wieso denn mir?“ fragte sie beklommen.

„Ich will mein Bestes tun, um zu verhindern, daß Ihr Bruder Sie ganz ruiniert. Mehr als das versprechen kann ich nicht!“

„Aber wird denn das möglich sein?“

„Ich will's versuchen!“

Sein Blick, der fest auf ihr ruhte, verwirrte sie. Sie fühlte, daß sie rot wurde, und schaute an ihm vorbei in die Friedrichstraße hinaus.

„Aber nun geben Sie mir wenigstens die Hand zum Abschied!“ sagte er. „So! Einen herzhaften Druck! Und Kopf oben!“

Sie hob ihr blondes Haupt mit dem wunderbaren Hut und lächelte unwillkürlich ein wenig. Er auch. Er hielt ihre Rechte fest und schüttelte sie noch einmal. Dann löstete er den Zylinder und sagte herzlich: „Gute Nacht, Fräulein Anne-Marie!“ und ging dann schnell davon und verschwand in dem Gewühl, ehe sie sich von dem Schrecken über die „Anne-Marie“ erholt hatte. Sie trat ins Hotel hinein und gab sich dabei alle Mühe, über seine Vertraulichkeit empört zu sein — aber es glückte ihr nicht recht. Sie war zu müde. Alles drehte sich schon um sie. In ihrem Zimmer angelangt, schlief sie sofort ein. Aber noch im Halbschlummer hörte sie sein kameradschaftliches „Gute Nacht, Fräulein Anne-Marie!“ und seufzte tief auf. . . .

Horst von Henning war inzwischen wieder nach dem Klub geschritten. Der hatte sich jetzt gefüllt.

Ein paar Duzend Pelze und Mäntel hingen in dem Flur. Aber es war still, als sei kein Mensch anwesend. In dem kleinen Restaurantzimmer saßen ein paar Klubmitglieder, jeder einzeln an einem Tisch, und starrten, während sie zu Abend aßen, gedankenvoll vor sich hin, im Leseraum schlief ein breitschulteriger Rennstallbesitzer mit gerötetem Gesicht, die „Sportwelt“ noch krampfhaft in der schlaff herabhängenden Rechten, und nebenan, um den großen Balkarattisch herum, stand und saß eine Menge Herren, die einen im nachlässigen Straßenanzug, die anderen in Frack und weißer Weste mit Goldknöpfen, Prinzen, Rechtsanwälte, Offiziere in Zivil, Börsenbesucher, Rennreiter, Kaufleute, Gutsbesitzer, Rentner — alles durcheinander und alles schweigend und unbeweglich, die Augen starr auf den Karten, so daß von ferne gesehen die mitternächtlige Versammlung in der hellen Beleuchtung von oben eher einer Gruppe von Wachfiguren in einem Schaukabinett als lebenden Menschen glich. Die Luft war heiß und schlecht, da alle Fenster sorgfältig geschlossen und verhängt waren. Schwere Tabakwolken brauten über dem großen Spieltisch und zogen langsam in die Nebenräume und über das kahle Haupt des schnarchenden schlesischen Granden im Lesegemach dahin — zuweilen ein Murmeln — ein kurzer Wortwechsel — dann wieder Stille. Nicht einmal das Klippern von Gold war hörbar. Die bunten Elfenbeinmarken, mit denen man spielte, glitten lautlos über das grüne Tuch. Nur die Karten raschelten und schnalzten leise.

Und so war das gestern — so war das heute — so würde das morgen wieder sein. Das Bild blieb ewig das gleiche, wenn auch die Statisten wechselten. Die einen gewannen Geld, die anderen gingen um die Ecke. Neue kamen nach. Rastlos rollte das Glücksrad weiter, immer weiter, ohne Zweck und Ziel. . . .

Horst von Henning gähnte. Nur einmal aus diesem Dasein heraus! Der Wunsch wurde jede Nacht mächtiger in ihm, wenn er wieder die gewohnten Räume betrat. Ein Gel erfaßte ihn immer schon an der Schwelle. Er wollte nicht hinein und mußte doch. Denn er besaß noch nicht so viel, um als freier Mann zu leben. War er einmal so weit, dann — dazu kannte er sich und seine Willenskraft gut genug — dann rührte er bis zu seinem Tode keine Karte mehr an.

Er blickte umher. Von Benno von Wackerode war nichts zu sehen. Auch einige andere Stammgäste fehlten. Da brachte ihm ein Diener einen Brief. Sofort, wenn Herr von Henning käme, an ihn abzugeben. Er öffnete und las.

„Lieber Henning! Ich bin heute lieber nicht in den Klub. Ich fürchte, meine Schwester macht Skandal. Abends, wie ich hin wollte, stand sie wahrhaftig vor der Türe und lauerte. Ich habe lieber nebenan ein Zimmer im ‚Sigmaringer Hof‘ genommen. Ein paar Leute sind schon da. Bitte, kommen Sie umgehend. Es eilt! Ihr B. v. W.“

Der Klubmann knitterte das Papier zusammen

und steckte es ein. „Esel!“ sagte er dabei aus voller Überzeugung zwischen den Zähnen. Dann ging er hinüber in den „Sigmaringer Hof“. Es war dies ein kleines Gasthaus, das viel von aus Potsdam und Spandau gekommenen Leutnants in Zivil und Gutsbesitzern aus der Mark besucht wurde. Besonders an Renntagen war kein Zimmer zu haben. Daß da gespielt wurde, wußte Jedermann. Aber der Besitzer ließ sich nicht leicht fassen. Ein großer vier-schrötiger Mann mit den Bartkoteletten des früheren Oberkellners saß er, als Horst von Henning eintrat, am Tisch des Restaurants, neben sich ein paar Kenn-depeschen aus Nizza, wo er durch Vermittlung einer Turfagentur in Boulogne gewettet hatte, und spielte mit einem glattrasierten Gentleman aus Hoppegarten und zwei plump-eleganten Herren, die wie Buchmacher aussahen, Skat. Einen ganz soliden Skat! Nur daß der Point fünfzig Pfennige kostete. . . .

Er sprang sofort dienstfertig auf. „Guten Abend, Herr Baron! Die Herren sind oben, Herr Baron! Fritz, führen Sie den Herrn Baron auf Nummer achtundzwanzig!“ Und Horst nickte nur nachlässig und folgte dem Kellner.

Nummer achtundzwanzig war in dichten Zigarren-rauch gefüllt. Ein großer Tisch stand in der Mitte, ein halbes Duzend Herren saß darum herum. Ein Blick des Eintretenden zeigte ihm, daß das Spiel schon hoch war. Hinter den Karten war kein Silber mehr zu sehen — nur ein paar schiefe Türmchen und kleine Haufen von Goldstücken und zwei der

Länge nach zusammengekniffene, wie kleine blaue Dächer dastehende Hundertmarkscheine. Aber noch keine Visitenkarten und Briefumschläge. Man spielte noch um bar, wenn auch das meiste Bargeld unsichtbar in den Taschen der Tafelrunde ruhte.

Am kahlsten sah es vor dem Platz des Bankhalters aus. Wenno von Wackerode hatte offenbar wieder die ganze Zeit verloren. Sein nichts sagendes Gesicht war bleich, die wässerigen Augen starr, das sonst so sorgfältig gescheitelte blonde Haar zerzaust, weil er jede Minute darüber nervös hinwegfuhr und an dem aufgedrehten Sabybärtchen zupfte. Er zitterte vor Spielfieber. Die Umstehenden konnten das nicht merken. Aber als Henning neben ihn trat, sah er, daß das linke Bein des kleinen Referendars unter dem Tisch unaufhörlich vom Knie bis zur Fußspitze sich in einer auf und ab schnellenden Bewegung befand und die darauf gestützte linke Hand abwechselnd die Finger spreizte und wieder krampfhaft schloß. Eben war gesetzt worden. Der Bankhalter zog die Karten ab und verlor. Alles, was vor ihm lag. Einen Augenblick war er unschlüssig. Dann holte er aus der Westentasche ein dünnes Päckchen Hundertmarkscheine, zählte zehn davon ab und sagte heiser: „Die Bank geht weiter mit tausend Mark!“

Henning beachtete er gar nicht. Er gab die Karten, rechts und links und sich und sah dann wartend auf die Herren, die auf seine Einladung schon vor Stunden aus dem Klub, wo es ihnen zu stumpfsinnig gewesen, herübergekommen waren, der

Rechtsanwalt Oftermeier, der kleine sorgenvolle Rentner Pipke mit dem Warschauer Grafen, der alte Baron von Wydenau und zwei Dragoner in Zivil, die auf Telegraphenkommando in Berlin weilten.

Es wurde wieder still. Man hörte nur das eintönige „Bitte, setzen!“ — „Setzt niemand mehr?“ und wieder den plätschernden Fall der Karten — und wieder das stehende „Ich gebe!“ — „Bitte!“ — und dann eine Pause — ein Schwanken — „die Bank bleibt auf sechs“ — und eine Bewegung: der Referendar hatte wieder fast alles an den links von ihm sitzenden kleinen Pipke, den einzigen aus der Runde, der hoch pointierte, verloren. Und ebenso das nächste und übernächste Mal. Der junge Mann schluckte alles, was jener dem immer dünner werdenden Päckchen in der Westentasche entnahm.

Endlich hatte er nur noch achthundert Mark vor sich. Sein linkes Bein wippte verzweifelt unter der Tischplatte. Er hielt den Atem an, während sein Gegner bedächtig die Karten wendete und Pilsner und Trefffünf, den großen Schlag, zeigte. Dann stieß er die Scheine von sich über den Tisch und stand auf. „Ich gebe die Bank ab!“ sagte er kurz und trat in die Ecke des Zimmers, wo er krampfhaft rauchend und verbissen vor sich hinlächelnd stehen blieb.

Der kleine Pipke ordnete inzwischen seinen Gewinn. Er strich die blauen Lappen glatt und stopfte sie in seine Brieftasche, er ließ die Goldstücke hand-

vollweise in die Hosentasche gleiten und war froh, daß er gewonnen hatte, obwohl er es doch gar nicht brauchte. Denn draußen, im westlichen Teil der Potsdamerstraße, wo sein Vater, der Schöneberger Millionenbauer, seine Gärtnerei betrieb und wo jetzt nebeneinander zehn ihm gehörende Zinshäuser standen, arbeiteten ja Tag um Tag seine vielen Mieter, Techniker und Beamte, Offiziere, Kaufleute, Gelehrte bis zur Näherin in der Dachstube und dem Schuster in der Portiersloge und der Wäscherin im Hinterhof für ihn und lieferten ihm vierteljährlich am Ersten ein Fünftel ihres Erwerbs als Wohnungszins ab, den er — Rentner seit seinem achtzehnten Jahr — wie ein großes Sammelbecken aufnahm und an die Ritter vom grünen Tisch, an diebische Lakaien, betrügerische Kofklämme und betagte Zingeltangelfterne weiterfließen ließ. Das war sein Daseinszweck. Sonst hatte er nie etwas getan — ewig gedrückt aussehend mit seinem bleichen, spitzen Gesicht, den matten Fischenaugen und den großen Ohren, ewig verdrießlich, kränklich und mit sich und aller Welt unzufrieden.

Aber darin war er vorsichtig: Er verspielte nie mehr, als er bar bei sich hatte, und ermunterte auch andere nicht dazu. Für heute hatte er seinen Schnitt gemacht und gedachte jetzt geräuschlos zu verschwinden.

Der Referendar achtete nicht auf ihn. Er stand vor Horst von Henning und schimpfte. „Verfluchtes Pech! Das waren nun heute meine letzten baren Moneten! Daran ist nur meine Schwester schuld!

Das bringt natürlich Unglück, wenn einem so ein Frauenzimmer da hineinplagt, die keinen Schimmer von der Geschichte hat! Hören Sie mal, Henning — borgen Sie mir was — nur tausend Emmchen!"

„Sie verspielen's ja doch!"

„Nee — nee!" Er faßte den anderen am Rockknopf und bettelte förmlich, mit weinerlicher Stimme und einem verzerrten Lächeln. „Nur bis morgen früh! Tun Sie mir doch den Gefallen!"

Henning schaute die verstörte kleine Feuratte kopfschüttelnd an. „Sehen Sie lieber nach Hause! Sie sind viel zu aufgereg! Sie schlottern ja förmlich! Sie klappern ja mit den Zähnen, wenn Sie sprechen! In der Verfassung riskiert man doch keinen großen Coup. Morgen ist doch auch noch ein Abend!"

„Ja — morgen!" Benno von Wackerode lachte höhnißch. „Und meine liebe Schwester trommelt inzwischen den Familienrat zusammen! Kuratel! Damit droht sie ganz ungeniert! Schön! Aber dann will ich vor dem Generalfeldwebel und der ganzen Gesellschaft mit vollen Taschen dastehen und ihnen was pfeifen. Es ist ja alles wieder da! Es ist ja nicht wie bei armen Leuten! Was wollt ihr denn eigentlich von mir! Also bitte: nur 'n bißchen Kleingeld! Pipke hält die Bank!"

„Pipke hat kalte Füße gekriegt!" rief Ostermeier herüber. „Er ist weg. Der Pole auch!"

„Na — da sehen Sie's!" Horst von Henning

zuckte die Achseln. „Es fehlt schon an einem Bankhalter! Ober hat einer der Herren Luft!“

Die anderen verneinten. Bei dem Referendar war doch kein bares Geld mehr zu holen. Aber jetzt geriet der ganz aus dem Häuschen. Er bedrängte Horst, vor Leidenschaft stammelnd und kaum mehr die Worte findend. „Dann . . . dann halten Sie, bitte, die Bank . . . ich . . . ich bestehe darauf. Sie . . . Sie müssen unbare Sätze von mir annehmen!“

„Sie sind viel zu erhitzt! Das gibt ein Unglück!“

„Ach . . . erhitzt! Ich bin ganz nüchtern! Ich habe kaum eine halbe Flasche Sekt heute abend getrunken. Das werden die Herren bestätigen — nicht wahr? Na also! Los, bitte! Sie . . . Sie haben mir genug Geld abgenommen! Sie sind mir Revanche schuldig! Ganz einfach!“

„Und wenn ich nicht will?“

„Das . . . das ist dann eben Drückerei! Jawohl . . . Drückerei!“

Horst warf ihm einen scharfen Blick zu. Sein Gesicht rötete sich etwas, aber es blieb unbeweglich. Er setzte sich an den Tisch und legte Geld auf. „Also bitte! Die Bank beginnt mit tausend Mark!“

„Mehr nicht?“

„Nein.“

Der Referendar riß einen Stoß Visitenkarten aus seiner Briefftasche, etwa zwanzig Stück, und begann die Rückseite mit zitternden Fingern zu befräseln: „Gut für tausend Mark.“ Dann schob er die erste

hin und legte ein Streichholz darüber, als Zeichen, daß nur die Hälfte als Einsatz gelten sollte.

Eine Weile wurde der Einsatz verloren, wiedergewonnen und wieder verloren. Horst spielte nach seiner Gewohnheit anfangs so vorsichtig wie möglich. Die linke Seite des Tisches beachtete er wenig. Der müde, alte Herr von Wydenau und die beiden Leutnants, die da saßen, pointierten fast nur zum Schein, da sie nur noch wenig Geld bei sich hatten, und ebenso interessierte sich der Rechtsanwalt eigentlich nur für das hohe Spiel seines Nachbarn und ließ selbst eine Runde nach der anderen aus.

Es war so von Anfang an ein Zweikampf zwischen Horst von Henning und Anne-Maries Bruder. Ein paar Minuten war der im Vorteil. Er gewann mehrmals hintereinander. Drüben ging die Bank weiter, erst mit zweitausend, dann mit dreitausend Mark — unbeirrt, unerschütterlich wie eine Maschine, und holte sich ihr Geld wieder. Und bald glitten auch die Visitenkarten, von denen Benno längst die halbierten Hölzchen weggenommen hatte, davon. Zuweilen ein unschlüssiger Stillstand — dann kamen auch wohl wieder einige zurück — aber in kurzem begann der Zug nach der Bank von neuem. Und Stunde um Stunde verrann. Draußen war tiefe Winternacht, im Hotel alles totenstill, im Zimmer selbst hörte man nichts als das leise Schnalzen der Karten, halblantes Gemurmel, das Klacken eines Stuhls, das Ticken der Uhr auf dem Kamia.

Der blonde kleine Referendar war wie hypnotisiert.

Krampfhaft unter dem Tisch mit dem Knie zitternd, mit einem kranken, leidenden Gesichtsausdruck, Perlen der stummen Qual auf der sommersprossigen Stirne, sah er eine seiner bemalten Visitenkarten nach der anderen dahinschwinden. Jetzt hatte er noch drei, jetzt noch zwei, wieder drei, wieder zwei — nur noch eine — und nun keine mehr. . . .

Draußen in der Dunkelheit regte sich das erste Leben. Vereinzelt Wagenraffeln, Menschenstimmen und schwere Schritte. Die Markthalle in der Nähe öffnete lange vor Tagesanbruch ihre Pforten.

Horst von Henning hatte die Karten zurückgeschoben. „Genug?“ fragte er kühl. Aber der Referendar schüttelte nur, ohne aufzusehen, den Kopf. Er hatte den liegen gelassenen Notizblock eines Kellners entdeckt, auf dem sonst die eintreffenden Fremden Namen und Stand zu verzeichnen pflegten. Davon riß er nun die weißen Blätter ab und beschrieb sie wieder mit seinem „Gut für tausend Mark. Venno von Wackerode.“

Die Bank nahm, was man ihr bot. Der Notizblock wurde dünner und dünner, je verzweifelter der kleine Referendar gegen die Pechserie wütete, die ihn seit dem Abend verfolgte. Er war längst wie von Sinnen. Er spielte planlos, verbissen, ins Blaue hinein. Er kaufte in plötzlicher Wut auf sieben und verlor, er paßte in plötzlicher Angst auf vier und verlor wieder. Wie er es auch anfang — er verlor und sah immer wieder sich gegenüber Horsts gleichgültiges Gesicht mit den vielen Narben um den langen

linken Schnurrbart und hörte seine unerschütterlich ruhige Stimme: „Ich gebe.“ — „Nein?“ und kämpfte von neuem, am ganzen Leib mit kaltem Schweiß bedeckt, gegen das Fatum und taumelte wie ein Trunkener immer weiter dem Abgrund zu.

Das volle Morgengrauen fiel durchs Fenster. Draußen wurde es ganz lebendig. Die Ziehunde kläfften vor den Grünkrampwagen, die Milchkutscher läuteten, die Bäckerjungen pfliffen, im Gasthaus selbst tappten schwere Schritte über die Stiege, die Flurklingel schrillte — die Welt war wach. Innen im Zimmer war es leerer geworden. Die beiden Dragoner hatten sich gedrückt, des bald beginnenden Dienstes wegen. Wydenau schlief sanft in einer Ecke, die Hände gefaltet, mit offenem Mund. Der Rechtsanwalt war aufgestanden und schaute dem Referendar über die Schulter, der noch einen Bon — den letzten von etwa vierzig Betteln — setzte. Er verlor wieder.

Einen Augenblick glözte er geistesabwesend vor sich hin. Dann murmelte er, ohne aufzusehen: „Wie viel steht in der Bank?“

Forst von Henning überslog mit den Augen den Stoß von Betteln vor ihm. „Dreitausend bar und etwa sechzigtausend Mark in Bons!“

Benno zuckte zusammen, schloß die Lider, öffnete sie wieder und sagte plötzlich mit starrem Blick: „Banko.“ Dann hörte man in der Stille sein schweres Atmen. Er trocknete sich mechanisch die Stirne und setzte sich wieder am Tisch zurecht.

Der andere zog die Augenbrauen hoch. „Was?“

Strah, Es war ein Traum

„Banko!“

„Ich verstehe immer Banko!“

„Ja. Banko!“

„Aber Sie hören doch eben: In der Bank sind sechzigtausend Mark!“

„Na ja — die halt' ich eben!“ Benno von Wackerode lachte kurz auf.

Sein Gegner überlegte. Schließlich: selbst wenn er verlor! Da war doch nur die Nähe einer Nacht, ein Haufen Papierschnitzel, dahin. Am nächsten Abend lief ihm das kleine, vom Spielteufel besessene Kerlchen ja doch wieder zu. . . .

Der Anwalt war neben ihn getreten. „Na nu aber Schluß!“ erklärte er energisch. „Nehmen Sie's nicht an, Henning! Seien Sie vernünftig!“ Und halblaut setzte er hinzu: „Wackerode hat's ja gar nicht mehr. Ich kenne seine Verhältnisse. Er ruiniert sich mit dem Coup!“

Der blasse, blonde Mensch drüben ahnte, was vorging. „Banko!“ wiederholte er mit einem irren Trotz in den verglasten Augen und krampfte die Faust vor Ungeduld um die Tischkante. „Ja oder Nein?“

„Sagen Sie ‚Nein‘, Henning!“ rief der Verteidiger, und selbst der alte Herr von Wydenau murmelte auf dem Sofa etwas Unverständliches im Schlaf.

Horst zauderte immer noch. „Überlegen Sie sich's!“ sprach er zwischen den Bänken, und Benno von Wackerode erwiderte zornig, mit der Verzweiflung eines gehezten Tieres: „Banko! Banko!“

„Gehen Sie doch wenigstens vorher ein paar Minuten an die frische Luft,“ mahnte der dritte.

Aber der Referendar schnitt ihm schroff das Wort ab: „Bitte, bekümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten! Nimm die Bank an?“

„Ja.“

Horst von Henning war eigentlich überzeugt, daß er jetzt verlieren würde. Aber er wollte die Sache bis zum Ende durchhalten.

„Einmal nehme ich es an!“ sagte er und sah gelassen zu, wie der Referendar nach der Weinkarte griff, sie in zwei Teile riß und auf die Rückseite der einen Hälfte mit bebenden Fingern, aber doch mit einem schwachen, stolzen Lächeln über die eigene Heldentat auf den bleichen Lippen, die Zahl sechzigtausend und seinen Namen hinkritzelte.

„Ich gebe.“

„Bitte.“

Gleich darauf zuckte der kleine Spieler zusammen. Ein leiser Laut — wie ein Stöhnen — wie wenn er etwas Schmerzhaftes herunterschluckte, kam aus seinem Mund. Er hatte jede Haltung verloren.

Horst von Henning beobachtete ihn kaltblütig und wußte: der hat sich totgekauft! Er überlegte. Dann drehte er, ohne sich eine dritte Karte abzugeben, um. „Die Bank bleibt auf fünf.“

Benno von Wackerode stand stumm auf und warf sein Spiel mit einer Gebärde des Ekels wie einen unreinen Gegenstand von sich. Da lagen Trefffaß, Karovier, Piffünf! Verloren!

Zuerst wiegte er sich ungeschlüssig auf den Stiefelspitzen hin und her und zuckte ein paarmal die Achseln, als könne ihm diese ganze Feuerei nur leid tun. Dann griff er plötzlich gierig nach der zweiten Hälfte der Weinkarte und wollte von neuem schreiben. Aber Horst machte eine abwehrende Handbewegung: „Die Bank paßt.“

„So?“ leuchte der Referendar. „Das wäre ja das Neueste.“

„Keineswegs! Ich hab' es schon vor dem letzten Coup angekündigt!“

„Stimmt!“ bekräftigte Ostermeier.

„Und warum — wenn man fragen darf —?“

„Gründe brauche ich nicht anzugeben!“ erwiderte Horst höflich und kurz.

Der Rechtsanwalt aber, der die scharfe Abfertigung von vornhin noch nicht vergessen hatte, brummte so deutlich, daß es Benno wohl hören konnte, vor sich hin: „Das wären doch nur fiktive Werte! Da ist keine Unterlage mehr da!“

Mit anderen Worten: Du hast dein ganzes Vermögen verspielt, mein Lieber! Bis auf den letzten Heller! Oder vielmehr noch mehr! Deine Ehre dazu! Du treibst nicht in vierundzwanzig Stunden und nicht in vierundzwanzig Tagen das ganze Geld auf, um deine Unterschrift auf dem schmutzigen Bruchstück der Weinkarte drüber und auf den anderen Fehzen einzulösen.

Allmählich begriff jetzt Benno von Wackerode selbst, daß er ein geschlagener Mann war. Alles dahin!

Keine Hoffnung mehr! Die Bestimmung, die ihm im Taumel des Spieles völlig abhanden gekommen, kehrte langsam wieder. „Na — schön!“ sprach er tonlos, mit einem kurzen Aufhusten, immer noch einen Rest von Trotz auf dem Gesicht wie ein auf dummen Streichen ertappter Schuljunge, und ging in die Ecke, um seinen Pelz umzunehmen. Horst verlor ihn nicht aus den Augen. „Sind Sie nachher zu Hause?“ fragte er leichtthin, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen. „Wie? Sie stehen natürlich ganz zu meiner Verfügung? Schön! Dann bin ich gegen zehn Uhr bei Ihnen. Unternehmen Sie, bitte, nichts, ehe ich nicht mit Ihnen gesprochen hab’!“

„Morgen!“ sagte der kleine Referendar heiser und bummelte, den Zylinder schief auf dem flachsfarbenen Kopf, die Hände in den Taschen, den Blick am Boden, langsam wie ein Nachtwandler durch das winterliche Frühlicht davon.

Auch Horst rüstete sich zum Weggehen. Er schob dem Kellner einige Geldstücke hin und sagte dann zu Ostermeier, der sich bemühte, den alten Herrn von Wydenau aus seinem kindlich-festen Schlaf auf dem Sofa zu erwecken: „Haben Sie heute vormittag Zeit? Dann seien Sie doch auch, bitte, nach zehn bei Wackerode!“

Der Rechtsanwalt nickte. „Na ja — man muß die Geschichte arrangieren! Seien Sie froh, wenn Sie die Hälfte in bar besehen! Mehr hat er ja gar nicht mehr! So 'n Kerlchen! Verjurt einfach das Erbe seiner Väter! Na — auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ erwiderte Horst von Henning und ging zu Fuß nach seiner Junggesellenwohnung, aber lange nicht so elastisch und wohlgelaunt, wie sonst nach einer glücklichen Nacht, sondern in tiefem, schwerem Sinnen.

Daheim war der Diener schon auf und hatte alles gerichtet: Bad und kalte Dusche, schwarzen Kaffee, weiße Wäsche und den Reitanzug. Den sah sein Herr an, während er trank, und fragte mechanisch: „Ist's im Tiergarten gefroren?“

Nein! Der perfekte Diener hatte bereits die Stabsordonnanz des Generals nebenan ausgeforscht, die in aller Gottesfröhe schon die Pferde bewegte. Es war nur sehr matschig auf den Reitwegen. Am besten ging es noch gegen das Hippodrom zu.

Dann telefonierte er nach dem Tatterfall, das Pferd bereit zu stellen. Als er es zwei Stunden später vor der Wohnung seinem Herrn wieder abnahm, war der ebenso wie der Gaul bis hoch hinauf mit Rotsprizern bedeckt — eine Folge von langen, gestreckten Jagdgalopps kreuz und quer durch die frische Morgenluft — aber er sah gesund und zufrieden aus, wie ein Mann, der mit sich und seinen Entschlüssen im reinen ist. In aller Eile kleidete er sich um, sah auf die Uhr und fuhr davon zu Benno von Wackerode.

Der Sakai, der ihm öffnete, kispelte bedauernd, der gnädige Herr schliefe noch. Er sei erst vor ein paar Stunden nach Hause zurückgekehrt, habe sofort einen Rohrpostbrief geschrieben und weggeschickt und sei dann . . .

Der Besucher schob ihn ohne weiteres zur Seite, klopfte und trat in das Schlafzimmer, aus dem ein tiefes Schnarchen tönte. Da saß der Herr des Hauses auf einem Stuhl zusammengesunken, noch in Frack und weißer Binde, wie er vom Spiel gekommen war, den Kopf auf die zernitterte Hemdbrust gebeugt, eher einem übernächtigen Zahlkellner im Wiener Café als einer Stütze der Gesellschaft ähnlich.

Als ihn Horst schonend wachrüttelte, starrte er erst eine Weile ganz ausdruckslos um sich. Dann sammelte er seine Erinnerungen. „Donnerwetter!“ sagte er unwillkürlich leise und erschrocken und griff sich mit der Hand an den Kopf. Auf einmal sah er wieder das ganze Unheil der letzten Nacht vor sich. Er schluckte ein paarmal und wurde noch bleicher. „Päh — mir ist ganz übel!“ murmelte er. „Und dabei hab' ich doch gar nichts getrunken! Verfluchtes Pech! — Dieses verfluchte Pech ist es allein! Gott weiß, warum ich immer gerade . . . Wenn nur das Frauenzimmer nicht gekommen wär'!“

„Wer?“

„Wer? Die Kaiserin von China nicht! Meine Schwester! Weil die mir im Genick saß — darum dacht' ich doch, ich müßt's den Abend zwingen — nun hat man die Bescherung . . . Hätt' ich bloß nicht dazu gekauft, sondern ein schlaues Gesicht gemacht — dann wären Sie doch darauf 'reingefallen — dann wären Sie nicht auf Aß und vier geblieben — dann wäre alles anders gekommen — was?“

„Ich bleibe nebenan, bis Sie Toilette gemacht

haben!" sagte Horst von Henning. Er fühlte einen Widerwillen gegen den blonden Tropf, den selbst das große Unglück klein und geschwächigt fand. Unmutig ging er in dem „Arbeitszimmer" des Referendars auf und ab, und wartete, wann endlich das Plätschern und Scharren nebeneinander aufhören würde.

Aber dazwischen vernahm er vom Flur einen anderen Ton. Erst die Türklingel — dann eine wohlbekannte, tiefe Mädchenstimme, die eindringlich mit dem zögernden Diener sprach. Er trat rasch hinaus. Jawohl — da stand sie, groß, schlank und hübsch wie gestern, wieder den unglaublichen Gut auf dem frischen Blondkopf, und schaute voll verächtlichen Unmuts auf den Lakai hernieder. Bei seinem Anblick konnte sie eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken. „Gut, daß Sie da sind, Herr von Henning! Der Mensch hier macht mir Schwierigkeiten! Ich werde mir doch wohl noch erlauben dürfen, mit meinem Bruder zu sprechen, wann es mir paßt, und nicht, wann er gütigst die Stunde befohlen hat."

„Kommen Sie nur!" sagte Horst und führte sie in das Zimmer. Dort, im helleren Lichte, bemerkte er erst, daß sie nicht mehr so ländlich-gesunde, rote Wangen hatte wie gestern. Sie sah förmlich vergeistert aus.

„Was haben Sie denn?" fragte er, die Hand festhaltend, die sie ihm gereicht.

„Da! Einen Brief!" Sie holte ein Rohrpostkuvert hervor. „Wie ich aufstand und ohnedies schon

so beklommen war — allein im Hotel, unter fremden Leuten — da donnert's an die Türe! Ein Rohrpostbrief! Und im selben Augenblick wußt' ich schon: von Benno! Der Bengel hat wieder Dummheiten gemacht! Eine Riesendummheit! Ich fühle es.“

„Zeigen Sie mal her!“

Sie gab ihm das Blättchen und er las. „Liebe Anne-Marie! Ich hatte gestern ein paar unvorhergesehene Ausgaben! Du mußt mir für vierundzwanzig Stunden mit ein bißchen Bargeld aushelfen. Morgen bekommst Du es bestimmt wieder und ein hübsches Geschenk dazu. Also leihe mir bitte das Reisegeld, das Du bei Dir hast, und sage dem Wetter vom Generalstab, Du hättest nicht genug mit. Dann leiht er Dir auch und Du gibst es mir. Aber sage ihm nicht, daß es für mich ist. Vielleicht kannst Du mir auch ein Schmuckstück bis morgen leihen. Je mehr, je besser! Ich komme Mittags zu Dir. Vorher kann ich nicht. Ich habe um zehn Uhr eine wichtige geschäftliche Besprechung. Dein treuer Bruder Benno.

N.S. Hast Du nicht eine oder die andere Freundin hier? Die könnten auch helfen. Nur recht viel! Gruß!“

„Als ob ich ihn nicht kannte!“ sagte Anne-Marie, mit zuckenden Lippen den Brief zurücknehmend. „Wenn mir der Mensch so schreibt — nach allem, was gestern war — dann hätt' er auch gleich offen schreiben können: Ich habe heute nacht aus Troß, recht wie ein dummer Junge, mein ganzes bares Geld verspielt. Nun bist du gut genug, mir neues Geld beizuschaffen,

das ich verjagen kann! Ist's so, Herr von Henning, oder nicht? Sie müssen es doch wissen!"

Der andere zögerte einen Augenblick. Dann sagte er entschlossen: „Nein — es ist nicht so! Es ist schlimmer!"

„Noch schlimmer? Wie ist das möglich?"

„Insofern, als man nicht nur um bares Geld, sondern auch um Ehrenscheine spielen kann."

„Und das hat der Unmensch getan?"

„Gründlich — bis heute morgen um sieben!"

„Und . . . und . . . ich wage gar nicht mehr, weiter zu fragen: Ist es viel?"

„Ja."

Sie setzte sich, ballte die Fäuste zusammen, um ruhig zu bleiben, und fragte dann tonlos: „Wie viel?"

„Ungefähr hundertzwanzigtausend Mark!"

Sie hörte die Summe still an. Sie begriff sie offenbar gar nicht auf einmal. Denn sie sprach mit großen Augen. „Ja — aber — so viel haben wir ja gar nicht . . ."

„Das fürchte ich auch!"

„Das — das ist ja gar nicht möglich! Unser Gut Wackerode ist doch nur eine arme, kleine Klitsche . . . und schon die Hypotheken darauf . . . und nun . . . wie viel sagen Sie . . .?"

„Hundertzwanzigtausend!"

Sie fuhr mit einem Schreckensschrei in die Höhe. Jetzt erfaßte sie es. „Also mit einem Wort: Wir sind ruiniert! Benno hat glücklich sich und uns zu Bettlern gemacht. Es ist alles verloren!"

„Es kommt darauf an, wer es gewonnen hat!“
sagte Horst gleichmütig.

„Und wer ist das?“

„Ich.“

Darauf war es eine Weile ganz lautlos im Gemach. Anne-Marie stand am Fenster. Er konnte ihr Antlitz nicht sehen. Er merkte nur, daß sie am ganzen Körper zitterte. Endlich sagte sie dumpf: „O pfui.“

Und da er nichts entgegnete, wiederholte sie, tief Atem schöpfend: „O pfui! Das hätt' ich nicht gedacht!“

Sie wendete sich langsam herum und schaute ihm fest in das Gesicht. Große Tränen rannen ihr über die Wangen.

„Auf das Unglück selbst — auf das war ich schon gefaßt! Ich hab's kommen sehen, seit Wochen. Das trag' ich verhältnismäßig ruhig. Man ist förmlich froh, daß man aus den Ängsten und schlaflosen Nächten heraus ist und etwas Gewisses vor sich hat. Aber daß Sie — Sie, der mir gestern noch versprach, mir zu helfen — daß Sie . . . o . . . das schnürt mir förmlich die Kehle zu. Ich muß doch recht dumm sein, daß ich mich so in einem Menschen täuschen konnte . . .“

„Was hab' ich Ihnen denn versprochen?“ sagte Horst von Henning. „Ich wollte verhindern, daß Ihr Bruder Sie ruiniert. Das ist mir dank seinem blinden Eifer geglückt! Er hat nichts mehr und kann also auch in Zukunft nichts mehr verspielen, was Ihnen gehört!“

Sie wurde noch bleicher vor Zorn. „Wollen Sie mich verhöhnen? Was gehört mir denn? Nichts!“

„Das wissen Sie ja noch gar nicht, Fräulein von Wackerode!“ sagte ihr Feind gelassen. „Ah — da kommt ja Ihr Bruder zum Vorschein! Seien Sie nicht hart zu ihm. Er sieht schon kläglich genug aus!“

Der kleine Referendar war ein Bild des Jammers, wie er langsam, scheu und übernächtlich hereinschlich. Er warf einen angstvollen Blick auf seine Schwester, die ihm in stummem Grimm den Rücken zudrehte. Die Troststimmung, in der er ihr noch des Morgens gleich nach der Heimkehr den Rohrpostbrief geschrieben, war verflogen. Der Aschermittwoch war da. Er sank schlaff auf einen Stuhl und brach plötzlich in heiße Tränen aus.

Sie schaute sich gar nicht nach ihm um. „Ach, laß das Heulen!“ sagte sie voll Verachtung in der tiefen Stimme.

Aber er weinte immer weiter und schluchzte abgebrochene Worte dazwischen. Er war ein Elender! Nicht wert, daß ihn die Sonne beschien! Ein Mensch ohne Sinn und Verstand — kaum noch den Schuß Pulver wert, der ihm allein noch übrig blieb — jede Fliege an der Wand war nützlicher als er. . . .

„Na, na!“ widersprach Horst, ohne daß sein Ton gerade sehr aufmunternd klang.

Aber der andere blieb dabei. Kerls wie er gehörten nicht mehr auf die Erdoberfläche. So dumm zu sein und auf die Fünf nicht zu passen . . . Wo doch die Bank sicher sich sonst totgekauft hätte. . . .

Das war der Endpunkt seiner Gedanken. Weiter reichte es bei ihm nicht.

„Also einfach alles beim Teufel!“ sagte er schließlich matt. „Lieber Henning . . . wir müssen uns verständigen! Nicht nur wegen der vierundzwanzig Stunden Frist. Damit nimmt man's ja doch nicht so genau. Aber ich hab', ehrlich gesagt, überhaupt weit mehr verspielt als ich besitze. Ich kann überhaupt nicht alles zahlen . . . Wenn Sie darauf bestehen, muß ich mich totschießen! Und das geht doch nicht! Nicht wegen mir! Aber ich muß mich doch den Meinigen erhalten. Ich muß doch jetzt für die Meinigen sorgen . . . ich bin doch der einzige Mann in der Familie . . .“

„Das Familienoberhaupt!“ sagte Anne-Marie vom Fenster her mit einem dumpfen Auflachen des Hohnes. „Der letzte Wackerode!“

Der kleine Referendar schwieg reuevoll und weinte wieder wie ein Kind. Der einzige, der gelassen blieb, war Horst von Henning. „Also was machen Sie mir für Vorschläge?“ fragte er ganz geschäftsmäßig.

Benno zauderte, voll Furcht vor seiner Schwester, und stieß dann mühsam hervor: „Geben Sie mir die Ehrenscheine zurück — den ganzen Packen — und nehmen Sie dafür mein Gut Wackerode. Es ist freilich nicht so viel wert, als ich Ihnen schuldig bin. Aber was soll ich sonst tun? Dann brauche ich mir wenigstens nicht eine Kugel vor den Kopf zu schießen. . .“

Horst von Henning nickte und ging nach der Türe. „Etwas Ähnliches wollte ich Ihnen auch proponieren!“ sprach er dabei, „und habe mir daher erlaubt, unsern Klubfreund als erfahrenen Juristen hierher zu bestellen! Ich glaube, er ist eben gekommen! Ja! Da ist er! Treten Sie nur ein! Herr Rechtsanwalt Ostermeier — Fräulein von Wackerode! Und nun, nehmen Sie, bitte, gleich am Schreibtisch Platz.“

Ostermeier hatte sich gesetzt und Papier und Feder zur Hand zurechtgelegt. Er sah so blühend und rosig aus wie nur je nach einer seiner ohne Schlaf verbrachten Nächte. „Also bitte!“ sagte er, neugierig nach Anne-Marie blickend, die unbeweglich, ohne sich um die anderen zu kümmern, am Fenster stand.

Der Referendar schluckte ein paarmal und begann dann heiser: „Sie wissen ja . . . mein verwünschtes Pech . . . diese Nacht . . . ich bin zu schwer angeschossen . . . ich . . . ich muß mein Gut Wackerode hergeben . . .“ Die Tränen erstickten seine Stimme. „Schreiben Sie, bitte . . . daß ich's abgebe . . . mit allem . . . gegen den Betrag der Schuldscheine, die Herr von Henning von mir in Händen hat. . .“

Der Rechtsanwalt überlegte, machte ein paar Notizen und murmelte dabei: „Also Sie verkaufen Ihr Gut? Der neue Eigentümer ist Herr von Henning in Berlin, der . . .“

„Das ist er leider nicht!“ sagte Horst. Und als die beiden anderen erstaunt aufsahen, fuhr er fort: „Sehen Sie: Sie, Wackerode, haben Ihr Ehrenwort

verpfändet und müssen das Gut abgeben — aber ich wiederum habe gestern abend mein Ehrenwort verpfändet, es Ihrer Familie zu bewahren. Sie können es nicht behalten — ich kann es nicht annehmen — also muß es schon ein dritter kriegen! Treten Sie's der Einfachheit halber Ihrer Schwester ab! Dann bleibt es in der Familie! Nun ja . . . mein Gott . . . sehen Sie mich doch nicht alle so entsetzt an! Ich will auch einmal im Leben eine Dummheit machen! Ich will es auch einmal so gut haben wie andere Leute. . . .“

Anne-Marie stand ganz betäubt da. Aber den kleinen Referendar ergriff eine plötzliche Wut. „Das ist ein abgekartetes Spiel!“ schrie er aufspringend. „Das ist hinter meinem Rücken abgemacht. Man hat mich in eine Falle gelockt. Dagegen protestiere ich denn doch entschieden! Ich soll zu Gunsten meiner Schwester . . . fällt mir nicht ein — verstehen Sie, Herr von Henning?“

Der antwortete ihm gar nicht, sondern sagte nur melancholisch zu dem Rechtsanwalt: „Komisch sind die Menschen — nicht wahr? . . . 'nem Fremden will er's geben . . . der eigenen Schwester nicht. Nehmen Sie ihn mal untern Arm und reden Sie ihm im Nebenzimmer gütlich zu. Wir warten hier unterdessen!“

„Na schön!“ Ostermeier legte dem Hausherrn die Hand auf die Schulter und zog den heftig Widerstrebenden mit sich fort. Die Türe schloß sich hinter ihnen.

„Glauben Sie ja nicht, daß mir das leicht geworden ist!“ sagte gleich darauf Horst von Henning zu Anne-Marie, die immer noch kein Wort gefunden hatte. „Im Gegenteil. Seit Jahren geht mein Sinnen und Trachten darauf, ein Gut zusammenzukriegen und mich zur Ruhe zu setzen — für immer weg von den Karten und in den Sattel und übers Feld als ein richtiger, schwerfälliger Landjunker, der ich eigentlich bin. Nun hätte ich's gehabt! Da sollte es wieder nicht sein! Diese Nacht hab' ich für Sie gespielt — nicht für mich!“

Jetzt sprach das Fräulein von Wackerode zum ersten Male — trohig vor Verwirrung und Verblüffung: „Sie wissen ja gar nicht, ob ich das annehme . . .“

Er lachte. „Na — das wäre schön dumm . . .“

„Es ist doch Ihr Eigentum!“

„Das Ihre!“

„Uns beiden kann es doch nicht gehören!“

Er sah sie an und sagte einfach: „Warum denn nicht?“

Da überzog langsam eine helle Röte ihr Gesicht. Ostermeier trat wieder ein. „Geben Sie mal die Bons her!“ bat er.

Horst zählte ihm das Papierpäckchen vor, an dem das Wohl und Wehe von Wackerode hing, und wiederholte, als der Rechtsanwalt verschwunden war, gedämpft: „Warum denn nicht, Fräulein Anne-Marie?“

Sie erwiderte nichts und er wartete geduldig, bis nach kurzem der Jurist wieder erschien, ein Schriftstück

in der Hand. „Das ist erledigt!“ sagte er. „Ich nehm's gleich mit, wegen Stempel und Beglaubigung. Wohin soll ich's dann schicken?“

„An Fräulein von Wackerode — natürlich!“ entgegnete sein Klubgefährte.

Aber sie widersprach und ihre Wangen färbten sich noch dunkler. „Nein. So nicht!“

„Also wie soll's denn geschehen?“

„Sie müssen es selbst nach Wackerode bringen!“

„Schön! Wann denn?“

„Wann Sie wollen! Gleich morgen! Oder . . .“ sie stockte, holte tief Atem und sagte dann entschlossen: „. . . oder kommen Sie doch gleich mit!“

Daraufhin verließ der Rechtsanwalt Ostermeier diskret das Zimmer. . . .

* * *

Bald nachher tönte aus dem Nebengemach ein dumpfes Rumpeln. Anne-Marie machte sich erschrocken aus Forsts Armen los. „O Gott . . . Benno! Er tut sich was an . . . aus Kränkung und Reue . . .!“

„Ach wo!“ beruhigte er sie. Aber sein Gesicht wurde doch besorgt. Mit zwei Sprüngen war er an der Türe und riß sie auf.

Drinne saß der kleine Referendar, die Schnurrbartbinde hinter den Ohren festgeknüpft, vor dem Ofen, dessen Aufklappen sie nebenan gehört hatten, und verbrannte bitterlich weinend alle seine schönen Ehrenscheine. Es war ein feierliches Autodasé. Eben loberte die Weinkarte, auf die er Banko ge-

halten, empor und überflamnte sein kümmerliches Blondköpfchen mit einer Art von Heiligenschein. Und wie ein Märtyrer schaute er auf die Eingetretenen, trübe, still und vorwurfsvoll, mit wässerig-feuchten Augen.

Da mußte das Fräulein von Wackerode zum ersten Male, seit sie in Berlin war, laut lachen und sprach herzlich: „O du Schaf! Du wirst jetzt kurz gehalten, mein Lieber! Künftig spielst du um Nüsse und Bohnen. Und nun komm! Ich verzeih' dir! Gib mir die Hand! Und dem da auch! Merkst du nichts? Jawohl: Wir bleiben beisammen — er und ich! Gegen dich war er böse. Nun soll er zu mir doppelt gut sein. . . .“

„Gott . . . gut und böse!“ sagte Horst, wieder den Arm um sie legend. „Ich glaube faktisch: das ist, je nachdem man einen Menschen von rechts oder von links ansieht! Es ist doch immer derselbe Kerl — nur in anderer Beleuchtung! Ich kann das nicht so ausdrücken. Ich meine nur: es geht alles so ineinander im Menschen! Und schließlich sind wir eben arme Teufel und tun nicht, was wir wollen, sondern was wir müssen. . . .“



Rudolph Stratz:

Der weiße Tod Roman aus der Gletschermwelt
Achte Auflage Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Buch der Liebe Sechs Novellen Zweite Auflage
Geheftet 2 Mark 50 Pf. In Leinenband 3 Mark 50 Pf.

Der arme Konrad Roman aus dem großen
Bauernkrieg von 1525
Dritte Auflage Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Die letzte Wahl Roman. Dritte Auflage
Geheftet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Montblanc Roman
Fünfte Auflage Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Die ewige Burg Roman aus dem Odenwald
Vierte Auflage Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Die thörichte Jungfrau Roman
Fünfte Auflage
Geheftet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Alt-Heidelberg, du Heine . . .
Roman einer Studentin. Sechste Auflage
Geheftet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Es war ein Traum Berliner Novellen
Vierte Auflage
Geheftet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Lörg Trugenhoffen
Ein deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen
Geheftet 2 Mark. In Leinenband 3 Mark

Hermann Sudermann:

Im Bivielicht

Bwanglose Geschichten. 29. Auflage

Geheftet 2 Mark

In Leinwand geb. 3 Mark. In Halbfranz geb. 3 M. 50 Pf.

Frau Sorge

Roman. 71. Auflage

Mit einem Jugendbildnis des Dichters

Geheftet 3 M. 50 Pf.

In Leinwand geb. 4 M. 50 Pf. In Halbfranz geb. 5 Mark

Geschwister

Zwei Novellen. 26. Auflage

Geheftet 3 M. 50 Pf.

In Leinwand geb. 4 M. 50 Pf. In Halbfranz geb. 5 Mark

Der Kakensteg

Roman. 53. Auflage. Jubiläums-Ausgabe

Mit einem Bildnis des Verfassers

Geheftet 4 Mark. In Pergamentband 5 M. 80 Pf.

Jolanthes Hochzeit

Erzählung. 26. Auflage

Geheftet 2 Mark

In Leinwand geb. 3 Mark. In Halbfranz geb. 3 M. 50 Pf.

Es war

Roman. 34. Auflage

Geheftet 5 Mark

In Leinwand geb. 6 Mark. In Halbfranz geb. 6 M. 50 Pf.



